Vermischte Schriften

von

Ernst von Houwald.

Erstes Bändchen.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1825.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Bibliothek

Seinem Freunde,

dem Königl. Sächsischen Geheimen Kriegskammer-Rath und Major,

Ludwig Grahl

widmet

beide Bändchen dieser Sammlung

der Verfasser.

Widmung.

Sonnett an Grahl.

Die Blumen, die ich hier zum Kranz gewunden,
Sie sind verschiednen Frühlingen entsprossen.
Doch alle sind es freundliche Genossen
Von meines innern Lebens höhern Stunden.
Ihr Farbenkleid sagt was ich einst empfunden;
Es blüh'ten viele auf, vom Thau begossen,
Der so der Freude, wie dem Schmerz geflossen,
Und manche wurden Heilkraut meiner Wunden. —

Du kennſt ſie alle; haſt mit zarten Sorgen
Sie oft weit inniger, als ich, gehegt.
Du weißt es, wie am frühſten Lebensmorgen
Sich in der Seele ſchon ihr Keim geregt.
Drum weih' ich Dir den Kranz: er iſt geborgen,
Weil er zum Schutz des Freundes Namen trägt.

Neuhaus bei Lübben in der Nieder-Lauſitz,
am 6. März, 1825.

Ernſt v. Houwald.

Inhalt.

1. Widmung.
2. Die Freistatt. Ein tragisches Bild. 1817. . . . S. 1
3. Seinem Schicksal kann niemand entgehen. Dramatisirtes Sprichwort. 1818. . . — 45
4. Jacob Dhau, der Hofnarr. Erzählung. 1819. . . . — 95
5. Das Seetreffen bei Nacht. Historische Skizze. 1819. . . — 211

Die Freistatt.

Ein tragisches Bild in einem Acte.

1817.

Personen.

Conrad v. Ulstrade, Senator und Patricier einer Reichsstadt.

Sara, seine Frau.

Johannes Bruck, Todtengräber.

Ein Officier und Wache.

Der Schauplatz ist in der Wohnung des Todtengräbers.

Erſte Scene.

Ein kleines hallenartiges Zimmer, durch eine von der Decke herabhangende Ampel nur matt erleuchtet. An der Seite eine Ruhebank. Im Hintergrunde ein groſser Vorhang, der einen weiten Ausgang verdeckt.

Sara v. Ulſtrade. Johannes Bruck.

Sara.

Ich hab' Euch eine Leiche hergebracht.
Vorgeſtern Nacht
Iſt jene arme Frau verſchieden. —
Und nun, mein Freund, gebt ſorgſam acht,
Ob zu befürchten ſteht, daß ſie hienieden
Vielleicht doch noch einmal erwacht!

Johannes.

Befürchten? — paßt es nicht in Euren Kram,

Wenn er, der ihr das Leben nahm,
Es noch einmal auf kurze Zeit verliehe? —

Sara.

Das wohl! Die Freundin starb mir viel zu frühe!
Doch soll der Schiffer immer noch nicht landen,
Der schon die Arme nach dem Ufer streckt? —
Freund, wer einmal den heissen Kampf bestanden,
Dem gönn' ich, daß man ihn nicht wieder weckt.

Johannes.

Ihr habt wohl Recht! — es wäre fast, als führte
Man vom Schaffot aus Todesangst und Pein
Den armen Sünder wieder heim, und rührte
Ihm noch einmal die Henkersmahlzeit ein.
Drum mag sie ruh'n, und ich will Wache halten;
Doch schläft sie fest, so daß sie nichts mehr weckt,
Dann sey das Kissen leicht auf sie gedeckt.

Sara.

Ein schauerliches Amt müßt Ihr verwalten.
Fühlt Ihr Euch nie von' Geisterfurcht erschreckt?

Johannes.

Nein! Geister, o! sie wären mir willkommen!
Ich wohne hier so einsam, so allein! — —
Doch wen das Jenseit einmal aufgenommen,
Der mag nicht mehr den Gräbern nahe seyn.
Glaubt nur, ich lauscht' an jener dunklen Pforte,
Neugierig oft und horchend, wie ein Kind,
Doch nimmermehr vernahm ich leise Worte.

Sara.

Sie ruh'n wohl all' in Friede! — Selig sind,
Die in dem Herrn entschliefen! — Darum gönn'
Ich meiner armen Freundin auch die Ruh.

Johannes.

O nennt mir sie, auf daß auch ich sie kenne,
Eh' ich sie deck' auf ewig zu.

Sära.

Ich kann Euch nicht den theuren Namen
sagen! —
Es wird Euch doch hier Niemand fragen,
Wo Ihr ſie einſam ſcharrtet ein? — —
Ach, dieſes Weib hat viel verloren,
Und ſchien vom Schickſal doch erkoren,
Die Glücklichſte der Glücklichen zu ſeyn! —
Hold war ſie, wie die Roſ' im Lenze,
Und ihre ſchönſten Myrthen-Kränze
Flocht früh die Lieb' ihr durch das Haar.
Es hatte ſie ein Mann zum Weib' erkiſen,
Der von dem Vaterland geprieſen,
Als Held, als Menſch, als Gatte war.
Ein lieblich Kind ward ihr gegeben;
Sein junges Leben
Ging wie ein goldner Morgen auf. —
So ſtand ſie in der Freunde Mitte,
Und Segen floß auf ihre Tritte
Wie Himmelsthau auf Blumen drauf. — —
Das alles hat man ihr genommen! — —
Zu mir gekommen
Iſt ſie als eine Bettlerin. — —
Von allem war ihr nichts geblieben,

Als nur das treue Herz zum Lieben,
Als der ergeb'ne fromme Sinn. —

Sie trocknet die Augen.

Johannes,

abgewendet für ſich.

Von allem iſt mir nichts geblieben,
Und in der heiſſen Kraft zu lieben,
Sinkt ſtill verzehrt das Herz dahin! — —

Zu Sara.

Weint nicht! Sie ruht! — der Sturm des Lebens
Schlägt an die Feſte hier vergebens,
In welcher ich der Schirmvogt bin.

Sara.

Freund, eben darum, ach! beneide
Ich die Verblichne! — Glaubt es mir,
Faſt läg' ich gern im Sterbekleide
Statt ihrer auf der Bahre hier.

Johannes.

Wie kommt Ihr zu den Grabgedanken?
Ihr ſeyd ja noch ſo jung und ſchön,
Und habt wohl kaum des Lebens Schranken
Sich Eurem Blick erſt öffnen ſeh'n.

Sara.

Ach! wer das Kleinod, ihm vor allem theuer,
So unverſchuldet früh verlor, wie ich,
Der kehrt ſich von des Lebens Feſttagsfeier,
Und wendet zu den Gräbern ſich.

Johannes.

Noch blüh'n der Blumen wohl für Eure Pfade!
Doch, edle Frau, nennt Euren Namen mir.

Sara.

Ich heiße Sara von Uſtrade.

Johannes, erſtaunt.

Uſtradens Gattin? — des Senators hier?

Sara.

Deſſelben. — Doch behaltet ja den Glauben,
Ich wäre eine hochbeglückte Frau.

Johannes.

Ihr ſeyd es auch! ich laſſ' ihn mir nicht rauben!
Ich kenne Euren Ehgemahl genau.

Sara.

Dann liebt Ihr ihn, dann müßt Ihr ihn verehren!
Wer ist, wie er, der Lieb' und Achtung werth? —
Drum, was ein armes Frauenherz beschwert,
Soll Euren Glauben an ihn nicht zerstören. —
Gehabt Euch wohl! — Vergesset meine Worte!
Wer Gräber baut, wird ja verschwiegen seyn!

Johannes.

Gestrenge Frau! Ihr wollet mir verzeih'n,
Ich lass' Euch nicht von diesem stillen Orte;
Will Eurem Kummer erst in's Auge sehen.
Glaubt nur, in eines Todtengräbers Brust
Schlägt auch ein Herz, das Eure zu verstehen,
Und seyd Ihr selbst Euch keiner Schuld bewußt,
Verheiß' ich Rath und Hülfe.

Sara.

Euer Wille
Gilt für die That. — Doch, guter Mann,

Ein schuldlos Herz erduldet in der Stille;
Der liebt nur rein, wer schweigen kann.

Johannes.

So? — Nun dann kann ich Euer Leid nicht enden.
Wär's Ehekummer, hätt' ich doch gehofft,
Ihn durch Vertrau'n leicht wieder abzuwenden,
Denn Euren Ehgemahl, ihn sprech' ich oft.

Sara.

Wie? meinen Mann? — Wann könnte dieß geschehen?

Johannes.

Ist er denn nimmer von Euch fern?
Habt Ihr sein Schlafgemach nie leer gesehen?

Sara, bewegt.

Ich bitt' Euch, sprecht, wo sah't Ihr meinen Herrn? —

Johannes.

Hier sah' ich ihn. — In diesen stillen Mauern
Weilt er allnächtlich — aber nicht allein.

Sara.

Schweigt! — ich mag ſein Geheimniß nicht erlauern,
Und bitte Gott: er möge ſchuldlos ſeyn! —

Johannes.

Iſt dieß vielleicht der Kummer Eurer Seele? —
Ward nicht in Euch ein leiſer Argwohn laut? —
Zürnt nicht, wenn ich Euch das Geheimniß ſtehle;
Ich glaub', ich hab' Euch tief durchſchaut.

Da Sara ſchweigt, fährt er fort.

Entdeckt Euch mir, fühlt Ihr Euch rein im Herzen!
Ich ſteh' Euch näher, als Ihr denkt,
Und ſchwör' es Euch, ich tilge Eure Schmerzen,
Eh' ſich der Tag noch einmal ſenkt.

Sara, ſchüchtern.

Wer aber ſeyd Ihr? — daß ich Euch vertraue? —

Johannes.

Fragt nicht! — Jetzt bin der Todtengräber ich,

Und weil ich feste, ew'ge Häuser baue,
So baut auch nur getrost auf mich.

Sara.

Liebt Ihr Ulstraden auch? —

Johannes.

In vollem Sinne!
Ich fragt' Euch nimmer, wär' ich nicht sein Freund!

Sara.

Freund meines Herrn, so hör', und dann beginne
Dein Werk, das wieder uns vereint.
Ich war ein glücklich Weib, und es zu bleiben
Fühlt' ich im Herzen Muth und Kraft.
Ich will Euch nicht mein herrlich Loos beschreiben,
Ihr kennt den Gatten, der mir's schafft.
Nicht Liebe war's allein, wornach ich strebte,
Auf meines Gatten unbedingt Vertrau'n,
Das ich durch mein's in seiner Brust belebte,
Hofft' ich fest unser Glück zu bau'n.
Und seht, es war mir endlich ja gelungen,
Ich wußt' um alles, was er dacht' und that.

Galt es in wicht'ger Zeit verſchwieg'ne Zungen,
So ſaß ich dennoch mit zu Rath. —
Und blutete das arme Vaterland,
Und reichten ſich die Männer treu die Hand,
Entgegen den Bedrängern kühn zu gehen,
So durft' auch ich in ihrem Kreiſe ſtehen,
Zu ſegnen ihr geheiligt Band. — —
Ach! aber ſchon ſeit Monden hingegangen,
Ruht ein Geheimniß in des Gatten Bruſt.
Ein düſt'rer Ernſt wohnt ihm auf Stirn und Wangen;
Oft ſchleicht er nächtlich fort, mir kaum bewußt.
Was will er nicht auf meine Seele bauen? —
Was hält er dieſem Herzen für zu ſchwer? —
Ach! ich verzeihe! — faßt' er nur Vertrauen,
Und ſagt' es frei: „ich liebe Dich nicht mehr!“ —

Johannes.

Nein, edle Frau! — nein, in Ulſtradens Seele
Wohnt einzig Sara's heißgeliebtes Bild.

Doch will ſie ſein Vertrau'n, nun dann verhehle
Auch ſie ihm nicht, was ihre Bruſt erfüllt.
Auch Ihr habt ein Geheimniß auszutauſchen.
Wo weilt Ihr oft bei ſtiller Nacht? —
Ulſtrade iſt zu ſtolz, Euch zu belauſchen,
Ob man gleich viel ihm hinterbracht.

Sara.

War dieß ſein Gram? Er ſoll es jetzt erfahren,
Was ich aus Lieb' und Schonung ihm verbarg.
Ich brauch' es länger nicht mehr zu bewahren,
Viel ſich'rer dort bewahrt's der Sarg.
Dieß Weib, verlaſſen und verfolgt von allen,
Mit einer Gramesbürde, ach! ſo ſchwer!
Das arme Leben Henkern ſelbſt verfallen,
Sie kam, um Schutz zu ſuchen, zu mir her.
Und eingedenk der frühern Jugendliebe,
Nahm ich ſie auf bei mir,
Und, daß es ja ein tief Geheimniß bliebe,
Stahl ich mich nur die Nacht zu ihr.

Johannes.

Und weshalb durft' es Euer Herr nicht wiſſen?

Sara.

Sie wurde ja verfolgt von Schritt zu Schritt.
Wüßt' er's, dann hätt' er sie beschützen müssen,
Dann ward ihr Unglück auch das seine mit.

Johannes.

Ihr hattet recht! — Geächtete zu schützen,
Ist ein undankbar und gefährlich Ding.

Sara.

Doch im Geheim konnt' ich der Freundin nützen,
Bis sie in meinem Arm zur Ruhe ging.

Johannes.

Ihr seyd ein edles Weib! und Euer Gatte
Ist Eurer werth, auch er ist rein wie Ihr! —
Wenn dieß nur zwischen Euch gestellt sich hatte,
So endigt Euer Kummer hier.

Sara.

So hätt' ich wirklich bei Euch Trost gefunden? —
Von Gräbern ging ich fast beruhigt fort? —

Johannes.

Hier heilen ja am leicht'ſten Herzenswunden! —
Und glaubt' es nur, ich halte Wort,
Denn eh' die Sonne wieder ſenkt ſich nieder,
Seyd Ihr verſöhnt mit dem Gemahl.
Doch aber ſprecht, wann kommt Ihr morgen wieder? —

Sara.

Wenn bei dem erſten Frühroths ſtrahl
Vom Thurm des Doms man bläſt den Morgenſegen,
Stell' ich mich wieder bei Euch ein;
Dann woll'n die Todte wir zur Ruhe legen.

Johannes.

Gut! ich will Eurer dann gewärtig ſeyn. —

Sara.

Gehabt Euch wohl! Sie geht ab.

Zweite Scene.

Johannes Bruck, allein.

Johannes.

So treu haſt Du geſchwiegen,
So treu, mein Conrad, als ich's kaum geglaubt! —
Der ſtille Gram in Deiner Sara Zügen
Hat ſelbſt Dir mein Geheimniß nicht geraubt? —
Ich kannte wohl das Herz, auf das ich baute! —
Doch Eure Liebe ſollt' ich ſtören? — nein!
Ein ſolches Weib verdient wohl die Vertraute
Von tiefem Männergram zu ſeyn. —
Und warum wollt' ich auch noch ſorgen? —
Hier ſucht mich nicht mehr des Tyrannen Blick.
Vor dieſer Feſte bebt er ſcheu zurück,
Wo er das Volk, durch ſichern Wall geborgen,
Nicht mehr mit ſeinem Krieg kann überziehn;
Wo die Verweſung durch die Hügel ſchreitet,

Wie Wolkenschatten über Gletscher fliehn,
Und ihm sein Heereslager zubereitet. — —
Ich fühl' es auch, an dieses Herzens Schlägen,
Bald wird die Sanduhr abgelaufen seyn;
Ich werde bald den Spaten niederlegen,
Und bei der Arbeit schlummern ein.
Und morgens weckt mich dann Eleonore,
Sie steht mit ihrem Sohn am Strahlen-Thore
Der Ewigkeit und harret mein. — —
Doch nicht wie ich, — wie Du willst, Herr der Gnade!

Dritte Scene.

Johannes Bruck und Conrad v. Ulstrade.

Conrad,
rasch hereintretend.

Hier bin ich endlich! — ist es spät? —

Johannes.

Schon Mitternacht! Doch, mein Ulstrade,

Was kümmert's uns, wie ſchnell die Zeit vergeht? —

Conrad.

O, könnt' ich Monden jetzt zuſammen faſſen,
In einem Griff, und hinter mir ſie weit
Mit ihrer Zentnerlaſt verſinken laſſen! —
Mir graut vor meines Lebens nächſter Zeit. —

Johannes.

Mein Freund! — So hab' ich nimmer Dich geſehen! —
Was iſt Dir? daß Du ſo bekümmert biſt? —
War'ſt Du bei Sara? — woll' es mir geſtehen,
Nicht wahr? — heut' wieder haſt Du ſie vermißt.

Conrad.

Johannes, ja! — auch dieß noch kommt hinzu! —
Wo faſſ' ich Muth, mein ſchweres Loos zu tragen?

Johannes.

An meinem Herzen ſuche Deine Ruh',

Denn, freudig kann ich Dir es ſagen,
Dein Weib iſt ſchuldlos, oder Deine Seele
Iſt ſelbſt voll Schuld! — Ich ſprach ſie hier.

Conrad.

Du ſprachſt ſie hier? — Johannes! o, erzähle,
Was war's? was führte ſie zu Dir?

Johannes.

Von mir nicht! Nein, aus ihrem eignen Munde
Vernimm, wie glücklich Du als Gatte biſt! —
Und dann verſtatte, daß bei Eurem Bunde
Auch Euer Freund zugegen iſt.

Conrad.

Willkommen ſey mir die erſehnte Stunde!
Doch Sara darf von Dir noch nichts erfahren!
Was forderſt Du? — Wo denkſt Du hin!

Johannes.

Vor einem ſolchen hohen Frauen-Sinn
Brauchſt Du nicht mein Geheimniß zu bewahren.

Conrad.

Das fühl' auch ich! — Doch aber Thür' und Wände,
Sie haben Ohren, bringen uns Verrath! — —
Mein Freund, Dein Schicksal ist noch nicht zu Ende;
Weit aus, hoff' ich, läuft noch Dein Pfad.

Johannes.

Weit aus? — Du irrst! Hier ist das Ziel gefunden.
Hier steh' und wart' ich, bis der Vorhang sinkt.

Conrad.

Nein! Nein! Dein Leben bringt noch große Stunden,
In denen Dir Vergeltung winkt.

Johannes.

Vergeltung wohnt dort oben!

Conrad.

O ich mahne
Dich an das Vaterland, das Dein bedarf!

Soll ſie denn wehn des Unterdrückers Fahne,
Der alles Recht zu Boden warf?
Wo iſt Johann v. Bruckthal, der im Rathe
Der Väter als der erſte ſtand? —
Der, als der Feind den Männern nahte,
Ihn züchtigte mit ſtarker Hand? —
Du haſt noch nicht das ganze Spiel verloren,
Vom Schickſal biſt Du auserkoren
Zum Held, der für die Unſchuld ficht.
Steh auf, mein Freund, als wär'ſt Du neu geboren,
Und ſtelle Dich zum Gott'sgericht! —

Johannes.

Ich kann nicht! — Herz und Kraft ſind mir gebrochen!
Schon gab ich alles, was ich nannte mein.

Conrad.

Nein! unter Gräbern, unter Todtenknochen
Soll Brukthal länger nicht verborgen ſeyn.
An einen würdigern und ſich'rern Ort
Führ' ich Dich, wo Du freudig wirſt empfangen!

Johannes, zögre nicht! — Du mußt hier fort! —
Dein Freund hat Gründ', es dringend zu verlangen.

Johannes.

Ich war ein Mann, als ich die Bürger alle
Für ihre Freiheit einst zum Kampfe rief! —
Als ich die Nacht verwachte auf dem Walle,
Indeß die Stadt in sichrem Frieden schlief.
Als ich im Rath für die gerechte Sache
Das Wort geführt, und dann das Schwert;
Als unterm theuren väterlichen Dache
Ein Weib noch mein war, noch ein Kind, ein Heerd! —
Seit aber ich an jenem Schreckenstag
Lag blutend unter Feindes Rossen;
Seit unsre arme Stadt dem Feind erlag
Und unsrer Bürger edles Blut geflossen,
Seit mir der Tod des Kindes Blüthe brach,
Seit jene Würger auch mein Weib erschossen — —

Er bedeckt das Gesicht mit den Händen.

Conrad.

Johannes! die Erinn'rungen erweichen
Dein Herz zu ſtark! — Was einmal hin,
iſt hin!

Johannes.

O laß mich immer mein Geſchick vergleichen,
Um zu vergleichen, was ich war und bin.
Denkſt Du des Abends, wo am Bettlerſtabe
Ich zitternd heimlich zu Dir kam? —
Und unerkannt die mir gereichte Gabe
Lautweinend nahm? —
Die Freunde hatten mit Gefahr des Lebens
Mich zwar durch Flucht befreit aus Henkershand,
Allein wohin ich floh, ich floh vergebens,
Denn Gram und Wahnſinn kamen nachgerannt.

Conrad.

Wohl denk' ich jenes Abends, die vertrauten
Geliebten Züge kannt' ich faſt nicht mehr;
Die bleichen Lippen bebten, und es ſchauten
Die treuen frommen Augen wild umher.

Johannes.

Und meine Wunden heilt' Dein zartes Sorgen,
Die Schwert und Rosseshuf mir schlug.
Du hast mich dem Tyrannen treu verborgen,
Der Rache dürstend nach dem Flüchtling frug;
Und als ich endlich wiederum genesen,
Bist Du's, mein treuer Conrad, nicht gewesen,
Der mich in diesen sichern Hafen trug?

Conrad, dringend.

Doch nicht für immer. Ach! Johannes, frage
Mich länger nicht, fort mußt Du, es ist Zeit! —

Johannes.

Nein! störe nicht die letzten Tage,
Denn glaube nur, mein Ziel ist nicht mehr weit.

Conrad.

Für Deine Hand paßt länger nicht der Spaten,
Der Dich auf eine kurze Zeit geschützt.

Johannes.

Ich aber kann ihn jetzt nicht mehr entrathen,
Er iſt der Stab, auf den mein Arm ſich ſtützt.
Wenn ich des Tages meine Gräber baue,
Wenn bei der Arbeit Ruhe ſinkt auf mich,
Wenn Abends ich mein ſtilles Feld beſchaue,
Und dann allnächtlich harr' auf Dich; —
Wenn wir dann beide im Geheim berathen,
Was Deinem Vaterland iſt noth,
Du von mir eilſt zu ſtreu'n die neuen Saaten,
Und ich die Saat beſtelle für den Tod — —
Dann preiſ' ich kniend oft den Herrn des Lebens,
Denn halbzerknickt, athm' ich doch nicht vergebens,
Weil er Dein Herz und Deinen Arm mir bot.

Conrad, unruhig.

Doch ſicher darfſt Du hier Dich nimmer halten. —
Man weiß, Du biſt nach unſrer Stadt geflohn. —

Ich habe leider Kunde heut erhalten,
Die Feinde suchen Dich auf's neue schon.

Johannes.

So laß sie immer! hier sucht doch mich keiner,
Den Todtengräber Bruck kennt ja nur einer,
Und dieser treu verschwiegne Freund bist Du.
O lass mich hier! — hier wehet mir viel reiner,
Als irgendwo des Himmels Friede zu.
Wenn ich der Leichen stilles Antlitz schaue,
Bei ihnen wache, eh' das Grab sie deckt,
Dann ist's dem bangen Herzen so, als graue
Der Morgen schon, wo mich Lenore weckt.

Conrad, in höchster Bewegung.

So darf ich Dir's denn länger nicht verhehlen! —
Es ist heut ein Commando eingerückt;
Mit Grüßen zwar, doch eigentlich Befehlen,
Die der Tyrann an unsre Stadt geschickt:
„Er hab' erfahren, daß der Hochverräther
Johann v. Bruckthal bei uns sey,
Und stell' es aus besond'rer Gnad' uns frei,
Selbst auszuliefern jenen Uebertreter,

Wo nicht, doch ohne Weig'rung zu gestatten,
Daß er ihn suche!" — Als nun schnell hierauf
Wir Senatoren uns versammelt hatten,
Stand ernst der Bürgermeister auf,
Uns diese Ford'rung vorzutragen.
Und als er schwieg — schwieg alles um ihn her;
Es wagte keiner nur ein Wort zu sagen,
Denn jedem Busen ward das Athmen schwer.
So saßen lange schweigend wir im Kreise
In unsre schwarzen Mäntel eingehüllt,
Und eine Ahndung überschlich mich leise,
Als säh' ich Deines Todtenzuges Bild.

Johannes.

Und was beschloßt Ihr, daß nun soll geschehen?
Saßt Ihr als Väter auch zu Rath?
Brauchst Du erröthend nicht vor mir zu stehen? —

Conrad.

Was hättest Du gethan an unsrer Statt?

Johannes, haſtig.

Auf jeden Fall den Brucktal preisgegeben!
Was gilt für's Ganze denn ein einzeln Leben! —
Weh' dem! der ander Ding gerathen hat!

Conrad.

Mein Freund! ſo ſind wir Deiner werth geblieben!
Wir ſchwiegen lange fort und fort. —
Da nahm der Conſul wiederum das Wort:
„Die Antwort, ſprach er, iſt nicht zu verſchieben,
„Wir dürfen's nicht mit jener Macht verderben,
„Denn noch beruht das Wohl der Stadt darauf.
„Ein Einzelner mag für das Ganze ſterben,
„Das Ganze opfre ſich nicht einem auf! —
„Doch laßt uns nicht das alte Gaſtrecht ſchmähen,
„Ausliefern nicht den edlen Mann,
„Mag man ihn ſuchen, ſelber ihn erſpähen,
„Und, daß ein Freund noch helfen kann,

„Laßt unſern Schluß uns öffentlich geſtehen,
„Vielleicht wagt einer noch ſein Leben d'ran!“ —

Johannes.

Du wackrer Mann! — Du Vater Deiner Bürger!
Dich ſegne Freund und Vaterland!

Conrad.

Mein Bruckthal! — ach! ſchon halten Deine Würger
Des Raths Bewill'gung in der Hand. -
Ihr Geierblick wird hier auch Dich erſpähen,
Drum folg' dem Freunde, der Dich retten will.
Zu Deiner Flucht hab' ich ſchon in der Still'
Dir ſichre Wege auserſehen.

Johannes.

Und Du willſt ſeine Rache auf dich laden,
Daß Du das Opfer ihm entreiß'ſt?

Conrad.

Du mußt entfliehn! — Mir kann ſein Zorn nichts ſchaden,

Ich ſpotte ſeiner Allmacht dreuſt! —
Du mußt entfliehn! und ſollt' ich Dich nicht rühren
Durch meine Bitten, bleibſt Du trotzig, kalt,
Nun wohl, ſo werd' ich mit Gewalt
Dich weg von dieſen Gräbern führen.

Johannes.

Mein Conrad! faſſe Dich! ich will ja gehen! —
Doch warte nur bis morgen Nacht. —

Conrad.

Gut! dieſe Friſt will ich Dir zugeſtehen,
Dann aber friſch ans Werk gedacht.
Bis dahin, hoff' ich, bleibſt Du noch verborgen.

Johannes.

Jetzt geh' nur heim! vorbei iſt Mitternacht.
Ich will mein Amt noch einmal hier beſorgen.
Wenn aber bei dem erſten Frührothsſtrahl
Vom Thurm des Doms man bläſt den Morgenſegen,
Dann, Conrad, eile zu mir noch einmal;
Ich habe viel Dir an das Herz zu legen.

Conrad.

Warum nicht jetzt? —

Johannes.

Nein, g'rad' an jener Stunde
Hängt Deine Ruh.
Verſprich mir, daß Du kommſt, mit Hand und Munde.

Conrad.

Ich ſag' es zu! Geht ab.

Vierte Scene.

Johannes, allein.

Der Tieger hat das mattgejagte Wild
In ſichrer Höhle wieder aufgefunden! —
Das warme Blut, aus meines Herzens wunden
Hat ſeinen Durſt noch nicht geſtillt.
Und neue Flucht ſ'ſollt' ich auf's neue wagen?
Dem Tod entrinnen, der ſchon nah' mir ſteht?
Ich müßte ſelber mich verwundernd fragen:

Du fliehſt, Du, den die Füße kaum mehr tragen,
Ein Leben rettend, das ſchon ſtill vergeht? —
Erkaufen ſollt' ich dieſe Hand voll Stunden
Vielleicht mit eines edlen Freundes Glück? —
Der Tieger krallt ſich jedem ins Genick,
Durch den die Beute ſichre Flucht gefunden!
Ach! eine Stimme wiederholt es laut:
Wär' ich nicht dort entronnen ſeinen Krallen,
Als er das Blutgerüſt für mich gebaut,
So wär' mein Weib als Opfer nicht gefallen! —
Doch kurz will ich das Spiel zu Ende führen. —
Das Bischen Leben iſt es nicht mehr werth,
Nur eine Thräne d'rüber zu verlieren,
Und daß die Sorge drob den Freund verzehrt.
Hab' ich nur in den nächſten Morgenſtunden
Mit ſeiner Sara erſt verſöhnt den Freund,
Hat er ſie wieder, und ſie ihn gefunden,
Hab' ich, die nie ſich trennten, nun vereint,

Dann überliefr' ich selbst mich in der Stille. —
Die Rachegöttin hält das Sündenmaaß,
So ströme denn mein Blut hinein, auf daß
Es schneller sich bis an den Rand erfülle! —
Die Saat mit Blut gedüngt keimt herrlich auf,
Und wird dereinst noch reiche Früchte tragen.
Prophetisch seh' ich in der Jahre Lauf,
Die alte goldne Zeit noch einmal tagen,
Wo Fürsten sich auf freie Völker stützen,
Und Friede halten fern und nah',
Und der Gesetze heil'ge Tafeln schützen,
Als stünde noch die Bundeslade da;
Wo blutige und gleissende Tyrannen
Wie böse Geister sind geflohn von dannen! —

Er sinkt auf die Ruhebank nieder.

Wo war ich? — was erschauten meine Blicke? —
Floh denn mein Geist schon himmelwärts? —
Ach, noch zieht ihn die Erde kalt zurücke,
Und bänger, matter schlägt das Herz! —

Er steht auf.

Doch, Todtengräber! nun zu Deiner Pflicht!
Erfülle sie zum letztenmale.

Er zieht den schwarzen Vorhang im Hintergrunde weg; man erblickt eine zweite kleine Halle, hinten mit einer Thür. In derselben steht ein offner Sarg, worin eine weibliche Leiche liegt, die von oben her bis an die Brust mit einem Tuche verdeckt ist; die Hände, die sie gefaltet hält, sind frei. Von der Decke herab hängt über der Leiche eine seidne Schnur herab, wie dieß in Leichenhäusern gewöhnlich ist, um das Wiedererwachen der Todten durch eine Klingel, an welche die Schnur befestigt ist, zu vernehmen. Der Sarg steht der Länge nach in der Halle, mit dem Fußende gegen die Zuschauer, am Hauptende etwas erhöht. Der Sargdeckel liegt daneben. Johannes zündet eine Kerze an, und stellt sie so zu Häupten des Sarges, daß die Leiche völlig beleuchtet wird.

Schlaf ruhig, armes Kind! — erwache nicht!
Die Mutter wiegt Dich ein im Todesthale. —
Wie innig mich die Sehnsucht jetzt ergreift,
Mit Dir hinab den dunklen Weg zu wallen!
Ich fühl's, das matte Herz, es ist gereift,
Als Frucht vom Baum des Lebens abzufallen.

Er will der Leiche die Schnur in die Hände geben.

Nimm noch einmal in Deine kalten Hände
Des großen Schauspielvorhangs Schnur;

Und ist Dein Trauerspiel noch nicht zu Ende,
Und kommt ein neuer Act, — so klingle nur. —

Er findet einen Brief in ihren Händen.

Ein Briefchen? — Sind es des Geliebten Worte,
Die Deine Hand noch hält? —
Auf daß mit ihnen am verschwiegnen Orte
Dein Herz in eine Asche sanft zerfällt? —
O, lass' mich doch Dein treues Antlitz schauen!
Was noch geheim auf Stirn und Lippe steht,
Kannst Du mir immer anvertrauen,
Eh es mit Dir zu Bette geht.

Er deckt das Tuch von der Leiche ab, und bebt zurück, als er sie betrachtet.

Was ist das? — Tod! willst Du mich hier belügen?
Die Leiche grüßt mich mit vertrauten Zügen,
Als hätte sie mich längst gekannt. —
Hat nicht dieß Auge einst mein Bild gespiegelt?
Hat dieser Mund, so fest versiegelt,

Nicht liebend mich bei Namen sonst genannt?

Er öffnet in größter Bewegung den Brief, und als er hineingeblickt, wankt er matt zurück.

Es sind die letzten Zeilen meiner Hand —
Es ist mein Weib! — es ist Eleonore! —
Willkommen! Bist Du hergesandt,
Mich zu empfangen an dem dunklen Thore? —
Bist Du dem Blutgerüst wie ich entkommen?
Hast Du mich, wie ich Dich beweint? —
Und führst mir jetzt in Deiner stillen frommen
Gestalt den Tod herbei als Freund?

Er starrt sie lange an, dann mit sinkender Stimme.

Ich fühl's, sanft löst er ab des Herzens Jammer. —

Er löscht die Kerze aus, und hält sich mühsam am Sarge.

Das Auge bricht! — — Es sinkt der Tag! —
Zu Bette dann! — — Es öffnet sich die Kammer —

Er faßt die Hand der Leiche.

Gieb Deine Hand, mein Weib! — und zieh' mich nach! —

Er sinkt langsam auf die Leiche hin. Indeß ein leises Zucken sein Hinscheiden verkündigt, hört man aus der Ferne vom Dom den Choral blasen. Die dunkle Halle wird lichter, und auf die Gruppe der Todten fallen die ersten Strahlen der Morgenröthe.

Fünfte Scene.

Sara von Ulſtrade.

Sara,
den Johannes erblickend.

Sieh! bei dem Wachen iſt er eingeſchlafen. —
Ich will verziehn.

Sie ſetzt ſich auf die Ruhebank.

Wie ſanft er ruht! —
Der müde Steuermann in dieſem Hafen,
Schläft ſelbſt auf ſtarrer Leiche gut. — —
Doch horch! — wer naht! — ich höre
Tritte ſchallen!

Sechſte Scene.

Die Vorige, und Conrad von Ulſtrade.

Conrad,
im raſchen Hereintreten.

Hier bin ich!

Erſtaunend, als er Sara erblickt.

Ha! Dich treff' ich hier?

Was willſt Du, Weib! in dieſen Todten-
hallen?

Sara,
freundlich auf ihn zutretend.

Mein Conrad! wie? — mißtrauſt Du
mir? —

Conrad.

Nein! wahrlich nein! — Doch eine Zent-
nerlaſt — —

Er vollendet nicht, und wendet ſich bekümmert ab.

Sara.

Welch' eine Laſt liegt auf dem treuen Her-
zen? —

Conrad.

So wiſſe denn, ich kann es nicht verſchmerzen,
Daß Du für mich Geheimniß haſt. —
Es iſt mir faſt, als hätt' ich Dich ver-
loren! —

Sara.

So iſt mir's auch in meiner bangen Bruſt.
Geliebter Mann, biſt Du Dir's nicht bewußt,
Daß auch Du viel verborgen meinen
Ohren? —

Conrad.

Wohl! Doch nicht um es ſichrer zu bewahren;
Ich kenne Deinen treu verſchwiegnen Mund.
Nur meine Sorgen wollt' ich Dir erſparen;
Bald aber, Sara, wird es nun Dir kund.

Sara.

So ſind wir beide einen Weg gegangen,
Daſſelbe hat zum Schweigen mich bewegt.
Doch meine Sorge hat der Tod empfangen;
Dort liegt die Freundin, die ich ſtill gepflegt.

Conrad,

da er Johannes erblickt.

Sieh da! er ſchläft! — Ich werd' ihn wecken müſſen,
Denn unſ're edle Zeit verſtreicht.

Sie treten näher.

Wach auf, mein Freund! — Du haſt ein kaltes Kiſſen!
Bald ſchlummerſt weicher Du vielleicht.

Sara.

O laſſ' ihn! —

Conrad,

als er ſeine Hand faßt, erſchrocken.

Gott! was iſt hier vorgegangen? —
Das iſt kein Schlaf; kalt iſt die Hand wie Eis! —

Er will ihn aufheben, läßt ihn aber, da er ihn todt findet, ſanft neben dem Sarge nieder.

So biſt Du heimlich mir davon gegangen? —
Eh' ich Dich noch zu retten weiß? —

Sara.

Wie? iſt er todt? —

Conrad.

Das Herz hat ausgeſchlagen,
Das große Herz, wie keins mehr iſt! —
O kann nicht mehr Dein bleicher Mund mir's ſagen;
Warum Du mir ſo ſchnell entflohen biſt? —

Sie ſtehn in ſeinen Anblick verſunken, dann fährt Conrad fort.

Nun Sara, brauch' ich länger nicht zu ſchweigen, —
Sieh dieſe ſtarren edlen Züge an. — —
Du magſt Dich tief vor ſeinem Namen beugen,
Johann von Bruckthal hieß der Mann! —

Sara.

Wie? und die Freundin, die ich heimlich barg,
Weil der Entflohnen Schmach und Tod bedrohten,
Die neben ihm dort friedlich schläft im Sarg,
Lenore iſts, die Gattin Deines Todten! —

Conrad.

Lenore? — O nun ſieht mein Auge klar! —
Ihr habt Euch unverhofft hier wiederfunden,
Noch einmal, doch am ernſtern Traualtar,
Hat Euch der Todesengel hier verbunden! —
Zu Sara
Kannſt Du es nun in meinem Innern leſen,
Was mein Geheimniß und mein Gram geweſen?

Sara.

Durchſchauſt auch Du mein Herz nun klar? —

Conrad.

Mein Weib! — wir haben uns bewährt gefunden!

Sara.

So hat auch uns ein Engel neu verbunden
An dieſem ernſten Traualtar!

Sie ſinken ſich in die Arme.

Siebente Scene.

Es iſt Tag geworden, und beide Hallen haben volles Licht. Ein Officier tritt mit vier Mann Wache herein. Conrad und Sara gehen ihm in den Vordergrund entgegen.

Conrad.

Was wollt Ihr hier? —

Officier, zur Wache.

Beſetzt die Thüren.

Hierauf gehen zwei Soldaten nach dem Eingange ab, durch welchen ſie hereingekommen, die beiden andern beſetzen die Thüre im Hintergrund der zweiten Halle, und bleiben ſichtbar.

Johann von Bruckthal ſuch' ich hier!
Ich habe Ordre, ihn hinwegzuführen,
Denn die Verkleidung kennen wir.

Conrad.

Ihr kommt zu ſpät, er iſt Euch ſchon entgangen!

Officier.

Wir wiſſen es genau, hier lebt er jetzt.
Er gebe ſich gutwillig mir gefangen,
Das ganze Haus iſt ſchon beſetzt.

Conrad.

Auf Frührothsſtrahlen iſt er hingeflogen,
Wo Ihr vergeblich ihn bedroht. —
Der Tod hat um das Opfer Euch betrogen —
Dort ſchläft er! — Rechtet mit dem Tod!

Officier.

Er tritt in die Halle, und betrachtet die Leiche.

Er iſt's! — Ich kannt' ihn einſt in Kraft der Jugend.
Das Herz iſt ſtarr! — Die Hand iſt kalt! —
Ich weiche hier der höheren Gewalt,
Und ehr' im Feind auch ächte Heldentugend!

Er zieht den Degen und winkt, worauf die an der Thüre ſtehende Wache ins Gewehr tritt; dann entblößt er ſein Haupt, und legt ſeinen Degen auf die Leiche.

Der Vorhang fällt.

Seinem
Schickſal kann Niemand entgehen.

Dramatiſirtes Sprichwort.

Ein Schwank.

1818.

Personen.

Kilian Wandelhaupt, Burgemeiſter.

Henriette, deſſen Frau.

Deſſen Mutter.

Geiſſel, Rathsdiener.

Sirius, Schauſpiel-Director.

Schaber, Barbier.

Erſter Auftritt.

Zimmer im Hauſe des Burgemeiſters. Im Hintergrunde ein Sopha, worüber eine Decke liegt; auf derſelben mehrere Actenſtöße. An der Wand hängt eine Fliegenklatſche.

Burgemeiſter Wandelhaupt ſitzt allein in einem Lehnſtuhle; im Begriff einzuſchlummern, ſinkt ihm die Hand mit der Tabakspfeife langſam hinunter. Gleich darauf tritt Rathsdiener Geiſſel mit einem Folianten unter dem Arme, raſch ins Zimmer.

Burgemeiſter,
vom Schlafe auffahrend.

Nun? — Was giebt es denn ſchon wieder? —
Kaum, daß man ſich nach Mittag
Durch ein Schläfchen ſtärken mag,
Geht's von neuem auf und nieder! —
Laßt mich meine Pfeife rauchen! —
Hier zu Hauſe brauch' ich nicht
Eine Feder einzutauchen.

Geiſſel.

Mit Verlaub, geſtrenger Herr,
Ich vermelde wicht'ge Dinge;
Und dieß Buch, das hier ich bringe,
Iſt die Prügelregiſtrande.

Burgemeiſter.

So? Giebt's eine Diebesbande?
Oder hat ſich was begeben,
Was man nicht ſowohl am Leben,
Als am Felle ſtrafen muß?

Geiſſel.

Ja, ein Diebſtahl iſt begangen,
Der ſich wohl qualificiret,
Daß der Dieb zwar nicht gehangen
Werde, aber ſtark berühret.

Burgemeiſter.

Referir' Er uns die Sache.

Geiſſel.

Als der Hirte heut' am Morgen
Unſre Heerde ausgetrieben,
Waren in den Semmelbänken
Friſche Pretzeln ausgelegt.

Dieſe merkt, wer ſollt' es denken,
Unſ'res Hirten alter Hund;
Plötzlich wäſſert ihm der Mund,
Und er kann's und mag's nicht laſſen,
Eine Pretſel zu erfaſſen.
Auf den Tiſch ſpringt er hinauf,
Und frißt dort zwei Pretſeln auf. —
Als er will zur dritten ſchreiten,
Merkt der Bäcker erſt den Dieb,
Und verſetzt ihm in die Seiten
Einen malitiöſen Hieb.
Aber unverſchämter Weiſe
Nimmt der Hund ſich auf die Reiſe
Noch die dritte Pretſel mit.
Und ſo rennt er durch die Straßen
Mit dem Raub der Heerde nach,
Und ein gräßlicher Spektakel
Wird von allen Seiten wach.
Jammernd ſchreit der arme Bäcker:
„Meine Pretſel! meine Pretſel!
„Greift ihn, eh' ich ſie verliere!“
Und aus jeder offnen Thüre
Stürzen Hunde nach dem Diebe,
Ihm die Beute zu entreißen.

Doch er rennt, als ſey er toll,
Denn er kann nicht um ſich beiſſen,
Weil er hat das Maul zu voll.
So kommt er in vollem Lauf
Endlich an bei ſeinem Herrn;
Doch der ißt auch Pretzeln gern,
Und, wer ſollte das wohl wähnen,
Reißt ſie ihm zwar aus den Zähnen,
Aber — ſpeiſt ſie ſelber auf!

Burgemeiſter.

Ei! der Fall iſt ſehr verwickelt,
Und ein doppeltes Verbrechen!
Einem ungeübten Richter
Wär' es ſchwer, hier Recht zu ſprechen.
Doch gebt nur die Regiſtrande,
Wo Ihr ihn habt eingetragen;
Denn ich will alsbald am Rande
Nach dem zehnten Paragraphen:
„Von dem Backwerkunterſchlagen"
Das Decretum niederſchreiben,
Und die Diebe tüchtig ſtrafen.

Geiſſel überreicht das Buch, der Burgemeiſter blättert wohlgefällig darin.

Ein Vergnügen wird's doch bleiben
In dem wicht'gen Buche hier,
Die Decreta nachzulesen.
Sag' Er, Geissel! Hab' ich mir
Nicht ein herrlich Monument
Mit den reich dictirten Schlägen,
Für die Nachwelt aufgestellt?
Glaubt er nicht, daß man in Segen
Spät noch meinen Namen nennt?

Geissel.

Ei, gewiß! es wird die Welt
Oft noch mit Bewund'rung fragen,
Wer der große Mann gewesen?
Enkel werden's staunend lesen,
Werden's sagen ihren Erben:
Das war eine gute Zeit,
Wo die Bürger unsrer Stadt
Wandelhaupts Gerechtigkeit
In dieß Buch gezeichnet hat,
Und der Mann, er mußte sterben!

Burgemeister.

Meint Ihr, Geissel? Ihr habt recht!

Doch auch Euch sey man gewogen;
Denn Ihr war't ein treuer Knecht,
Der, was ich befahl, vollzogen.

Geissel.

Ich war doch nur blos die Geissel,
Welche Eure Hand geschwungen,
Doch nur blos die schwache Feder,
Die auf Armensünder-Leder
Euren werthen Namen schrieb.

Burgemeister.

Auch dieß ist Euch gut gelungen.
Wenn sie meinen Namen nennen,
Wird man auch die Geissel kennen.
Er hat fortgeblättert, hält inne, und nimmt eine Feder.
Welchen Datum schreiben wir?

Geissel.

Heut' ist ja der erste Mai!

Burgemeister.

Richtig! Seht, da sind' ich hier
Vor dem Jahr' am ersten Mai
Auch schon etwas eingetragen.
Will doch lesen, was es sey.

Geissel.

O das weiß ich so zu sagen,
Sehe nicht ins Buch erst hin.
Heut' wird es gerad' ein Jahr,
Daß ich die Zigeunerin
Ueber Grenze bringen mußte.

Burgemeister,
wirft die Feder erschrocken weg.

Wie? — heut' war es? — Ja, fürwahr!
Geissel! hättet Ihr geschwiegen!

Geissel.

Darf ich Euch doch nicht belügen!
Und was ist Euch denn zuwider?

Burgemeister.

Still! mir beben alle Glieder!
Habt Ihr's denn noch nicht vernommen,
Wie die Hexe ihren Fluch
Ueber mich hat ausgesprochen?

Geissel.

O, der ist wohl derb genug
Auf sie selbst zurück gekommen.

Burgemeiſter.

Schweigt! ich will Euch alles ſagen:
Vor dem Jahr am erſten Mai
Kommt in unſ're Stadt die Hexe,
Und ſie macht ſich gleich dabei,
Allem Volk zu prophezeih'n.
Auch zu mir tritt ſie herein,
Oeffnet hier ihr Läſtermaul
Und verrückt, ich mag's nicht ſagen,
Was ſie alles vorgetragen,
Meiner Frau beinah den Kopf.
Doch ich eile, auch nicht faul,
Sie im ſtrengſten Ton zu fragen:
Wo ſie den Gewerbſchein hätte?
Denkt, da ſpricht ſie frech zu mir:
Prophezeih'n wär' frei gegeben!
Und treibt ſolchen Unfug hier,
Daß ich nicht kann widerſtreben,
Ihr mit' jener Fliegenklatſchen
Tüchtig auf das Maul zu patſchen.
Doch nun wurde ſie erſt toll,
Spuckt um ſich wie eine Katze,
Macht mit ihrer welken Tatze,
Gräßlicher Bedeutung voll,

Ueber mir abſcheul'che Zeichen,
Will nicht wanken und nicht weichen,
Und verſchwört ſich hoch und theuer,
Daß am nächſten erſten Mai —
Mir auch eine — ja — zum Geier!
Eine — ja! — beſchieden ſey!

Er macht die Pantomime einer Ohrfeige.

Geiſſel.

Was denn? was? geſtrenger Herr?
Zeichen, die verſteh' ich ſchwer.

Burgemeiſter.

Geiſſel! tret' Er näher her!
Hör Er! — aber ſtill geſchwiegen!
Eine — Ohrfeig ſollt' ich kriegen.

Geiſſel.

O die hat ſie ſelbſt bekommen,
Als ich auf der Grenze dort
Abſchied von ihr hab' genommen.

Burgemeiſter.

Ging ſie denn gelaſſen fort?

Geiſſel.

Nein! ſie ſprach noch manches Wort,
Was mir eben nicht gefallen.

Burgemeiſter.

Unterricht' Er mich von allem.
Wie auch ſchon die Wangen brennen,
Doch will ich mein Schickſal kennen.

Geiſſel.

Als ich dem Decret gemäß
Jener Her' auf ihre bleichen
Wangen mit vier Backenſtreichen
An der Grenz' den Paß viſirt,
Schrie ſie fürchterlich: „Das rührt
„Alles von dem Burgemeiſter
„Mit der Fliegenklatſche her.
„Doch mein Fluch, er treff' ihn ſchwer!
„Sucht ihn auf, ihr böſen Geiſter,
„Bei dem nächſten, erſten Mal,
„Wo er auch verborgen ſey,
„Wo er ſich auch nur verkrochen,
„Soll er doch die heut'gen Gaben
„Reichen Maaßes wieder haben!“
Und, nachdem ſie dieß geſprochen,

Und ich nach dem Stock mich bücke,
Gallopirt sie auf der Krücke
Wie ein Kürassier vorbei!

Burgemeister.

Nun da hat Er's selbst gehört!

Geissel.

Wohl gehört! doch laßt sie reden!
Sollt' ich glauben einer jeden
Alten Frau, die von Euch spricht,
Auf Euch flucht, und auf Euch schilt?
Edler Herr, da wäret Ihr
Gar ein jammervolles Bild.
Glaubt man's nicht, geschiehts auch nicht.
Und die Frau Zigeunerin
Wird sich nicht an unsrer Grenze
Mitten auf den Kreutzweg hin
Förder stell'n und raisoniren,
Denn sie scheut das Paßvisiren,
Ich versteh' mein Schreiberamt. —
Laßt! die Sache ist vorüber!

Burgemeister.

Auf dem Kreutzweg? — Ha verdammt!

Immer ſchlimmer wird das Ding;
Schweig' er nur, und geh' Er lieber!

Geiſſel ab.

Zweiter Auftritt.

Burgemeiſter, allein.

Ehrenfeſter Burgemeiſter!
Werther Kilian Wandelhaupt!
Sprich, was iſt denn nun das Beſte,
Daß man zweifelt? oder glaubt?
Alles reiht ſich Ring an Ring
Gar zu einer langen Kette.
Nicht mehr kommt mir aus dem Sinn
Kreutzweg und Zigeunerin!
Wenn ich doch das böſe Weib
Nimmermehr geſprochen hätte.
Säh' ich nur des Schickſals Schwert
Ueber meinem Haupte ſchweben,
Wär' es doch noch ehrenwerth.
Doch, wie in der Zeitung oft
Eine Hand gezeichnet ſteht,
Auf die wichtigſten Artikel

Ausgeſtreckten Fingers zeigend,
Alſo zeigt des Schickſals Hand
Aus den Wolken unverwandt
Auf des Burgemeiſters Backen.
Wärs ein Schwert, ich ſcheut' es wenig!
Schwerter treffen auch den König!
Und das Schwert wußt' ich zu führen,
Als ich noch ein Burſche war,
Als mit Hiebern und Rapieren,
Ich mich ſtürzte in Gefahr;
Winkelquarte, Fingerterz
Und ein Stich durch Lung und Herz
Waren mir nur Spielereien,
Und ſo würd' ich ohne Wanken
Mit dem Schwert ſelbſt in die Schranken
Zu dem Teufel treten ein. — —
Aber einen Backenſtreich,
Einen ſtillen, — aber derben, — —
Kilian! daran wirſt du ſterben!
Denn erfährt's die Stadt — ſogleich
Setzt ſie ihren Burgemeiſter,
Den Geſchlagnen, ſchimpflich ab, —
Oder ſieht es meine Frau,
Dann: Ade Reſpect im Hauſe!

Denn sie merkt das Beispiel sich,
Und faßt mich gelegentlich
Auch ein Bischen bei der Krause.
Aber was ist jetzt zu thun?
Soll ich zittern nur und zagen?
Soll die Hand im Schoße ruh'n,
Bis die Backe wird geschlagen?
Bis der Fluch ist ausgegangen
Mit fünf Fingern auf den Wangen? —

Könnt' ich ihn doch abpariren! —
Abpariren! — Halt, das Wort
Hat ein Gott mir eingegeben!
Die Paraden sollen leben!
Ist denn Ohrfeig' etwas anders
Als beim Fechten innre Quarte? —

Er nimmt eilig die Fliegenklatsche herunter.

Schicksal, haue wie du willst,
Trotzig steh' ich hier und warte!
Diese inn're Quartparade
Haut, trotz allem ihren Fluchen
Jene Hexe selbst nicht durch.
Halt! das muß ich gleich versuchen!

Zur Thür hinaus rufend.

Jettchen! Frauchen! Herzens-Kind!
Lämmchen! Komm herein geſchwind!

Dritter Auftritt.

Der Burgemeiſter. Seine Frau.

Henriette.

Nun? was ſoll ich, lieber Mann!

Burgemeiſter.

Beſter Engel, hör' mich an,
Sprich, Du kannſt doch wohl das Fechten?

Henriette.

Handwerksburſchen gehn oft fechten,
Aber das iſt ja verboten.

Burgemeiſter.

Ei! ich meine mit dem Degen,
Mit dem ſpitzen blutigrothen,
So wie die Soldaten pflegen.

Henriette.

Kommt's denn da nicht oft zu Schlägen?

Burgemeiſter.

Nein! zu Wunden kommt es wohl,
Aber die ſind ehrenvoll.
Es iſt eine wahre Luſt,
Komm und laß Dir's einmal zeigen.
Einen Hieb nach Kopf und Bruſt
Nennet man die inn're Quarte, —
Paſſe auf, und merk' ihn Dir!

Er zeigt ihr den Hieb mit der Hand.

So! nun ſchlag' einmal nach mir,
Sicher ſollſt Du mich nicht treffen!

Henriette.

Aber Mann! was fällt Dir ein?
Willſt wohl Deine Frau gar äffen?
Wozu ſoll denn dieſer Scherz?

Burgemeiſter.

Thu' es doch, geliebtes Herz!
Nur ein Späßchen ſoll es ſeyn,
Und beweiſen wird Dir's klar,
Was ich für ein Fechter war.
Haue, Weibchen! —

Henriette, lachend.

Meinetwegen!

Er ſtellt ſich mit der Fliegenklatſche in die Quartparade, ſie aber ſchlägt ihm auf die Hand.

Burgemeiſter.

O, das war ein falſcher Hieb!
Haue recht, haſt Du mich lieb!

Henriette.

Laß es gut ſeyn, lieber Mann!
Nicht begreif' ich ſolche Sachen!

Burgemeiſter.

Allerliebſte Turteltaube,
Stell' Dich nicht ſo albern an,
Ich will Dir's begreiflich machen.
Thu' als wollteſt gleichſam Du
Einen — Backenſtreich mir geben.

Henriette.

Ei ja ſo! das laß ich gelten!
Aber wenn ich Dich nun treffe,
Wirſt Du mich auch dann nicht ſchelten?

Burgemeiſter.

Nein! hau' nur die innre Quarte!
Die Parade wird mich ſchützen!
Friſch! beginne! ſieh, ich warte!

Henriette.

Männchen, nimm Dich wohl in Acht!

Sie dringt auf ihn ein, er parirt mit der Fliegenklatsche.

Burgemeister.

Ho! ho! Bravo! gut gemacht!
Haſt Du keine ſtärkern Hiebe?
Schwach gebrechlich iſt das Weib!

Henriette.

Wie? gebrechlich wär' mein Leib?
Warte, Du gottloſer Mund!

Sie dringt ſtärker auf ihn ein.

Burgemeister.

Peſtilenz! Das wird zu bunt!
Halt' doch ein! ich bitte Dich!

Henriette.

Eher nicht, bis ich Dich treffe,
Denn beleidigt haſt Du mich!

Sie dringt immer ſtärker und hitziger auf ihn ein, und treibt ihn im Zimmer umher.

Burgemeister.

Frau, Dich ſtechen die Taranteln!
Wahrlich, ich muß ohne Gnade

Meine inn're Quartparade
Fluchs in einen Hieb verwandeln.
Decke Dich! ich hau' Secunde! —
Puf! Da haſt Du eine Wunde!

Er giebt ihr mit der Fliegenklatſche einen Hieb.

Henriette.

Au! Das war ein dummer Spaß!
Kilian, ich verbitt' mir das!
Um mir einen Hieb zu geben,
Brauchſt Du mich nicht herzurufen!

Sie geht unwillig ab.

Vierter Auftritt.

Burgemeiſter, allein.

Er ſieht ihr lächelnd nach, und legt die Fliegenklatſche aus der Hand.

Bravo! liebſter Burgemeiſter!
Trefflich haſt Du Dich gehalten!
Mögen doch die böſen Geiſter
Mit den Backenſtreichen ſchalten! —
Hab' ich ſie an dieſer Stelle
Eben jetzt nicht zum Duelle

Noch dazu in Frau'n-Geſtalt
Ausgefordert und beſiegt?
Ja, mein Kilian, in Dir liegt
Eine große Kampf-Gewalt!
Auf denn, Schickſal! friſch heran!
Muthig will ich mich dir ſtellen,
Denn an dieſem Talisman
auf die Fliegenklatſche zeigend.
Soll dein Backenſtreich zerſchellen.
Magſt du deine Hand auch führen,
Doch behaupt' ich's feſt und hart:
Ohrfeig' iſt nur inn're Quart,
Und die weiß ich zu pariren!

Fünfter Auftritt.

Der Burgemeiſter. Der Schauſpieldirector Sirius.

So wie der Fremde hereintritt, faßt der Burgemeiſter die Fliegenklatſche, und deckt ſich damit.

Burgemeiſter.

Halt! was will er?

Sirius.

Komm' ich hier
Zum Herrn Burgemeiſter recht?

Burgemeiſter.

Ja! ich bin der Burgemeiſter!
Doch wer iſt er? und wie heißt er? —

Sirius.

Sirius, ſo iſt mein Name,
Und ich ſelbſt bin Dirigent
Einer großen Künſtlertruppe,
Die auf flüchtiger Schaluppe
Durch das Meer des Lebens rennt.
Jetzo komm' ich hergeſchritten
Mit dem Freibrief in der Hand,
Conceſſion wird er genannt,
Und den Conſul will ich bitten,
Gnädig mir ſein Ohr zu neigen,
Daß es uns verſtattet werde
Statt der alten grauen Erde
Neue Breter zu beſteigen.

Burgemeiſter.

Tret' Er mir nur nicht ſo nah!

An der Thüre bleib' er da!
So! — Komödie will er ſpielen?
Hat er denn auch hübſche Sachen,
Wo man ſich recht ſatt kann lachen?

Sirius.

Ja, wir ſpeiſen alle Welt
So mit Lachen, wie mit Weinen,
Was dem einen nicht gefällt,
Wird dem andern würdig ſcheinen.
Heute ſpiel' ich den Betrunknen,
Morgen den vom Dolch Geſunknen.

Burgemeiſter.

Gut! das beides ſeh'n wir gern.
Aber weiter.

Sirius.

Bald den Herrn,
Bald den Knecht, ſtell' ich Euch dar;
Bald das Alter, bald die Jugend,
Bald das Laſter, bald die Tugend,
Bald die Weisheit, tief und klar,
Bald den Wahnſinn offenbar.

Burgemeister.

Halt! den Wahnsinn muß Er lassen,
Nein! den kann ich gar nicht leiden;
Denn ich kenne die Grimassen,
Die sie in der Tollheit schneiden.

Sirius.

Wenn Ihr wollt das Leben schauen,
Seine Bilder-voll und reich,
Muß Euch nicht vor Wahnsinn grauen,
Denn auch er wohnt unter Euch.

Burgemeister.

Herr, das lügt Er grad' heraus!
Denn, so groß die Stadt auch ist,
Hat sie doch kein Irrenhaus.

Sirius.

Allein nahe steht das Kraut,
Nur von Thränen wird's bethaut,
Bittrer ist es, als der Tod,
Welches sich der Arzt erkiest,
Daß er in der höchsten Noth
Seinen Schlaftrunk daraus braut.

Dieſer Arzt iſt die Natur,
Und der Trank iſt Wahnſinn nur.

Burgemeiſter.

Trink' Er, was ihm mag behagen,
Doch wir trinken Doppelbier
Und ein Gläschen Kräuter-Magen,
Drum den Wahnſinn weg von hier.
Hört Er wohl? es bleibt dabei!
Wer in einer Stadt will leben
Muß hübſch darauf Achtung geben,
Was befiehlt die Polizei.
Leſ' Er nur das Tollplacat
An den Thoren unſrer Stadt.
Jetzo ſind die Hundestage,
Drum erfüll' er was ich ſage! —
Hat er mehr noch ſolche Dinge,
Die verrufen ſind? —

Sirius.

Ich bringe,
Was die Muſe ſchönes hat:
Luſtſpiel mit und ohne Witz.

Burgemeiſter.

Schadet nicht! iſt's nur zum lachen,

Woll'n wir auf dem erſten Sitz
Unſer bischen Witz ſchon machen.

Sirius.

Schauſpiel mit und ohne Thränen!

Burgemeiſter.

Gut, doch muß er auf dem Zettel
Dieſen Umſtand mit erwähnen,
Daß die Damen gleich ermeſſen,
Was ſie bei dem Weinen brauchen,
Und die Tücher nicht vergeſſen.
Denn wir Männer weinen nie,
Weil wir in der Komödie
Unſre Pfeife Tabak rauchen.

Sirius.

Endlich hab' ich Trauerſpiele
Mit und ohne Schickſal.

Burgemeiſter.

Wie?
Mit dem Schickſal? Hör' ich recht?
Herr, ich will Ihm Gutes rathen,

Laß Er das, sonst geht's Ihm schlecht,
Denn merkt einer erst den Braten
Daß das Schicksal mit Euch spielt,
Wird gezischt, gepocht, gepfiffen,
Oder wenn Ihr's noch nicht fühlt,
Zu dem Backel selbst gegriffen,
Und wir plündern voller Graus
Euch sogar die Kasse aus.

Sirius.

Wie? Ihr spottet jener Macht?
Die, indem Ihr sie verlacht,
Und ihr zu entfliehen strebt,
Ueber Eurem Haupte schwebt?

Burgemeister.

Was? ob meinem Haupte? nein!
Für sich.
O ich weiß wohl, was er meint,
Doch parir' ich alle Hiebe!
Ihn mit der Fliegenklatsche zurückdrängend.
Wenn Er nur, mein lieber Freund,
Etwas mir vom Leibe bliebe.
Mag nicht an das Schicksal glauben,
Das ist heidnisch und verrucht!
Hört, und daß mir keiner flucht!

Sirius.

Fluch iſt Mahnung böſer That!
In die ſchuldbeladne Bruſt
Fällt er ein als Unglücks-Saat.
In der Angſt, ihm zu entweichen,
Muß der Menſch oft unbewußt
Zum Gedeihn die Hand ihm reichen,
Und die eigne That vergeſſend,
Und die Folgen nicht ermeſſend,
Klagt er thöricht und verblendet:
„Ach, das alles hat allein
„Mir das Schickſal zugeſendet!“

Burgemeiſter.

Laß Er Fluch und Schickſal ſeyn!
Kurz und gut, es bleibt dabei,
Alles was ſich falt und falt,
Iſt nichts als Salbaderei.
Trübſal, Scheuſal, Schickſal, fort!
Labſal nur iſt gutes Wort.
Doch noch eins: Gebt Ihr Zigeuner? — —

Sirius.

Ja, o ja!

Burgemeiſter.

O nein! o nein!
Von den Kerlen darf mir keiner
In das Haus zu Euch hinein!
Sonſt ſpiel' ich das letzte Mittel,
Sende ſtraks Euch meinen Büttel,
Und das wird kein Luſtſpiel ſeyn!

Sirius.

Und was bleibt den Trauerſpielen?

Burgemeiſter.

Was, Ihr fragt noch, bei den vielen
Andern ſehenswerthen Dingen? —
Blutige Tyrannen, Räuber,
Falſche Spieler, böſe Weiber,
Große blanke Ritterklingen,
Eingefleiſchte Böſewichter,
Block und Beil, ſelbſt der Scharfrichter.
Auch Verſchwörung und Banditten,
Alles dieß wird hier gelitten.
Auch laß ich mir's noch gefallen,
Daß Ihr andre Streiche macht,
Daß Ihr mögt die Fäuſte ballen,
Wenn es drauſſen blitzt und kracht,

Daß Ihr wimmert, heult und ſtöhnt,
Daran ſind wir hier gewöhnt.
Wollt Ihr das, ſo könnt ihr ſpielen!
Doch für mich und meine Jette,
Und die Mutter gebt Ihr täglich
Bei mir ab drei Freibillette.
Nun? was ſteht Er noch ſo kläglich!

Sirius.

Kunſt muß der Gewalt wohl weichen,
Wenn ſie will nach Brote ſchleichen,
Und ſo muß ich mit Vergnügen
Mich in Eure Wünſche fügen.

Burgemeiſter.

Es iſt gut! — Jetzt kann er gehn!

Sirius.

Droben denn! auf Wiederſehn!

Bl.

Sechster Auftritt.

Der Burgemeiſter allein.

Er legt die Fliegenklatſche erſchöpft weg.

Burgemeiſter.

Gott bewahre vor dem Burſchen!
Spricht und ſpricht und macht kein Ende,
Schmeißt die leeren dürren Hände,
Daß beinah' mir wollte grauen.
Schickſal ſpielen, Wahnſinn brauen,
Fluchen wie ein Landesknecht,
Ja das wär' mir eben recht!
Nein, damit iſt es vorbei!
Hab' der ganzen Hudelei
Bei uns ſtracks den Paß verhauen,
Hab's verboten, kurz und gut,
Aus der Stadt hinaus gewieſen!
Fühle gleich, mir wächſt der Muth,
Fürchte nichts mehr! überhaupt,
Wenn man nur nicht daran glaubt,
Wird das Ding zu Lug und Trug!
Kurz, ich Kilian Wandelhaupt,
Ich behaupte ſteif und feſt,

'S giebt kein Schickſal, keinen Fluch!
Die Zigeuner mögen ſchrei'n,
Wie ſie woll'n, es trifft nicht ein.
Muß nur nicht den Muth verlieren,
Bin hier Conſul, kann befehlen!
Brauche nicht mehr zu pariren!
Welche Macht ſoll mich bedrängen?
Komm nur, meine Fliegenklatſche,
Laß Dich an den Nagel hängen!
Dir geſteh' ich's, daß ich mich
Der Beſorgniß jetzo ſchäme.
Denn ein Nichts ſcheut man vergebens.

Indem er die Fliegenklatſche aufhängen will, klopft es an die Thüre; er ſchrickt zuſammen.

Halt! was klopft? Herr meines Lebens!
Nein! das wäre fürchterlich,
Wenn das Schickſal wieder käme.

Er nimmt die Fliegenklatſche und deckt ſich damit, indem er auf die Thüre hinſtarrt.

Siebenter Auftritt.

Burgemeiſter. Barbier Schaber.

Burgemeiſter.

So? was führt denn ihn herein?

Schaber.

Euer Edeln woll'n verzeih'n,
Könnt' ich Sie nicht heut' raſiren? —

Burgemeiſter.

Heut? Er will mich wohl fexiren!
Heut? am Samſtag Nachmittag?
Weshalb denn nicht morgen früh? —

Schaber.

Morgen, Sonntags, ſehen Sie,
Wird zu Seedorf des Herrn Grafen
Fröhliche Vermählung ſeyn,
Und da darf die Kunſt nicht ſchlafen.
Fühlt doch auch nach meinem Meſſer
Jeder Gaſt dort ſtark Belieben,
Denn kein Künſtler macht es beſſer,
Deshalb hat man mich verſchrieben.

Ferner soll am Polterabend
Heut' im Schlosse obendrein
Oper und Komödie seyn,
Der Director jener Truppe,
Der mit seiner Concession
Sie so eben angetreten,
Hat auch mich als Künstler schon
Heut' zu einer Abendsuppe
Auf das Dorf hinaus gebeten.
Durft' es ja nicht refüsiren;
Denn vorher soll ich geschwind
Seine Truppe noch rasiren,
Und dem König Salomo,
Den er heut' denkt aufzuführen,
Bart anpassen und frisiren,
Und das sind — —

Burgemeister.

Was grinst er so?
Seh' ich doch hier nichts zum Lachen.

Schaber.

O das sind besond're Sachen.
Im Kalender hab' ich mir
Ganz genau es aufgeschrieben.

Burgemeiſter.

Gleich bekenn' Er!

Schaber.

Ja ich will
Kein Geheimniß daraus machen.
Heut' iſt es gerade jährig
Daß ich eine Prieſe nahm,
Als ſie, die Zigeunerin,
Zu mir in die Stube kam.
Sie erinnern Sich wohl noch
Jener großen gelben Frau?
Wo mir recht iſt, ward ſie doch —

Burgemeiſter, einfallend.

Ja, ich kenne ſie genau!
Aber weiter!

Schaber.

Nun ich reichte,
Als ſie manches prophezeiht,
Von den abgetragnen Speiſen
Willig eine Kleinigkeit.

Burgemeiſter.

Hätt' die Thür' ihr ſollen weiſen!

Schaber.

Nein, sie prophezeihte Glück:
Viele Kunden, scharfe Messer,
Und die Zeiten immer besser.
Zeigte aber starken Durst
Und verzehrte Stück vor Stück,
Eine ganze Leberwurst.

Burgemeister.

Wär' sie lieber d'ran erstickt.

Schaber.

Als sie endlich sich erquickt,
Sprach sie: „Für die reichen Gaben,
„Sollt' Ihr große Ehre haben!
„Heute über's Jahr wird sich
„Der berühmteste der Fürsten
„Aller Kön'ge größter König,
„Von Euch seinen Bart ausbürsten
„Oder gar frisiren lassen!"
Bisher baut' ich darauf wenig.

Burgemeister.

Nun und jetzt?

Schaber.

Erfolgt's nicht so?
Muß dem König Salomo
Ich nicht heut' den Bart anpassen?

Burgemeister.

Dummer Spaß!

Schaber.

Ist wörtlich doch,
Was sie prophezeiht, geschehn,
Deshalb glaub' ich zuversichtlich,
Daß auch andres alles noch
Einst wird in Erfüllung gehn.

Burgemeister, für sich.

Andres noch! verdammt!

Schaber.

Und wo
Man nur nachfragt, hört man's so,
Jeder spricht ganz frei und offen,
Das, was sie vorher gesagt,
Sei fast wörtlich eingetroffen.
Und wer nichts von ihr will wissen,
Wird noch daran glauben müssen.

Doch faſt ließ ich aus der Acht,
Weshalb ich hierher gekommen:
Nicht verlaß ich unſre Stadt,
Eh' nicht unſer Oberhaupt
Dieſe Hand geſchoren hat.
Bitte! ſetzen Sie Sich nieder!
In der einen kurzen Nacht
Wächſt der Bart ſo ſchnell nicht wieder.

Er will einen Stuhl zurecht ſetzen.

Burgemeiſter,
mit der Fliegenklatſche ihn abwehrend.

Bleib' er mir ſechs Schritt vom Leibe,
Heut laß ich mich nicht raſiren!

Schaber.

Allerwerth'ſter Herr, ich ſchreibe
Heute ja den erſten Mai,
Und der König Salomo
Steht in Seedorf ganz betrübt,
Sieht wo ich ſo lange bleibe.

Burgemeiſter.

Geh' er hin, wo's ihm beliebt!
Mach' er wahr das Hexenwort!

Doch hier soll's ihm nicht gelingen,
In Erfüllung es zu bringen.

Schaber.

Wollten Sie mich nur belehren
Wenn — —

Burgemeister.

Heute laß ich mich nicht scheren.
Pack' er sich! und mach' Er fort!

Schaber.

Seyn Sie doch nur nicht so barsch!
Wenn soll ich denn wiederkommen?

Burgemeister.

Uebermorgen kommt Er! — Marsch!

Schaber ab.

Achter Auftritt.

Burgemeister, allein.

König Salomo! Du hast
Mir den ganzen Trost genommen!
Furcht, der ungebet'ne Gast,

Iſt auf's neue zu mir kommen.
Muß er dir den Bart friſiren,
Daß der Hexe Wort geſchieht,
Kann auch mir etwas paſſiren,
Wo die Wange ſchmerzhaft glüht.
Und der Schaber kam beſtimmt
In des Schickſals Auftrag her.
Heute wollt', er mich raſiren?
Ja, wenn ich nicht klüger wär'!
Seift der Kerl mich nur erſt ein,
Kann ich ihm nicht mehr pariren,
Und er kann ja, wenn er will,
Mir ein's an die Ohren führen.
Nein, du etwas langer Bart,
Bleibe ungeſchoren ſtehen,
Lieber will ich morgen nicht
Mit dir in die Kirche gehen.

Zur Fliegenklatſche.

Aber dich darf ich nicht laſſen,
Bebend muß die Hand dich faſſen,
Meine Waffe, meine Wehr!
Böſer Tag mit Fluch belaſtet,
Führe doch den Abend her!
Zeit, die nimmer ruht noch raſtet,

Wird dir heut' das Geh'n so schwer?
Könnt' ich mich nur wo verstecken,
Wo man mich nicht möcht' entdecken,
Wo kein neuer Böſewicht
Anſpruch macht auf mein Geſicht,
Wo ich könnte ruhig ſchlafen,
Bis der Geiger zwölfe ſchlägt
Und die Mitternacht die Strafen
Dieſes Tag's zu Bette trägt.
Soll ich aus dem Hauſe gehen? —
Nein! wer ſteht mir denn dafür,
Daß nicht ein's mag vor der Thür
Mit der fert'gen Ohrfeig' ſtehen? —
Und es iſt mir doch fatal
Mit der Klatſche jedesmal
Vor den Leuten mich zu drehen.

Er ſieht ſich im Zimmer um.

Halt! wie wär' es, wenn ich hier
Auf dem Sopha her mich ſtreckte,
Und den Teppich über mir
Mit den ganzen Acten deckte?
Ja hier wird mich Niemand ſuchen!
Mag die alte Hexe fluchen!
Ja, hier ſchlaf' ich ungeſtört!

Er hängt die Fliegenklatsche wieder an die Wand.

Hänge ruhig hier, mein Schwert!

Er legt sich auf das Sopha, und deckt alles darauf befindliche über sich.

Neunter Auftritt.

Geissel tritt rasch ins Zimmer.

Geissel.

Wertheſter Herr Burgemeiſter!
Hurtig! in der goldnen Säge
Prügeln ſich die Handwerksburſche. —
Sitzgebühren oder Schläge — —

Er ſieht ſich um.

Hm! — der Herr iſt ausgegangen!
Muß ihn ſchon wo anders ſuchen.

Er geht ab.

Der Burgemeiſter lauſcht, nachdem Geiſſel fort iſt, unter der Decke hervor.

Burgemeiſter.

Such' ihn nur! — Du wirſt ihn fangen!
Mögt ihr prügeln, raufen, fluchen,
Schlagt Euch todt! — Heut' will ich ſchweigen!
Schickſal, merkſt du dort Ohrfeigen? —

Sieh' auf die, und laß mich geh'n!
Aber horch! man kommt ſchon wieder!

Er deckt ſich geſchwind zu.

Zehnter Auftritt.

Die Mutter kommt, und bringt den Kaffee herein.

Mutter.

Nun, Herr Conſul? Mein Herr Sohn,
Willſt Du heut' nicht Kaffee trinken?
'S iſt die fünfte Stunde ſchon.

Sie ſetzt den Kaffee hin, und ſieht ſich um.

So? — er iſt ja nicht zugegen,
Schläft vielleicht wohl gar im Garten!
Nun ich kann nicht länger warten,
Dazu bin ich ſchon zu alt,
Und der Kaffee wird zu kalt.

Sie ſetzt ſich und ſchenkt ein.

Ja, die jungen Leute haben
Weder Ordnung noch Geſchick.
Seit der Sel'ge ward begraben,
Rückt die liebe ſchwarze Stunde
Bis auf fünf Uhr ſchon zurück.

Weder Winken hilft noch Huſten,
Und von drei Uhr halt' ich nun
Schon den Zucker in dem Munde,
Und die ſpitzen Lippen thun,
Als ob ſie den Kaffee puſten.
Trüg' ich ihn nicht ſelbſt herein,
Würd' er gar vergeſſen ſeyn.

Sie ſcheucht mit der Hand.

Seht, kaum kommen warme Tage,
Sind auch gleich die Fliegen da!
Wollt ihr fort! ihr Menſchenplage!
Weg von hier! ihr ſollt mir ja
Nicht den Labetrank verekeln!

Eilfter Auftritt.

Die Mutter. Henriette.

Henriette, herein hüpfend.

Goldnes Männchen! Komödianten!
Und Du haſt es ja erlaubt,
Allerliebſter Wandelhaupt!

Mutter.

Mein Herr Sohn iſt ausgegangen.

Frau.

So? — ich brenne vor Verlangen,
Im Theater mich zu wiſſen.
Beſte Mutter, o Sie müſſen
Morgen auch in's Schauſpiel geh'n.

Mutter.

Nun das könnte wohl geſcheh'n.
Aber was wird denn gegeben?

Henriette.

Haben Sie in Ihrem Leben
Schon Komödien geſehen,
Die man Trauerſpiele nennt?

Mutter.

Ja! in meiner Jugend ſah
Ich den Julius von Tarent.

Henriette.

Seh'n Sie wohl? ich dacht' es gluch,
Daß Sie weit zurück noch ſind! —
Julius iſt uns viel zu weich,
Bei der jetz'gen Völkerkraft
Hat man Stärk'res angeſchafft.

Mutter.

Wirklich? nun mein Kind ich ſah
Auch das Trauerſpiel Gallotti.

Henriette.

O, Emilie iſt ſchon alt,
Und für unſre Zeit zu kalt.
Damals hieß es Dichterkraft,
Wenn er zeigt in ſeinem Stücke:
Wie des Menſchen Leidenſchaft
Prallt an Leidenſchaft zurücke,
Wie aus eigenem Gemüthe
Roſe oder Schierling blühte.
Doch das macht jetzt lange Weile,
Auch im Schauſpiel will man Eile,
Kleine Stücke giebt's vollauf,
Und ſo hat man alle Abend
Zwei bis dreie für den Kauf.
Erſt weint man ſich tüchtig aus
Und mit Lachen geht's nach Haus.

Mutter.

Erſt geweint und dann gelacht,
Seht doch! was der Deutſche macht.

Henriette.

Käme nur mein lieber Mann,
Daß ich ihn so recht von Herzen
Um Verzeihung bitten kann.

Mutter.

Haben Sie Sich denn entzweit? —

Henriette.

Ja, es war davon nicht weit.
Aber sicher wollt' er scherzen,
Wollte eine Scene heut
Heimlich mit mir durchprobiren;
Mutterchen, vielleicht darf ich
Eine Rolle übernehmen!

Mutter.

Pfui, Frau Tochter! sollten Sich
In das eig'ne Herze schämen!
Meinen Kilian verführen,
Ihn zum Komödianten machen!
Hört, begeht Ihr solche Sachen,
Geb' ich Euch den Mutter-Fluch.

Henriette.

Lassen Sie Sich's doch erklären —

Mutter.

Nein! ich weiß ſchon jetzt genug!

Henriette.

Hören Sie mich ruhig an,
Denn Sie ſollten doch bedenken — —

Mutter.

Eh' ich ruhig hören kann,
Muß ich Kaffee uns einſchenken,
Und die Fliegen mir abwehren.

Henriette.

Nun, dann machen Sie geſchwind!

Mutter.

Alles mit Geduld, mein Kind!
Hören Sie nur das Geſumme,
Die verdammte große Brumme
Muß ich erſt durchaus erſchlagen.

Henriette.

Mag ſie Ihren Zorn ertragen!

Die Mutter nimmt die Fliegenklatſche von der Wand, geht der großen Fliege nach, und ſchlägt einigemal fehl.

Mutter.

Summe! ſumme immer fort,

Lange ſollſt du mich nicht äffen!
Sieh', jetzt ſitzt ſie ruhig dort,
Still, nun will ich ſie wohl treffen.

Sie ſchleicht mit aufgehobener Fliegenklatſche nach dem Sopha, und führt einen ſtarken Schlag gerade auf die Stelle, wo der Burgemeiſter mit dem Kopfe liegt. Da dieſer ſchreiend aufſpringt, und alles über ihn gedeckte von ſich wirft, laufen die Frauen erſchrocken und hülferufend, davon.

Burgemeiſter.

Haſt Du mich auch hier gerochen,
Unter Acten tief verhüllt?
Ja die Fliege kam gekrochen,
Daß mein Schickſal werd' erfüllt.
Und die Mutter ward erkohren
Mit verdammtem Inſtrument,
Mir zu ſchreiben auf die Ohren,
Daß Du führſt das Regiment.
Nein, ich will an Deine Tücke
Ferner keinen Zweifel wagen,
Will Dich auch in keinem Stücke
Auf den Bretern unterſagen;
Denn wohl merk' ich; wer für Lüge
Hält Dein ſtrenges Machtgebot,
Ja dem ſchlägſt Du eine Fliege
Auf der eignen Naſe todt.

Jacob Thau, der Hof-Narr.

Eine Erzählung.

1819.

In Schleſiens fruchtbaren Gefilden, unweit der Stadt Landshut, ſind die großen Gebäude des ehemaligen Kloſters Grüſſau gelegen. Der Reiſende verweilt hier gern, um das Inn're der prachtvollen Kloſter-Kirche zu bewundern, und die hinter dem Hochaltare befindliche ſogenannte Fürſten-Kapelle zu betreten, allwo der Erbauer dieſes Kloſters, Bolko I., Herzog von Schweidnitz, nebſt mehreren ſeiner Nachfolger begraben liegt. Der Küſter zeigt dem Fremden ihre großen ſteinernen Särge, und unter verſchiednen Denkmälern auch eine ſchwarze Marmorplatte, dem Gedächtniß des letzten Prinzen dieſes Hauſes geweiht, welcher, ſo erzählt der Küſter, in der Mitte des 14. Jahrhunderts auf dem jetzt in Trümmern liegenden Schloſſe Bolkenhain, von dem Hofnarren

Jacob Thau, durch einen unvorsichtigen Steinwurf erschlagen worden seyn soll.

Auf der Platte selbst liest man in lateinischer Sprache folgende Inschrift:

Aetate florente defloruit, et vulnere percussus lethali victima letho concidit Boleslai Ducis Svidnicensis Boleslaus Princeps Filius, inclytae prosapiae spes inclyta, cujus ossa cum fundatorum domus hujus reconditis cineribus, nove in hoc sarcophago grata posteritas Grissena reposuit Anno 1738. *)

Wir wollen jedoch im Buche der Zeit zurückblättern, um zu sehen, ob dem auch wirklich also sey, und getreulich wieder berichten, was wir darin gelesen haben.

*) In der Blüthe des Lebens verblühte und fiel, ein Opfer des Todes, tödlich getroffen, der Erbprinz Boleslaus, des Herzogs zu Schweidnitz, Boleslaus Sohn, die große Hoffnung eines großen Argenten-Stammes, dessen Gebeine mit der gesammelten Asche der Stifter dieses Hauses, die dankbare Nachwelt zu Grissan aufs neue an dieser Grab-Stätte beigesetzt hat, im Jahre 1738.

Jacob Thau war der Sohn eines armen Webers, dessen Hütte am Abhange des Riesengebirges auf der böhmischen Seite hinter dem Elbthale lag. Sein Vater, ein frommer stiller Mann, arbeitete und webte aber zu emsig, und wurde daher früher schon, als Jacob das 12. Jahr erreicht hatte, mit dem Stück Leinwand fertig, woraus sie ihm endlich das Todtenhemde zuschnitten.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse des Vaters, saß der arme Knabe eines Abends vor der Hütte, und schaute weinend in das Thal hinab, wo die Nacht bereits ihre Schatten auf den Grabhügel legte, während seine Wohnung noch im Glanz des Abendrothes stand; da stieg rüstigen Schrittes Meister Kilian Wolfsheimer den steilen Pfad vom Gebirgsrücken herab, und sagte, indem er seinen Kasten voll gesammelter Kräuter und Wurzeln niedersetzte:

„Guten Abend, Jacobchen! Sieh, da bin ich einmal wieder! Dein Vater ist doch zu Hause? —“

„Ach! entgegnete Jacob schmerzlich, und

reichte ihm die Hand zum Willkommen: Vater ist nicht mehr zu Hause, — er ist todt! —"

Wolfsheimer sah den Knaben betroffen an, und folgte ihm schweigend in die Hütte. Er war ein Laborant, der, wenn er um Kräuter und Wurzeln zu sammeln, alljährlich das Gebirge selbst einmal durchzog, dann gewöhnlich bei Jacobs Eltern zu herbergen, dort die für ihn gesammelten Vorräthe in Empfang zu nehmen, und gut zu bezahlen pflegte, weshalb seine Ankunft dem Weber jedesmal recht erwünscht war. Allein Jacob und seine kleinere Schwester sahen den Laboranten lieber gehen, als kommen, denn er hatte etwas Finsteres, Unheimliches in seinem Wesen, was die Kinder von ihm zurückscheuchte; auch pflegte der Vater, wenn er von ihm sprach, ihn immer nur einen sehr gescheidten Mann zu nennen, da er doch bei seinen übrigen Freunden das Wort rechtschaffen hinzuzusetzen, sonst nie vergaß.

Wolfsheimer begrüßte die Mutter mit

einigen theilnehmenden Worten, sah' ernst auf den leerstehenden Webstuhl hin, holte aber, als ihm die Wittwe die Leidens- und Krankheits-Geschichte des Verstorbnen erzählen wollte, seinen Kasten in die Stube, ließ sich die vom Weber für ihn aufbewahrten Kräuter-Vorräthe reichen, und brachte alles ruhig in Ordnung, während ihm die arme Frau unter heißen Thränen ihr Herz ausschüttete.

„Ja, es thut mir leid um den armen Teufel! unterbrach er sie endlich: Da hat er mir nun gar kostbare Sachen eingesammelt, und sie recht verständig getrocknet; eine handvoll davon hätte ihm vielleicht das Leben erhalten, aber er kannte die Kräfte nicht, die unter seinem Dache schliefen. So geht's der Einfalt, sie erfriert am Feuer!—

Die Wittwe fuhr fort, ihm ihre trüben Aussichten in die Zukunft zu eröffnen. Sie selbst und ihre Tochter, meinte sie, würden sich wohl vom Spinnen ernähren mögen, allein was sollte aus Jacob werden, der in dem Vater auch seinen Lehrer und Meister

verloren hatte, und bei der großen Abgeschiedenheit ihrer Wohnung von jeder Schule weit entfernt war.

Wolfsheimer schwieg, verschloß die geordneten Reichthümer in seinen Kasten, warf eine reichlichere Bezahlung als gewöhnlich auf den Tisch, und verlangte das Abendbrot. Die Wittwe trug auf, was sie vermochte; als sie ihm aber auch einen bereits angeschnittnen Kuchen vorsetzte, sprang er mit den Worten hastig auf:

„Fort mit dem Gebäck! das ist der Todten-Kuchen, mit dem ihr die Leichenträger vergnügt habt, mir graut vor ihm!"

Und hiermit verließ er die Stube und setzte sich draussen auf die steinerne Bank; er wollte auch nicht, als es spät geworden, schlafen gehen, weil er vernommen, daß der Weber in derselben Kammer auf dem Brete gestanden, in welcher man ihm neben Jacobs Bettchen das Lager bereitet hatte, sondern beharrte darauf, die kurze Sommernacht im Freien zubringen zu wollen, um den Stand der Gestirne zu beobachten.

Als Jacob des andern Morgens in die Stube trat, schloß ihn die Mutter weinend in ihre Arme, und entdeckte ihm, während Meister Wolfsheimer ruhig seinen Morgen-Imbiß verzehrte, wie dieser edle Freund ihr das Anerbieten gethan, ihn zu sich nehmen, und ihn in seiner Kunst unterrichten zu wollen, was er bei seiner Armuth für ein großes Glück halten müsse. Dem Knaben schien die Trennung von Mutter und Schwester zwar hart, doch wünschte er die Welt auch wohl näher zu sehen, als von seinen Bergen herab, und so willigte er, da ihm auch Wolfsheimer freundlich zusprach, denn endlich ein. Dieser drang auf eine baldige Abreise, und Jacob zog wenige Stunden nachher aus dem Vaterhause mit ihm fort.

In dem engen Thale, wo jetzt der Queis an den freundlichen Häusern des großen Dorfes Flinsberg hinrauscht, standen zur damaligen Zeit nur erst wenige Häuser. Hier nun hatte auch Meister Wolfsheimer seine Wohnung. Ein altes schwarzes Block-

haus, gröſſer als die übrigen Nachbar-Hütten, und ein daran ſtoßender wohleingerichteter Garten war ſein Eigenthum. Er klopfte mehreremale an die verſchloßne Thüre, bis ſie endlich von einer langen hagern Frauensperſon geöffnet wurde.

„Seyd ihr ſchon wieder zurück, Kilian? Ihr habt wohl heut' den Weg ohne Boten nicht finden können?“ ſagte ſie ſtreng, indem ſie Jacob mit finſtern Blicken maß.

Der Laborant hieß den Knaben vor der Thüre warten, und ging mit ihr in das Haus. Nach einer halben Stunde kam ſie allein wieder heraus, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, ſtrich ihm die Haare aus der Stirn, fragte ihn über vieles aus, und befahl ihm endlich, ihr in das Haus zu folgen. Hier wies ſie ihm ein kleines Kämmerchen mit den Worten an:

„Ich habe in deine Aufnahme gewilligt; du haſt fortan nur mir zu gehorchen; auf das, was dir Meiſter Kilian ſagen wird, achte nicht ſowohl, denn er weiß oft nicht was er ſpricht. Wirſt du folgſam, ver-

schwiegen und fromm seyn, dann wird es dir gut gehen, zeigst du aber ein halsstarriges Wesen, so werde ich dich zu bändigen wissen!“

Sie drohte ihm bei den letzten Worten mit ihrem langen dürren Finger, so daß es den armen Jungen eiskalt überlief. Er ging in sein Kämmerchen und weinte, denn diese finstre Gestalt stach doch zu sehr gegen das Bild seiner sanften Mutter ab.

Katharina, so hieß Wolfsheimers Haushälterin, führte hier das Oberregiment, und wußte selbst ihren Brotherrn zu bezwingen; doch hielt sie eigentlich nur auf strenge Ordnung, trieb alles zu der nämlichen Thätigkeit, in der sie selbst immer begriffen war, und sparte hierbei keine Scheltworte. Ein alter buckliger Hausknecht, mit Namen Peter Schmoll, den der Laborant seinen Famulus nannte, und eine Magd, waren die übrigen Hausgenossen.

Es verstrich eine geraume Zeit, ehe Jacob zu irgend jemand in diesem Hause Vertrauen fassen, und sich besonders in Katha-

zinns Benehmen finden konnte, die besonders während der Mittagsmahlzeit gegen die freundlichen Worte des Laboranten oft dergestalt mit furchtbaren Schimpfreden losbrach, daß es dem Knaben ganz ängstlich zu Muthe wurde, und er sie fast für wahnsinnig halten mochte. Sie hielt sich nämlich sechs schöne Katzen, um, weil sie das finstre Blockhaus niemals verließ, doch etwas zu haben, woran sie die, dem weiblichen Geschlechte angeborne Lust zur Mutterpflege, auslassen könnte. Diese Thiere liebte und pflegte sie wie ihre Kinder, und räumte dem Laboranten nur das Recht auf sie ein, die Namen ihnen beilegen zu dürfen, welche dann gewöhnlich von den Gegenständen seiner Kunst entlehnt waren. Wenn Jacob nun mit dem Meister und der Haushälterin an dem kleinen runden Tische das spärliche Mittagsbrot verzehrte, so mußten die sechs Katzen in einer Reihe hinter ihrer Gebieterin aufwarten, und sich ruhig verhalten, bis sie einzeln bei Namen hervorgerufen und ihnen Speise gereicht wurde. Gewöhn-

lich schien Wolfsheimer gar nicht darauf zu achten; er blickte in Zerstreuung starr vor sich hin, schlang die Bissen schweigend und hastig hinunter, und sprach nur dann und wann einige Worte mit seinem alten Famulus, der bei Tische bedienen mußte. Zuweilen geschah es jedoch, daß er einen freundlichen Blick auf die Katzen warf, und sich nach dem Befinden einer oder der andern erkundigte.

„Katharine!“ pflegte er dann wohl zu sagen, „Du hast recht, eine Katze ist doch eine schöne Kreatur; hat eine gewaltig zähe Lebenskraft! Das liebe Teufelsbärtel ist wirklich ein starker Kater, oder die Rhabarberl ein allerliebstes Kätzchen! Sie haben doch noch guten Appetit, sind doch nicht etwa krank, die lieben Thierchen?“ —

Aber dergleichen theilnehmende Nachfragen, zu welchen Peter Schmoll schlau lächelnd zu nicken pflegte, machten Katharinen allemal zur Furie.

„Ihr Mörder! Ihr Würgengel! was geht euch mein Teufelsbart an! Behaltet

die verfluchte Suppe aus eurer Küche für euch!“ schrie sie vom Stuhle aufspringend, und auf den Famulus zufahrend, der, wenn er die Thüre nicht zeitig genug erreichen konnte, dann eine derbe Ohrfeige erhielt, und Hui! Hui! ertönte ihr gellender Ruf, und wie bei dem Geschrei des Hahnes, wenn er den Raubvogel erblickt, alle Hühner sich flüchten, so sprangen auch dann die Katzen in größter Angst aus dem Zimmer, und flohen ihrer Gebieterin nach, die für jetzt nicht wieder zum Vorschein kam, sondern den Tisch unverzüglich durch die Magd abräumen ließ, ohne zu fragen, ob man gesättigt sey. Das Auffallendste hierbei war jedoch, daß die Katze, nach deren Befinden Wolfsheimer sich theilnehmend erkundigte, jedesmal bald darauf starb, und Katharina, nachdem sie den todten Liebling unter Beistand der Magd erst hinlänglich beweint, und auf die Männer tüchtig geschimpft hatte, die Leiche dann immer auf die Thürschwelle des Laboratoriums legte, vorher aber den Famulus durch List in den Keller zu locken

und daselbst einzusperren wußte. — Sobald dieß geschehen, klopfte sie an die Thüre, und wenn nun Wolfsheimer öffnete, und vor der Katzen-Leiche scheu zurück fuhr, den Famulus vergeblich zu Hülfe rufte, dann gegen Katharinen in die heftigsten Verwünschungen ausbrach, und während ihm der Angstschweiß auf die Stirn trat, mit Bitten und Versprechungen in sie drang, ihm doch das Aas von der Schwelle wegzunehmen, die er so nicht zu überschreiten vermöchte; so mußte er erst dulden, daß die Haushälterin mit ihrer Magd ihn so lange recht schadenfroh auslachten und ausschalten, bis er zum Ankauf einer neuen Katze endlich das Geld reichte, worauf die Todte dann aufgehoben und in den Garten begraben wurde.

Jacob erfuhr späterhin wohl den Grund dieser sonderbaren Auftritte. Des Laboranten Lieblingsgeschäft war nämlich die Zubereitung der Gifte; doch konnte er auch nicht widerstehen, ihre Kraft an irgend einem Leben alsbald zu versuchen. Der Famulus

mußte hierzu ein Thier herbeiſchaffen, und brachte gewöhnlich eine von Katharinens Katzen, die ihm verhaßt waren. Hatte das arme Geſchöpf nun ſeine Doſis Gift bekommen, dann war ſie erſt ein dem Laboranten angenehmer und werther Gegenſtand, und er erkundigte ſich fleißig nach ihrem Befinden, um die Wirkungen ſeines Trankes zu erfahren. Aber trotz dieſer geheimen Luſt, dem Tode in die Hände zu arbeiten, war ihm ein unbeſiegbarer Abſcheu gegen alles Leichenhafte angeboren, welcher ſeine äußern Sinne zu einer ſolchen Feinheit anſpannte, daß er behauptete, einem Kranken es auf der Stelle anmerken zu können, ob er geneſen werde oder nicht. Er galt weit und breit für einen ſehr erfahrnen Arzt, weshalb die Leute oft ſeine Hülfe verlangten, ſobald ihm aber während des Krankenbeſuches die Schweißtropfen auf die Stirn traten, und er ängſtlich nach Hut und Stock griff, ſo war dieß den Umſtehenden ein ſicheres Zeichen, daß der Tod nahe ſey, und der Sarg beſtellt werden müſſe. Man pflegte ihn daher mit

dem Spottnamen: das Leichenhuhn! zu benennen.

Von diesen Menschen nun wurde Jacob erzogen. Ein alter im Orte wohnender Geistlicher ertheilte ihm den nöthigen Unterricht, übrigens aber mußte er im Anfange bloß Katharinen im Hause und Garten an die Hand gehen, und Abends, während sie mit der Magd spann, ihre Katzen kämmen, wobei sie ihm jedoch abenteuerliche Geschichten von den Berggeistern und besonders vom Rübezahl zu erzählen wußte. Erst als sie ihre Zustimmung gab, fing der Famulus, und späterhin der Laborant selbst an, sich mit dem Knaben zu beschäftigen, und ihn besonders in der Kräuter-Kunde zu unterrichten; denn Jacob sollte künftighin die Gebirgsreisen allein unternehmen, weil der Meister daheim alle Hände voll zu thun hatte, und Peter Schmoll, der wegen seines komischen Wesens von den Leuten eben so gern gesehen wurde, als er mit ihnen gut umzugehen verstand, mit dem Arznei-Kasten auf Verkauf ausziehen mußte.

„Laßt mich nur machen! sagte dieser zu Wolfsheimern, ich werde euch den Burschen schon abrichten. Er soll in meine Fußtapfen treten, und wir wollen euch eine Kundschaft bereiten, daß ihr Salben und Tropfen nicht sollt erschaffen können, und euch das Geld haufenweise ins Haus fliegen wird!“

Jacob ging auch viel lieber in die sogenannten Privat-Stunden des Famulus, als in den Unterricht seines finstern Meisters, so gern er auch immer in dem geheimnißvollen Laboratorium sich aufhalten, und dort Hülfe leisten mochte; denn Peter Schmoll lehrte ihm die Schalmeie blasen, und unterrichtete ihn, wie er es zu nennen pflegte, im Handel und Wandel.

„Jacobchen! sprach er: wenn du den Handel treiben willst, mußt du vor allen Dingen den Wandel kennen lernen, das heißt: wie du wandeln sollst, und wie die Menschen wandelbar sind. Ich werde dir alle Geheimnisse aufschließen, und dir den Menschen in allen seinen Gestalten zeigen, damit du mit ihm umzugehen lernst!“

Er machte dem Schüler hierauf die Lection erst vor, dann aber mußte dieser selbst hinausgehen, den Arzenei-Kasten auf den Rücken laden, und, nachdem er an die Thüre geklopft hatte, in das Zimmer treten und seine Waaren an ihn ausbieten. Der Famulus spielte nun bald einen eigensinnigen Kranken, der sich zu keiner Arzenei entschließen konnte; bald einen eingebildeten Vielwisser, der die Waare zu schlecht fand; bald einen Geizigen, dem sie zu theuer war; ja er verkleidete sich sogar bisweilen in eine alte Frau, schalt und schimpfte auf den Arzenei-Krämer, und fuhr wie eine Katze auf Jacob los, und warf ihn zur Thüre hinaus. — Aber durch alles dieß durfte sich der Handelsmann dennoch nicht abweisen lassen, und wenn es ihm nun gelang, dem Lehrmeister durch lustige Einfälle ein Lächeln abzunöthigen, oder ihn durch Beredtsamkeit dergestalt in die Enge zu treiben, daß er dem Kauf nicht mehr ausweichen konnte, dann fiel ihm der Famulus um den Hals, lobte ihn über

die Maaßen, und konnte ſich der Freudenthränen kaum enthalten.

„Es iſt ein außerordentliches Genie, ein koſtbarer Junge! ſagte er einſt zu Wolfsheimer, denn er hat nun auch die Hauptprobe beſtanden. Denkt euch, ich habe heute den Fürſten geſpielt, habe euer rothes Treſſenkleid angelegt, den Degen angeſteckt und ein Geſicht gezogen, ſtolz wie ein Kaiſer. — Meint ihr denn aber, der Bengel habe ſich vor mir gefürchtet? — Nein, nichts weniger! dreiſt wie ein Haushahn hat er vor mir geſtanden, das Lachen hat ſich die Beſtie kaum verbeißen können, und ſeine Waare hat er mir richtig aufgehangen. Ich ſpreche ihn nun los, und bin ſtolz auf meinen Schüler! Ihr könnt ihn alle Tage ausſchicken!“ — —

Daß Jacob in dieſen Verhältniſſen dennoch reines Herzens blieb, und zu einem ſchönen Jüngling aufblühte, hatte er nur Katharinen zu verdanken, denn ſo zankſüchtig ſie auch gegen den Laboranten und deſſen Geſinde ſchien, und ſo ſtreng ſie ihren Zögling ſelbſt auch zu Arbeit und Gehorſam

anhielt; so mütterlich sorgte sie doch auch wieder für ihn und ermahnte ihn jeden Morgen, nachdem sie mit ihm gebetet, zur Frömmigkeit und Gottesfurcht.

„Nur wenn du fromm bist, sprach sie oft, wird dir dein tägliches Brot schmekken. Sieh, dem Wolfsheimer schmeckt es nicht, der muß die Bissen alle ungekaut hinunterschlingen, weil er niemals betet!“

Jacob fühlte wohl, daß sie recht habe, denn wenn sie das Gebet vor der Mahlzeit sprach, saß Wolfsheimer schon bei der Suppe, und wenn sie nach Tische dankte, war er schon fortgegangen. Sein finsteres zerstreutes Wesen erfüllte den Knaben bald mit geheimer Scheu gegen ihn, und der Argwohn, daß er wohl gar mit bösen Geistern Umgang pflegen möge, ward dadurch bestärkt, daß er den Meister, der sich Sonnabends jedesmal gewöhnlich in dem Laboratorium einzuschließen, und im geheimen zu arbeiten pflegte, dennoch sprechen und Befehle austheilen hörte, obgleich kein menschliches Wesen zugegen seyn konnte.

„Seyd ihr nun fertig?“ hörte er ihn einst laut sprechen. „Seyd ihr stark und kräftig genug, um es mit dem Menschen aufzunehmen? — Wohlan so erfüllt, was ich euch auftrage. Du dort, fahre in den alten Sauerteig, hast ja schon die dunkle Schornsteinfeger-Jacke an, fege die Esse rein, ehe die Feuersbrunst auflodert. Du in dem feinen klaren Hemdchen, geh' und lege deine runden fünf oder zehn Fingerlein auf Kopf- und Herz-Weh. Und du, in dem rothen Kleide, was siehst du mich so schalkhaft an? — Denkst du vielleicht, ich wittre nicht, was unter deinem Rosenduft schläft? — Glaubst wohl gar ich kenne dich nicht, weil du die goldnen Tressen und den Hut mit der Hahnen-Feder nicht angelegt hast? — Sie werden dir geheime Aufträge geben, vollbringe sie treu, und mache mir keine Schande! — Doch, fuhr er mit erhöhter Stimme fort, Gold müßt ihr schaffen, das laßt euch gesagt seyn, denn auch der Tod ist nicht umsonst!“ —

Wolfsheimer sprach aber nicht mit Gei-

stern, sondern nur mit seinen fertigen Medicamenten und Giften.

Sechs Jahre waren nun verstrichen, Jacob hatte mancherlei gelernt und begriffen, und sollte nun mit dem Kräuter-Kasten seine erste Gebirgsreise antreten. Der Meister gab ihm ein spärliches Jahrgeld, und nannte ihm die Gebirgsbewohner, bei denen er umsonst herbergen könne; der Famulus heftete ihm manche Lüge auf, und suchte ihm, des Scherzes halber, vor den Berggeistern Furcht einzujagen; nur Katharine gab ihm ihren stillen mütterlichen Segen mit auf die Reise und füllte den leeren Kasten noch mit einigen Lebensmitteln.

Wer die ernsten gewaltigen Massen des Riesengebirges kennt, wer in dem Schatten seiner Wälder an dem Anblick seiner Wasserfälle, an der unbegrenzten Aussicht in das fruchtbare Land sich erquickte, und dort oben mit den Wolken einen Weg wandelte, der wird sich Jacobs Gefühl denken können, als er an einem schönen Sommermorgen aus

dem finstern Blockhause auf das sonnige Gebirge hinaus zog. — Alle Kräuterkunde war vergessen; er mochte sich nur an dem frischen Blumen- und Pflanzen-Leben erfreuen, nur ein paar Vergißmeinnicht, am steinigen Ufer eines Bächleins gepflückt, an seine Brust stecken, und sich lange nicht entschliessen, die lieblichen frischen Naturkinder mit prüfendem Blicke zu mustern, ob sie auch für seinen Kasten passen möchten. Oft lauschte und harrte er an einsamen Orten auf die Erscheinung der Berggeister, denn sein junges volles Herz sehnte sich in süßer Furcht nach ihrem Umgange.

So war er denn das Iserthal entlang, über die waldigen Gebirge gewandert, und saß eines Abends an dem einsamen Ort, wo der Zacken seine Wassermassen in das dunkle Felsbecken hinabstürzt. Hier die warme Sommernacht zuzubringen, und, im gaukelnden Spiele der Natur, mit dem Wasserfall, auf welchem jetzt noch die Lichter des Tages blitzten, die funkelnden Bilder des Nachthimmels herabstürzen zu sehen,

war ihm ein entzückender Gedanke. — Da ging ein Landmann auf dem wenig betretnen Fußpfade eilig vorüber, und blieb verwundert stehen, als er den Jüngling erblickte, der auf einem Felsstücke dicht an dem tiefen Becken saß. Er fragte ihn, ob er sich verirrt habe, und vor Nacht nicht noch eine Herberge zu erreichen wünsche? — und schüttelte den Kopf sehr bedenklich, als ihm Jacob seinen Entschluß offenbarte.

„Nein! hier sollst du die Nacht nicht zubringen! sagte endlich der Mann; denn es ist seit einiger Zeit auf dem Gebirge, und besonders in dieser Gegend, wieder nicht recht geheuer. Komm mit mir, ich gehe auch gern in Gesellschaft; du sollst in meinem Hause eine gute Aufnahme finden!“

Jacob wollte zwar erst seinen Entschluß nicht aufgeben, da es sich aber fand, daß der Mann, mit welchem er sprach, einer von Wolfsheimers Bekannten war, bei denen er zu herbergen pflegte, und bei ihm auch Kräuter-Vorräthe in Empfang zu nehmen waren, so willigte er endlich doch ein, und

stieg mit ihm nach seiner Baude hinauf. — Als sie dort angelangt waren, und sich mit den übrigen Hausgenossen zum Abendbrot gesetzt hatten, konnte sich Jacob nicht enthalten, nach Rübezahls Erscheinungen zu fragen, über welche sein Wirth sich unterwegs nur in geheimnißvollen Ausdrücken hatte vernehmen lassen.

„Hier zwischen meinen vier Wänden darf ich eher ein Wort sprechen! gab dieser zur Antwort: draussen aber möchte ich es keinem rathen, denn die Steine und Bäume haben Ohren, und wenn man dann meint, ein Zweig streiche einem an der Wange vorüber, so wird am Ende ein tüchtiger Backenstreich daraus, mit welchem der gnädige Herr von der Schneekoppe den voreiligen Mund versiegelt!“

Hierauf erzählte er nun, wie in der Gegend des Zacken- und Kochel-Falles der Spuck seit einiger Zeit gar ausgelassen sein Wesen treibe; man sähe ihn bald in der Verkleidung eines bärtigen Einsiedlers, bald in der Gestalt eines geharnischten Ritters

einherwandeln. Wer ſich ihm nahe, dem gehe er auch wohl gar mit einem blanken Dolche zu Leibe, oder werfe hinter dem Fliehenden Steine her. Man habe ihm heute im Dorfe unten gar fürchterliche Sachen davon zu erzählen gewußt.

Die Hausfrau ſchüttelte hierbei den Kopf und lächelte. —

„O, ich weiß es wohl, weshalb du lachſt, fuhr der Erzählende auf, du meinſt; Rübezahl jage nur die Männer, möge aber die Frauen wohl leiden, weil er neulich Kunigunden ſo freundlich angeſprochen, und ihr ſogar die koſtbare goldne Kette geſchenkt hat; — das iſt aber auch ein ander Ding, und ihr ſeid nicht alle ſo hübſch, wie Kunigundchen!“

Und hiermit ſchwieg der Wirth, und wollte nichts weiter davon wiſſen. Als er ſich jedoch nach der Mahlzeit auf die Ofenbank geſetzt, und während dem Spinnen der Weiber eingeſchlummert war, nahm die Frau das Wort, und erzählte dem neugierigen Jacob eine Menge der kürzlich erſt

vorgefallnen Spuckgeschichten, und wie Rübezahl sich gegen das schöne Mädchen wirklich gar freundlich und leutselig bezeugt haben solle.

Indeß die Frau also erzählte, und Jacob in geheimer Lust aufhorchte, klopfte es leise an die Thüre. Alles fuhr erschrocken zusammen, und niemand wagte herein! zu rufen. Aber mit den Worten: „Guten Abend, Kinder!“ trat bald eine wunderliebliche Gestalt herein.

„Ei, Kunigundchen! rief ihr die Hausfrau entgegen: wo kommt ihr denn so spät noch her? und wohl gar allein, durch das grausige Gebirge?“

Kunigunde erzählte, wie sie, um die Sonne aufgehen zu sehen, sich von ihrer Muhme Erlaubniß erbeten habe, hier oben übernachten zu dürfen, und wie die furchtsame Begleiterin auf halbem Wege von ihr zurückgeschickt worden sei.

„Und ihr fürchtet euch gar nicht?“ fragte der sich wieder ermunternde Wirth.

Univ. Bibl. München

„Nein gar nicht!“ entgegnete Kunigunde, und sah ihn dabei dreust und freundlich an.

„Je nun, murmelte er in den Bart, es wird auch nicht alle Tage goldne Ketten geben.“

Das schöne Mädchen wußte das Gespräch bald auf etwas anderes zu lenken; fragte die Mutter nach den Kindern, küßte die Kleinern, die schon schliefen, und nahm endlich eine alte Zitter von der Wand, zu der sie mit einer sehr reinen Stimme einige einfache Lieder sang.

Jacob wußte nicht wie ihm geschah. Er kannte kein weibliches Wesen, das er nur entfernt mit ihr hätte vergleichen mögen. Dieser Liebreitz in Worten und Bewegungen, dieser Himmelsstrahl aus dem dunklen Auge, diese schönen zarten Formen, von denen das Morgenroth der Gesundheit wiederstrahlte, machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn. Er hatte sich ehrerbietig in eine dunkle Ecke des Stübchens zurückgezogen, und über dieser menschlichen Erscheinung alle Geister vergessen; denn eine ungekannte Sehnsucht

erfüllte ihm das junge Herz und stieg ihm, als wolle sie auch die Holde sehen, in großen Thränentropfen in die Augen.

Es war schon spät, als die Hausfrau Kunigunden das Lager bereitete, und der Wirth mit Jacob auf den Heuboden schlafen ging. Aber er konnte nicht einschlafen, wie auch der Duft des Heues und das leise Klingen der Kuhglocken, die, wie das Vieh sich im nahen Stall bewegte, durch die Stille der Nacht anschlugen, ihn dazu einladeten. Denn Kunigundens Bild stand vor ihm, und lächelte ihn so holdselig an als wolle sie sagen: „Verschlafe nicht die Zeit, wir wollen die Sonne zusammen aufgehen sehen!“ — und als der Morgen das Gewand des östlichen Himmels mit rosigen Lichtstreifen einfaßte, konnte er nicht mehr in der Hütte bleiben, und eilte in die kühle Frühluft hinaus. Noch war niemand sichtbar; er stellte sich allein unweit der Hütte auf eine Felsspitze und blies auf seiner Schalmeie ein Morgenlied, denn seine Seele floß über von Andacht und Dank gegen den, der eben den

Tag heraufführte. Als das Lied vollendet war, sah er Kunigunden neben sich stehen; er konnte ihr nicht antworten, da sie ihm freundlich: guten Morgen! bot, und das trunkne Auge wußte nicht, wohin es sich wenden sollte, ob nach dem glühenden Lichtpunkte des Horizontes, an welchem eben die Sonne aufsteigen wollte, oder nach dem Mädchen, die von den ersten Strahlen des Morgens übergossen, wie eine den Tag verkündende Hora vor ihm stand.

„Ich habe dich in deinem Morgengebete gestört! sagte Kunigunde: sieh, dort geht eben die Sonne auf, laß uns zusammen beten!“ — und als sie in kindlicher Frömmigkeit auf ihre Kniee sank, und laut das Vaterunser sprach, kniete auch er neben ihr nieder, legte den Kopf auf eine Felsplatte, und weinte recht innig!

„Warum weinst du denn?“ fragte sie theilnehmend und ergriff seine Hand.

„Ach! ich sehne mich nach meiner Mutter!“ antwortete er, denn das Herz gab

noch keiner andern Sehnsucht ihren Namen, obgleich es erfüllt von ihr war.

Die Wirthin rief zum Frühstück. Während man sich die frische Milch trefflich schmecken ließ, zankte der Wirth mit Kunigunden, daß sie den Rückweg allein antreten wolle. Die Früh- und Abendstunden, meinte er, wären die gefährlichsten, und sie könne doch wenigstens den Mittag abwarten. Da aber Kunigunde über jede Besorgniß lächelte, und indem sie flüchtig erröthete, darauf bestand, eben jetzt wieder nach Hause zu gehen; so faßte sich Jacob ein Herz, und bat schüchtern: es möge ihm erlaubt seyn, sie begleiten zu dürfen, denn er sey gesonnen den nämlichen Weg einzuschlagen. Kunigunde willigte ohne Bedenken ein, und beide stiegen bald darauf rüstig den steilen Pfad hinunter.

Als sie die Hütte aus den Augen verloren hatten, blieb Kunigunde, die bisher schweigend voraus geeilt war, plötzlich stehen und fragte ihn beklommen: wohin er denn eigentlich zu gehen gedenke? — Jacob

erzählte ihr treuherzig, daß er sich vorgenommen habe, den heutigen Tag bei den Wasserfällen zuzubringen, um vielleicht auch einmal mit dem Berggnomen sprechen zu können, der, wie man ihm gesagt, jetzt hier besonders oft umgehen solle, und nach dessen Bekanntschaft er eine unwiderstehliche Sehnsucht fühle.

„Er ist ja so freundlich gegen euch gewesen! setzte er hinzu, und wenn ich gleich nicht so schön bin, wie ihr, so bin ich doch auch reines Herzens!“

Das Mädchen sah ihm tief ins Auge, und sprach, indem eine hohe Röthe ihre Wangen überflog:

„Meinst du es wohl gut mit mir?“ —

„Das weiß der liebe Gott, vor dem wir heute beide zusammen gebetet!“ antwortete er sehr bewegt.

„Nun dann begleite mich nicht! fuhr sie fort: laß mich ungestört und allein nach Hause gehen. Du magst den Berggeist ein andermal aufsuchen, nur heute nicht. Willst du mir diese Bitte erfüllen? —“

„Wenn ihr es also verlangt, muß ich wohl!“ antwortete Jacob, und sah trübe zur Erde.

„Du sollst nicht traurig seyn! sagte das Mädchen, und streichelte ihm mit der schönen Hand die Wangen: denke doch an deine Mutter, du hast mir ja erzählt, wie du sie so lange nicht gesehen. Zu ihr eile jetzt, und wenn du zurück kommst, dann gehe den Wasserfällen nicht vorüber, blase dann nur dein Lied, vielleicht bin ich nicht fern und höre es, und suche dich wieder auf!“

Sie zeigte ihm hierauf einen Fußsteig, der auf das Gebirge und nach der Gegend zuführte, wohin seine Reise ging, und als er von ihr Abschied nehmend traurig hinauf stieg, flog sie, einer weißen Taube gleich, hinunter in den dunklen Wald.

Nach einigen einsamen Tagereisen erreichte Jacob die Hütte seiner Mutter. An ihrem Herzen und in der Schwester Umarmung vergaß er anfangs leicht alle die Bilder, die ihn seit jenem glücklichen Morgen wachend und träumend umschwebten. Als aber die

erste Freude des Wiedersehens vor dem ruhigern Erzählen dessen, was man in der Zeit der Trennung erlebt hatte, zurücktrat, er wieder heimisch wurde in der Heimath, und er auf seiner alten Steinbank wieder die Sonne auf- und niedergehen sah, da fühlte er, daß ihm jetzt doch ganz anders ums Herz sey, und ihn die Sehnsucht auch von dieser geliebten Hütte fortziehe.

Wolfsheimer hatte ihm erlaubt, zwei Tage bei der Mutter zu verweilen. Sie waren verflossen. Der Abschied wurde beiden Theilen dießmal leichter, denn weil Jacob die Gebirgsreisen jetzt an des Meisters Stelle unternehmen sollte, so war ein öfteres Wiedersehen gewiß. Alle Bergbewohner, bei denen der Laborant getrocknete Kräuter zu empfangen pflegte, waren nun besucht, der Kasten gefüllt, und die Zeit zur Rückkehr erschienen; Jacob eilte daher eines Mittags vom hohen Gebirge herunter, um noch vor Abend den Zackenfall zu erreichen.

Ein ahnungsvolles fast süßes Grauen durchbebte ihn, als er den Tannenwald be-

trat, in dessen Dunkel neulich Kunigunde seinen Blicken entschwunden war. — Nirgends ein menschliches Wesen, denn wer vermied nicht aus Furcht vor dem neckenden Berggeist diese Gegend. Nur die Stimmen der Natur waren laut, und nur als er von fern schon das Rauschen des Zackenfalles vernahm, glaubte er plötzlich eine Schattengestalt zu gewahren, die an dem Felsbecken verschwand. Er entdeckte jedoch nichts weiter als er näher kam, setzte sich ruhig auf die Felsplatte, von der ihn der gastfreie Bergbewohner jüngst abgerufen, und blies, nachdem er hier dem Spiel des Wasserfalles lange zugesehen, Kunigundens Worten eingedenk, ein Abendlied auf seiner Schalmeie. Kaum aber hatte er es geendet, als mitten aus dem, gleich einer silbernen Wand hinabbrausenden Strome, die Gestalt eines Einsiedlers mit einem langen weissen Barte heraustrat, die Felsen rasch erklimmte, und vor ihm stand, ehe er sich von seinem Erstaunen erholen konnte.

„Was suchst du hier, Jacob?“ fragte die Erscheinung in einem rauhen Tone.

Wie sehr sich der Jüngling auch früher auf Rübezahls Erscheinung gefreut hatte, so sank ihm doch jetzt der Muth, und nicht ohne Beben entschuldigte er seine Gegenwart so gut er konnte.

Der Berggeist schien freundlicher zu werden, that noch verschiedene Fragen, und sagte, nachdem ihm Jacob auf alles treuherzig Bescheid gegeben:

„Ich halte dich für einen guten frommen Burschen, drum bin ich freundlich mit dir! Sollst auch ein Andenken von mir haben, wer weiß, wo es dir einmal nützen kann!“ Hierauf gab er ihm einen schweren goldnen Ring, hieß ihn gehen, und befahl ihm, sein Abendlied noch einmal zu wiederholen, sobald er die Hütten des unten gelegenen Dorfes erblicken würde. — Jacob gehorchte, und Rübezahl verlor sich in dem Schatten des Waldes.

Die Sonne war im Untergehen, als er das Dorf vor sich sah. Er begann sein Lied aufs neue, und hatte es noch nicht geendet, als Kunigunde, von ferne schon grüßend, den Steig herauf und ihm entgegeneilte. Sie

bewillkommte ihn mit unverstellter Freude, und drang in ihn, nachdem er ihr erzählt, was ihm so eben begegnet, daß er bei ihrer Muhme übernachten solle. Doch legte sie ihm Stillschweigen über das Vorgefallene auf, zeigte ihm das Schindeldach ihres Hauses, und hieß ihn immer vorausgehen und auf der Bank vor demselben auf sie warten, bis sie ihren Abendspatziergang vollendet haben werde. Jacob gehorchte, aber die Sterne standen schon am Himmel, ehe Kunigunde zurückkam und ihn in das Haus einführte. Die Muhme schalt anfangs über ihr langes Außenbleiben, war aber bald gütig und gastfrei gegen Jacob; denn es ergab sich, daß auch ihr der Name seines Meisters wohl bekannt war, und sie ihren Arzenei-Bedarf von dem lustigen Peter Schmoll bei dessen jährlichen Umgängen zu kaufen pflegte.

Jacob war wie in einem Feenlande. Die Erscheinung und das Geschenk des Rübezahl gaben seiner Phantasie, und die Nähe Kunigundens seinem Herzen so reiche Nahrung, daß er das Glück des Augenblicks kaum zu

faſſen vermochte. Auch die innere Einrichtung des kleinen Hauſes, in welchem man neben der höchſten Nettigkeit, auch die Spuren früherer Pracht an den Geräthſchaften nicht verkennen konnte, und das zwar leutſelige, aber doch vornehme Betragen der Muhme ſelbſt, war für ihn eine neue Welt; ſo daß er wenig zu ſprechen, ſondern nur alles mit offenen Augen anzuſtaunen vermochte. Gern würde er die ganze Nacht hindurch auf Kunigundens ſüßes Geplauder, und auf die verſtändigen Reden der Muhme gehört haben, hätte ihn letztere nicht endlich ſelbſt zur Ruhe gehen heißen.

Nachdem er Kunigunden verſprochen, ſie bei ſeiner nächſten Wanderung wieder zu beſuchen, ſchied er am andern Morgen mit ſchwerem Herzen. Ach! aus dem freundlichen Hüttchen, wo ſie wohnte, ging es ja nun wieder nach dem finſtern Blockhauſe zu, worin Wolfsheimer ſein Weſen trieb. — —

Der Laborant war mit ſeinem Schüler zufrieden. Er hatte reichlich eingeſammelt, und gute brauchbare Sachen mitgebracht.

Katharina aber schien es weniger; denn Jacobs ganz verändertes Wesen entging ihrem scharfen Blicke nicht, und beunruhigte sie um so mehr, als ihr Herz mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit an ihrem Pflegling hing.

„Bist du krank und hat dich die Reise zu sehr angegriffen, oder was fehlt dir sonst?“ fragte sie ihn besorgt.

Jacob wollte von nichts wissen, aber Katharina ließ sich nicht abweisen, und drang so liebreich in ihn, daß ihm endlich das Herz aufging, und er ihr alles mit kindlicher Offenheit erzählte.

„Kümm're dich nicht, mein armer Sohn, und sey nur recht gut und fleißig, es kann noch alles gut werden, sprach sie theilnehmend und strich ihm die Wangen. Mir war es einst auch so ums Herz, wie dir. Du hättest den Wolfsheimer nur vor fünf und zwanzig Jahren kennen sollen, da war er ein schöner stattlicher Mann, und ich nicht älter als deine Kunigunde. Er lernte mich auch auf seinen Gebirgsreisen kennen, und ich habe wohl manchen Tag auf den Bergen

gestanden und ins Thal geschaut, ob er nicht wieder käme. Wie selig war ich, als er mich endlich zur Frau begehrte! Aber ich lernte ihn noch als Braut hinlänglich kennen; ihm galt das nichts was mir lieb war; er vergiftete mir mein Lieblings-Kätzchen, und als meine alte Mutter sterben wollte, lief er in seiner Scheu vor Leichen fort, und ließ mich ohne Trost und Beistand allein. Da dachte ich: Nein, du darfst ihn nicht heirathen! er wird dir deine Kinder auch vergiften, und dich dann allein lassen mit ihren Leichen! und ich schlug seine Hand standhaft aus. Er aber hörte nicht auf, mich zu bestürmen, denn er kannte meinen Fleiß und meine Häuslichkeit, bis ich denn endlich nachgab, und zu ihm zog, nicht aber als Hausfrau, sondern nur als Wirthschafterin, wogegen er mir angeloben mußte, so lange ich lebte, nicht heirathen zu wollen. Er ging auch alle Bedingungen ein, weil er mich schon noch zu beschwatzen gedachte, aber fünf und zwanzig Jahre hat er nun vergeblich um mich geworben, und wenn es ihm bisweilen auch

faſt gelungen wäre, mein Herz zu erweichen, ſo ſtarb mir wieder ein unſchuldiges Käzchen an Gift. — Ach! ich hätte ihm wohl in Liebe unterthänig ſeyn wollen, wäre ich ſeine Hausfrau geworden; — jezt aber muß er mir gehorchen!“

Sie ließ ihren Thränen freien Lauf und beſchwor ihren Liebling, keinem Menſchen das Geheimniß ſeines Herzens zu verrathen; auch den goldnen, ihm vom Rübezahl geſchenkten Ring, dem ſie eine beſondre Wunderkraft zutraute, ja niemandem zu zeigen.

„Wenn ihn der Wolfsheimer zu Geſicht bekäme, er wäre im Stande, dir ihn wegzunehmen; denn er liegt einmal wieder arg genug an der Goldgier krank!“

Wirklich fand Jacob den Meiſter ſeit ſeiner Rückkehr auch um vieles verändert, und noch verſchloßner und wortkarger als bisher. Nur bisweilen lächelte er ſtill vor ſich hin, als freue er ſich im Voraus über das Gelingen eines geheimen Wunſches, und dann hob er gewöhnlich die blizenden Augen auf, und ſchaute ſtolz im Zimmer umher. Auch

trank er jetzt öfter Wein, was er sonst selten zu thun pflegte. Katharina wollte über dieß veränderte Betragen keine bestimmte Auskunft geben, und wieß Jacobs neugierige Fragen mit den Worten zurück:

„Frage nicht, und schlage die Augen nieder, damit du nicht siehst was vorgeht. Es ist jetzt einmal wieder eine schlimme Zeit; Wolfsheimer hat wieder Besuche von dem grauen Mann, Gott sey bei uns, erhalten. Auch sind mir, als du auf dem Gebirge warest, wieder zwei Katzen gestorben!“

Jacob fragte nun zwar nicht weiter, doch brachten ihm diese Worte eine immer größere Scheu und geheime Furcht vor dem Meister bei. Er hing sich den goldnen Ring an einer verborgnen Schnur auf die bloße Brust, indem er meinte, daß ihm das Geschenk eines guten Geistes, wofür er den Rübezahl hielt, vor der Einwirkung des nahen Bösen schützen solle.

Kurze Zeit nach Jacobs Rückkehr traf auch Peter Schmoll mit seinem Arznei-Kasten wieder ein. Er hatte diesmal einen weiten

Zug ins platte Land gethan, und viel Neues mitgebracht, wozu folgendes gehörte:

Am Hofe des Herzogs zu Schweidnitz gab es seit einiger Zeit zwischen dem ältesten Prinzen Boleslaus und seinen Eltern große Uneinigkeit. Der Prinz sollte eine Prinzessin heirathen, wollte aber nicht einwilligen, weil er die Tochter eines Edelmanns liebte, und er diese einst zur Herzogin zu erheben gedachte. Der Vater dieses Mädchens, Ritter Lothar von S., war am Hoflager des Herzogs ein angesehener Mann, und stolz genug, um die Verbindung seiner Tochter, die als das schönste und sittsamste Mädchen des Landes galt, mit dem jungen Prinzen für nichts unmögliches zu halten. Die alte Herzogin aber stellte sich am eifrigsten der Liebe ihres Sohnes entgegen, und wußte bald das ganze Verhältniß zu zerstören. Sie sendete den Ritter Lothar mit scheinbar ehrenvollen Aufträgen an einen ihr nahverwandten Hof. Allein er kam nicht wieder, und eben so verschwand auch bald darauf seine schöne Tochter. — Als der erste Sturm

über den Verlust der Geliebten im Gemüthe des Prinzen vorüber war, und er in den Willen der Eltern ergebener schien, erhielt er den Befehl, sich an den oesterreichischen Hof zu begeben, um dort die Tochter des Erzherzogs Leopold, mit Namen Agnes, kennen zu lernen, von deren ungemeiner Schönheit der Ruf allenthalben erzählte, und die man ihm zur Gemahlin bestimmt hatte.

Boleslaus reiste mit einem kleinen Gefolge ab. Als aber kurze Zeit nachher der alte Herzog in eine schwere Krankheit verfiel, und man, weil des Prinzen Gegenwart nöthig schien, ihn vom oesterreichischen Hofe zurückberufen wollte, erhielt man mit Staunen die Nachricht: daß er dort noch gar nicht angekommen sey. Peter Schmoll war eben dort zugegen gewesen, als man allenthalben Eilboten ausgesendet hatte, um den Aufenthalt des Prinzen zu erforschen.

„Er wird ja wohl nicht weit gewesen seyn! sagte Wolfsheimer mit verbißnem Lächeln: denn er ist bereits von selbst wieder am Hofe eingetroffen!“

Nach einigen Tagen erhielt Jacob vom Meister den Befehl, abermals auf Kräuter-Sammlung auszugehen, jedoch diesmal nur den Iser-Kamm zu bereisen, und am dritten Tage wieder heimzukehren. — Jacob äußerte Katharinen sein Befremden über die so kurz zugestandene Frist, erhielt aber zur Antwort:

„Es ist ihm nicht sowohl an den Kräutern die du bringen sollst, als an deiner Entfernung gelegen; denn ich merke es ihm an, er erhält in diesen Tagen gewiß wieder einen Besuch von dem Grauen, und da darf ja ich selbst kaum hinsehen!“

Mit dem frühesten Morgen eilte Jacob auf das Gebirge, und ob er gleich nur den Iser-Kamm bereisen sollte, so ging es dennoch mit Flügelschritten darüber hin, um noch vor Abend das Dorf zu erreichen, wo Kunigunde wohnte. Da stand er denn endlich vor dem kleinen Hause und klopfte mit hochschlagendem Herzen an. — Eine Magd öffnete die Thüre nur halb, und sagte ihm: die Herrschaft sey verreist, und sie dürfe

Niemand einlassen! Traurig schlich er hinauf zu seinem Wasserfall, setzte sich wieder auf jene Steinplatte, und blies auf seiner Schalmeie ein Lied; aber alles blieb öde und stumm, nur das Echo sang leise ihm nach, nur der Wasserfall brauste fort. — —

Warum, o Natur! kannst du in deiner unnennbaren Schönheit denn doch nicht die Sehnsucht des Herzens stillen? Warum bist du bei deinem kräftigen Walten, bei dem ewig frischen, durch alle deine Adern strömenden Leben, bei deiner beredten, allen Nationen verständlichen Sprache, dennoch dem Menschen so öde und todt, wenn ihm unter deinen Millionen Wesen nur das eine fehlt, das er liebt? — Aber du umfassest alle mit gleicher Liebe, deine Milde und Schönheit grüßt jeden mit gleicher Huld, und das Herz sehnt sich doch nun wieder nach einem Herzen, dem es mehr gilt als alles.

In trüber Gemüthsstimmung eilte Jacob bald wieder nach Hause, und erreichte Wolfsheimers Wohnung, ohne daß dieser ihn vermuthen konnte. Er fand die hintere

Gartenthüre offen, trat hinein, und warf sich ermüdet in den Schatten eines dunklen Holunder-Strauches nieder; denn der schöne blaue Himmel sollte sich erst mit Abendgrau überziehen, ehe er das dunkle Blockhaus betreten wollte. — Da gewahrte er, wie der Laborant in Begleitung eines grau gekleideten fremden Mannes aus dem Hause in den Garten trat, und im eifrigen Gespräch begriffen, in einer nahen Laube Platz nahm. Jacob fühlte geschwind, ob der goldne Ring noch auf seiner Brust liege, denn es überlief ihn eiskalt, als er die Gestalt des grauen Mannes mit den bleichen scharfen Gesichtszügen sich so nahe erblickte. Er konnte verstehen, was sie sprachen, und vernahm folgendes:

„Freund, wir sind in allem einig! sagte der Graue, und drückte Wolfsheimern verbindlich die Hand, nur in der Zeit nicht. Ihr begreift, daß die Sache Eile hat, — das Mädchen kann sich in wenig Tagen erholt haben, und bedarf dann keines Arztes mehr.

Ich werde deshalb Anstalt treffen, daß man schon morgen nach Euch sende!“

„Morgen nicht! entgegnete Wolfsheimer. und sah ernst vor sich nieder: es kann noch nicht seyn, ist mir nicht möglich!“

Der Graue. „Nennt mir den Grund! Ihr werdet doch wohl noch Vorrath haben? — Etwas bewahrt ein kluger Mann gewiß immer auf unvorhergesehene Fälle!“

Wolfsheimer. „Daran fehlt's eben nicht! Aber ich bin klug geworden. Was ein großer Herr heute mit Golde aufwiegt, bestraft er morgen mit dem Galgen. Drum mische ich meine Hand nicht hinein, obgleich Euer Auftrag erfüllt werden soll! Ich habe einen Ausweg gefunden!“

Der Graue. „Und welchen? — Ist er auch sicher?“ — Wolfsheimer rückte näher, und sah dem Grauen erst mit schlauer Miene in die fragenden Augen, dann sagte er leise:

„Ich habe mir einen Buben erzogen, er würde ja wohl nach und nach brauchbar wer-

den, allein ich sehe keinen großen Werth auf ihn! — Verstanden?“ —

Der Graue. „Noch nicht, mein kluger Freund, noch nicht! Gebt nur noch ein einziges Wörtchen mehr!“

Wolfsheimer. „Nun so merkt auf. Man sendet nach mir, und begehrt meine Hülfe bei der Kranken. Ich verspreche zwar zu kommen, entschuldige mich aber endlich, und komme nicht. Statt meiner schicke ich aber den Jacob mit dem Arzenei-Kasten ins Kloster, und bezeichne ihm das Mittelchen genau, welches er dem Fräulein zu bringen hat. — Mag's dann wirken, wie es will, mag es auffallen wem es will, ich spreche: der Junge hat sich in seiner Dummheit vergriffen; was kann ich dafür? nehmt ihn hin, hängt ihn an den Galgen, so ist ein Galgenvogel weniger auf der Welt, und wir beide sind unschuldig.

Der Graue. „Vortrefflich erfunden! So führt es aus! allein dann fort mit dem Buben! Er verdirbt Euch die Kundschaft!“ —

Wolfsheimer. „Doch ist er jetzt nicht zu Hause; ich habe ihn fortgeschickt, damit Euer Besuch unbemerkter bleibe. Morgen trifft er wahrscheinlich erst wieder hier ein, deshalb mögt Ihr erst übermorgen nach mir schicken!“

Der Graue. Gut, so soll es seyn, mein Freund! Lebt wohl! Ihr habt, weil wir uns kennen, die Hälfte schon voraus erhalten, die andere folgt unverzüglich, sobald der Sargdeckel geschlossen ist; und die Gnade meiner Gebieterin, die mehr werth ist als Gold, empfangt Ihr noch obenein!“

Sie standen auf und umarmten sich. Wolfsheimer ließ den Fremden zur hintern Gartenthür hinaus, und begab sich dann selbst in seine Wohnung zurück.

Bleich, zitternd, und seiner kaum mächtig, stand Jacob auf, und wankte auch aus dem Garten. Dem Versucher entfliehen, war sein erster Gedanke, aber was sollte seine Pflegemutter Katharina von ihm halten, wenn er, ohne ihr sein Herz geöffnet zu haben, und ohne Abschied, wie ein Dieb

davon liefe? — Es war schon spät, als er endlich an die Hausthür klopfte. Katharina schloß auf, erschrack aber vor ihrem bleichen zitternden Liebling, der ihr in die Arme sank, und weiter nichts sagen konnte, als:

„Ich bin krank! sehr krank, Mutter, bring' mich zu Bette!“

Sie wollte den Meister rufen, allein Jacob schauderte zusammen und beschwor sie, nicht zu gehen und die Nacht allein bei ihm zu wachen. — Sie that ihm den Willen, und als es tief in der Nacht war, alles im Hause schlief, und sie ihm lange aus einem alten Gebetbuche vorgelesen hatte, rief er sie näher an sein Bette, schlang seine Arme um ihren Hals, und erzählte ihr mit leiser Stimme alles, was er vernommen hatte. Katharina trat entsetzt zurück, und blieb lange sprachlos stehen.

„O du furchtbarer Mensch! sagte sie endlich: so hat dich der Böse denn wirklich in seinen Krallen? Fahre hin! ich habe keinen Theil an dir. Aber du, mein Sohn, erkenne

Gottes Fügung; er hat dich zum Rettungs-Engel erwählt!“

„Mich? — sprach Jacob, und richtete sich schnell im Bette auf: o wenn das möglich wäre!“

„Es wird möglich seyn! denn ich begreife nun den Zusammenhang! fuhr sie fort: doch wir wollen nicht blos ohne Falsch seyn wie die Tauben, sondern auch klug wie die Schlangen!“

Sie erzählte hierauf, wie auch sie ein Gespräch des Laboranten mit dem Grauen behorcht, und endlich wohl gemerkt habe, daß von dem Prinzen Boleslaus und von dessen Liebe die Rede sey. Der Prinz habe nämlich, statt dem Willen seiner Eltern gemäß an den oesterreichischen Hof zu gehen, die von der Herzogin heimlich entfernte Geliebte wieder aufgefunden, und unerkannt in ihrer Nähe gelebt; auf die Nachricht von des Vaters tödtlicher Krankheit sich aber wieder an den Hof begeben. Hier sollte es nun zwischen Eltern und Sohn zu harten Auftritten gekommen seyn; denn als ihm die

Mutter endlich erklärt, daß man das Mädchen bereits in ein Kloster gebracht, solle der Prinz einen Schwur gethan haben, daß er sie dennoch für seine Verlobte halten, und so lange sie am Leben sey, sich niemals vermählen werde.

„Begreifst du's jetzt? fuhr Katharine fort: das arme Kind mag in ihrem Kloster wohl vom Jammer krank danieder liegen, und da wollen sie ihr Gift eingeben, damit der Prinz seines Schwures ledig werde. — Aber es darf ihnen nicht gelingen! Erhebe dich, mein Sohn! du sollst den Kampf mit dem Bösen beginnen!"

Katharina gedachte sich nämlich an die Aebtissin jenes Nonnen-Klosters zu wenden, die früher als ein armes Mädchen ihre Jugendfreundin gewesen war, und ihr, als sie sich dem Klosterleben geweiht, beim Abschied ein kleines silbernes Kruzifix zum Andenken ihrer Schwesterliebe geschenkt hatte. Dieß sollte Jacob mitnehmen, es der Aebtissin als seine Beglaubigung vorzeigen, und um eine geheime Unterredung bitten, dann aber ihr

nichts verhehlen, und ihr die Rettung des Mädchens anheim stellen. Jacobs Gemüth beruhigte sich, nachdem er dieß mit seiner treuen Pflegerin verabredet hatte, und nach einem kurzen ruhigen Schlafe stand er am andern Morgen gefaßt und kräftig auf.

Wolfsheimer erfuhr von Katharinen, daß sein Lehrling wegen eines Uebelbefindens schon gestern Abend spät wieder eingetroffen sey, sich jedoch durch eine ruhige Nacht in etwas wieder erholt habe.

„Du siehst recht blaß aus, mein Jacobchen! und das Essen will dir noch nicht schmecken! sagte Wolfsheimer, als Jacob ihm gegenüber, während der Mittagsmahlzeit, keinen Bissen anrühren konnte. Aber werde ja nicht krank," setzte er freundlich hinzu, „denn du bist mir jetzt schon so brauchbar, daß ich dir meine wichtigsten Aufträge anvertrauen kann!"

„Jacob versicherte, daß jenes Uebelbefinden gewiß bald vorüber seyn werde, und er sich zu allem stark genug fühle.

„Wozu Gott seinen Beistand verleihe! setzte Katharina hinzu, und schlug ein Kreuz gegen Wolfsheimer.“

Am folgenden Tage erschien wirklich ein Eilbote aus dem Nonnenkloster, der den Laboranten zu einer sehr krank danieder liegenden Novize berief. Er wurde mit dem Versprechen abgefertigt, daß der Arzt erscheinen werde. Doch es geschah, was Jacob schon im Voraus wußte. Der Meister entschuldigte sich gegen seine Hausgenossen mit dringenden Geschäften, that zwar als ob er die Reise sehr ungern aufgäbe, weil, wie er versicherte, man im Kloster eine fürstliche Aufnahme finde, übertrug sie aber endlich seinem Lehrling als Beweiß seines besondern Vertrauens. — Nachdem er ihn gehörig ausgerüstet, und ihm viele Klugheitsmaßregeln gegeben hatte, überreichte er ihm noch ein Briefchen an die Aebtissin.

„Ich habe dich hierin der hochwürdigen Frau als einen gescheidten Burschen empfohlen! sprach er: dem sie vertrauen könne, wie mir selbst. Aber nun sey auch klug;

mache deinen Besuch bei der Kranken selbst, fühle ihr an den Puls, lege den Finger über die Nase, und nimm nach einigen Minuten solch' anscheinender Ueberlegung dann erst die Arzenei aus deinem Kasten, welche ich dir für die Patientin mitgegeben, als wähltest du sie selbst, und gieb sie ihr auf der Stelle ein. Sie wird helfen, ich steh' dafür, du erlangst früh schon einen großen Ruf, und kannst einmal in meine Kundschaft treten!"

Auf seinem hochschlagenden Herzen den goldnen Ring, und Katharinens silbernes Kruzifix tragend, wanderte Jacob am andern Morgen nach dem Nonnenkloster. Er überreichte der Pförtnerin Wolfsheimers Brief und wurde alsbald in das Sprachzimmer geführt, wo er die Aebtissin nebst einigen Nonnen versammelt fand.

„Es thut uns recht leid! redete sie ihn an: daß uns euer Meister nicht selbst hat besuchen können; denn obschon unsre liebe Kranke sich von der ersten harten Niederlage in etwas erholt hat, so steht bei ihrer

Reizbarkeit ein Rückfall zu befürchten, weshalb wir seinen klugen Rath gern vernommen hätten. Ihr seyd mir aber durch seinen Brief so gut empfohlen, daß ich nicht anstehe, euch, trotz eurer Jugend, einen Besuch bei unserer Kranken zu gestatten!" und hiermit führte sie ihn selbst in das entlegne Krankenzimmer.

Wer aber trat ihnen matt und bleich hier entgegen? — Es war Kunigunde! — Sie erkannte ihn sogleich, sie grüßte ihn freudig und rief ihn bei Namen! — Er aber vermochte nicht zu antworten, die mühsam errungne Fassung war dahin, denn der Gedanke, daß er dieß theure Wesen habe vergiften sollen, und daß sie die Geliebte des Prinzen sey, klammerte sich eiskalt an sein Herz. Er schlug die Hände vor die Augen und fing bitterlich an zu weinen. — Erstaunt über sein Betragen, befragte ihn die Aebtissin um den Grund desselben? Da zog er das silberne Kruzifix aus dem Busen, hielt es ihr vor, und sprach:

„Hochwürdige Frau, erinnert ihr euch

noch, an wen ihr dieß Kleinod einst verschenkt habt? —"

„Wie könnte ich es vergessen? entgegnete sie: ich gab es meiner ersten Jugendfreundin beim Abschied, meiner Katharina Müller!"

„Sie ist meine zweite Mutter! fuhr Jacob fort: Bei ihrem Andenken, bei dem Bilde des Gekreuzigten hier beschwöre ich euch, gönnt mir eine geheime Unterredung, ehe ich meinen Arzenei-Kasten auspacke!"

Die Aebtissin, obgleich anfangs befremdet, stand doch nicht an, ihn auf ihr Zimmer zu führen, und als er sich nun hier mit der ehrwürdigen Frau allein sah, hielt er nicht länger zurück, und entdeckte ihr alles, was er wußte, und durch Katharinen erfahren hatte.

„O mein Gott! sprach die Aebtissin, und faltete die Hände! Herr, geh mit ihnen nicht ins Gericht, denn sie können nicht bestehen! Aber wie sollen wir helfen?" — —

Sie setzte sich gedankenvoll und tiefbekümmert in ein Fenster und stützte den Kopf auf die Hand. — Endlich nach langem Schweigen trat sie dicht vor Jacob hin,

sah ihn mit ihren großen schönen Augen durchdringend an, und sprach:

„Jacob, dich hat der Herr sichtbar auserwählt, die Unschuld vom Tode zu retten! Bist du aber auch willig und stark genug dazu? — —

„Ja, das bin ich!“ entgegnete er, und legte die Hand auf die Brust.

„Wohl, so laß mich erst mit Kunigunden sprechen, dann sollst du das Weitere vernehmen!“ Mit diesen Worten klingelte sie, und befahl der eintretenden Nonne, dem jungen Arzt ein Zimmer anzuweisen und ihn zu bewirthen.“

Es war schon Abend, als Jacob wieder zur Aebtissin berufen wurde.

„Du hattest recht, mein Sohn! sprach sie, als sie allein waren: Vor einer Stunde hat mich der Beichtvater der Herzogin Mutter verlassen; er kam, um sich nach Kunigundens Befinden zu erkundigen, und brachte den gemessenen Befehl, Wolfsheimers Arzenei-Mittel auf das Gewissenhafteste anzuwenden. Wäre aber menschliche

Hülfe zu schwach, und der Tod unerbittlich, so solle man, um Aufsehen zu vermeiden, den Leichnam nicht ausstellen, sondern den Sarg sofort schließen und das Begräbniß beeilen. — Du siehst hieraus, es ist schnelle Rettung vonnöthen. Zwar wäre die Kirche wohl stark genug, das arme Kind vor solchem Mord zu schützen; doch vermeidet unser stilles Kloster gern den Streit mit der Familie des Landesherrn, und da des Prinzen Vermählung mit einer Prinzessin aus dem Oesterreichischen Hause wohl segensreich für unser Land seyn dürfte; der Prinz aber einen Schwur gethan, bei Lebzeiten Kunigundens nicht heirathen zu wollen, so bleibt nichts übrig, als daß sie für ihn sterbe!"

„Sterben? rief Jacob, Kunigunde sterben? — Habt ihr keinen andern Rath?" —

„Nur für den Prinzen soll sie sterben!" fuhr die Aebtissin gelassen fort: „damit er seines Schwures quitt werde. Ich will die Nachricht ihres Todes verbreiten, und einen leeren Sarg begraben lassen, während sie mit dir heimlich entflieht!"

Nach diesen Worten öffnete sie eine Thür, durch welche Kunigunde eintrat. „Ja, ich vertraue dir!“ sagte diese. „Ich fühl' es, du meinst es treu mit mir, und wirst mich nicht verrathen, ich will deine Schwester seyn, und du sollst mich trösten!“

Welch ein Gefühl durchglühte des Jünglings Brust! Kunigunden retten, für sie sein Leben wagen, überstieg ja seine kühnsten Wünsche. Man verabredete nun folgenden Plan: noch in dieser Nacht sollte Jacob mit Kunigunden aus dem Kloster entfliehen, und sie in sicherer Verkleidung zu seiner Mutter bringen. Die Wohnung derselben stand ja schon über der Grenze auf böhmischem Grunde, und war so einsam und abgelegen, daß die Verfolgte dort gewiß den Augen der Welt entging. Hier sollte sie nun für Jacobs Schwester gelten, und ganz ein Mitglied seiner Familie werden, für deren Verschwiegenheit sich Jacob verbürgte. Selbst die alte Tante Brigitte, welche jetzt auch im Kloster gegenwärtig war, sollte nichts von dieser Flucht erfahren, weil durch ihre Geschwätzigkeit Kunigundens bis-

heriger Aufenthalt schon verrathen worden war, sondern sollte nur die Nachricht vom schnellen Tode ihrer Nichte empfangen.

Beim Abschied mußte Kunigunde der Aebtissin feierlich angeloben, dem Prinzen für immer zu entsagen, und ihm niemals etwas von dem, was vorgefallen, wissen zu lassen. Sie händigte hierauf Jacob eine ansehnliche Summe Geldes als Geschenk ein, und gab beiden ihren Segen. Nur die Nonne, welche die Kranken pflegte, ward mit in das Geheimniß gezogen. Sie zeigte, als die Nacht eingebrochen war, den beiden Flüchtlingen den Weg nach dem Gebirge, welches im Mondschein wie ein schlummernder Riese vor ihnen lag.

Nach einer mühvollen Wanderung von mehreren Tagen, in welchen Jacob sein tiefes, rein liebendes Gemüth ganz vor Kunigunden entfaltete, und die Seligkeit genoß, seine Liebe von ihr erkannt und gewürdigt zu sehen, langten sie endlich in seiner Heimath an. Er übergab seiner redlichen Mutter und Schwester die auf den Tod Verfolgte,

machte sie mit ihren Schicksalen, so viel als nöthig, bekannt, und empfing von ihnen die heilige Zusage, daß sie alles mit der Unglücklichen theilen, und sie mit ihrem Leben schützen wollten. Hierauf übergab er der Mutter die von der Aebtissin empfangene Summe, versprach bald wieder zu kommen, und eilte nach dem Kloster zurück.

Gerade an dem Tage, an welchem der leere Sarg im Stillen begraben wurde, langte er daselbst wieder an. „Gott sey gepriesen, daß uns die Rettung gelungen ist!“ sagte die Aebtissin, nachdem sie mit Jacob gesprochen hatte. „Aber nun verlaß auch du, mein Sohn, bald Wolfsheimers Haus, und geh' wieder zu deiner Mutter. Sage dort Kunigunden, daß wenn sie erst von der Welt vergessen, und von der irdischen Liebe frei seyn wird, sie in meinem Kloster, als eine Braut des Himmels, immer eine Freistatt finden soll!“ Sie gab ihm hierauf einen Brief an den Laboranten und die herzlichsten Grüße an ihre Freundin Katharina mit, der sie geboten ließ, auf ihrem Posten getreulich

auszuharren, und den Kampf mit dem Bösen zu bestehen bis ans Ende.

Jacob hatte sein Dorf noch nicht erreicht, als er von fern schon Katharinen erblickte, wie sie auf einem Hügel stand, und ihn erwartete. Mit offnen Armen flog er auf sie zu, allein sie trat ihm ernst mit den Worten entgegen: „Unglücklicher, was hast du gethan? — Wir haben bereits die Nachricht von Kunigundens Tode!“ Doch Jacob beruhigte sie bald, erzählte alles was geschehen, und brachte ihr die frommen Grüße ihrer Freundin.

„Sey denn gesegnet, mein Sohn! sprach Katharina, ihm die Hand auf das Haupt legend, und küßte ihn zum erstenmal. Ja, ich will ausharren auf meinem schweren Posten, und auch von dir will ich mich trennen!“

Sie führte ihn wehmüthig nach Hause, gab ihm Verhaltungsregeln gegen Wolfsheimer, und hieß ihn vor allen Dingen in sein Kämmerlein gehen und dort zu Gott beten.

Der Meister stellte sich sehr unzufrieden

wie Jakob, denn der Brief der Aebtissin enthielt bittere Vorwürfe, daß er statt seiner, den unkundigen Lehrling gesendet, und dadurch wahrscheinlich den Tod der Kranken beschleunigt habe. Er schalt ihn einen einfältigen dummen Menschen, der ihm seine Kundschaft verderbe, und eröffnete ihm endlich mit dürren Worten, daß er sich anschikken möge, sein Haus zu verlassen! — Jakob wünschte ja nichts inniger. Zwar ward ihm der Abschied von Katharinen sehr schwer, aber die Liebe hatte sich in das Heimweh verkleidet, und zog ihn in dieser Gestalt unwiderstehlich nach der Heimath.

Bald genug wurde nun auch dem Prinzen Boleslaus die Nachricht von Kunigundens Tode hinterbracht; er las ja selbst den Brief der Aebtissin, der ihn seiner Mutter berichtete, und wie hätte er auch wirklich länger daran zweifeln können, da sich das bisher so strenge Benehmen seiner Eltern gegen ihn jetzt sogar in Liebe und Trost verwandelte. Er kleidete sich in tiefe Trauer, als sey ihm die Gemahlin gestorben, und

schien sein Herz aller Freude verschließen zu wollen.

Doch wie er den harten Forderungen seiner Eltern einen unbeugsamen Willen entgegen gestellt hatte, so vermochte er ihren dringenden liebevollen Bitten endlich nicht zu widerstehen, und ließ sich nach Verlauf eines halben Jahres zu einer Reise an den österreichischen Hof bewegen.

Agnes, die Tochter des Erzherzogs Leopold III., eben desselben, der späterhin die Schweitzer mit Krieg bezog, und in der Schlacht gegen Arnold Struthan von Winkelried das Leben verlor, machte einen sehr günstigen Eindruck auf des Prinzen düstres Gemüth. Sie hatte von seiner frühern unglücklichen Liebe gehört, sie sah den tiefen Kummer über sein ganzes Wesen ausgegossen, und zeigte ihm ihre innige Theilnahme. Die Absicht, sie mit ihm zu verheirathen, war ihm noch ein Geheimniß, es hieß blos, der Prinz besuche fremde Höfe, um sich zu zerstreuen, daher ihr Benehmen gegen ihn um desto unbefangner seyn mußte. Boleslaus

gewann eine hohe Achtung für sie, und kehrte endlich mit dem Entschluß zurück, daß, wenn er nun einmal als Erstgeborner seines Hauses sich vermählen müsse, nur Agnes die Gefährtin seines Lebens werden solle. Wenige Monate nachher verbreitete sich denn auch im Herzogthume die frohe Nachricht, daß Prinz Boleslaus mit der österreichischen Prinzessin verlobt sey.

Auch zu der einsamen Hütte drang sie, in welcher Kunigunde ihre Freistatt gefunden. — Ach, sie fragte sich wohl, warum sie denn eigentlich vor dem Tode geflohen sey, und ob ihrem heißen Herzen nicht viel wohler seyn würde, wenn es nicht mehr schlüge? — Zwar lebte sie mit Jacobs Mutter und Schwester in Liebe und Vertrauen, und hatte sich ganz in ihre einfache Lebensweise geschickt; zwar stand ihr des Jünglings stille heilige Liebe wie ein Schutzgeist zur Seite, und scheute kein Opfer, ihre geheimsten Wünsche zu erfüllen, aber dennoch fand nur die Sehnsucht in ihrem Herzen Raum und trieb sie oft hinaus auf den

Gipfel der Berge, um weit in die blaue Ferne hinzuschauen, wo der Geliebte wohnte. — Die Nachricht von seiner Verlobung erschütterte sie gewaltig.

„Ich werde nun bald zu meiner frommen Mutter der Aebtissin zurückkehren, sprach sie; denn er hat nun die Wünsche des Landes erfüllt, und hat mich vergessen!“

Sie verlangte, Jacob sollte unverzüglich nach dem Kloster eilen, und ihre Rückkehr daselbst vorbereiten. Nur seine dringenden Vorstellungen, daß die Aebtissin, ihrer eigenen Sicherheit wegen, sie jetzt noch nicht aufnehmen könne, und seine herzlichen wehmüthigen Bitten, von Mutter und Schwester unterstützt, vermochten sie endlich, zu bleiben.

So verstrich abermals ein Jahr. Die Vermählung des Prinzen war längst vollzogen, der alte Herzog war gestorben, und Boleslaus hatte die Regierung zu Schweidnitz angetreten. Man erzählte sich viel Gutes von ihm und seiner liebenswürdigen Gemahlin, und pries allgemein ihr einiges häusliches Leben. Kunigunde erfuhr alles;

sie erhaschte begierig jede Nachricht, und ob sie gleich dadurch sich immer mehr überzeugen mußte, daß er eine andere Liebe gefunden, so konnte sie ihn doch nicht vergessen, und bewahrte sein Bild treu und einzig im Herzen. — So oft Jacob aus den benachbarten Städten zurück kam, wohin er das Gespinnst der drei fleißigen Frauen, und die nach Wolfsheimers Unterricht von ihm destillirten und abgezognen Wässer zum Verkauf trug, mußte er Nachricht von dem jungen Herzog einziehen, und ihr getreulich alles berichten. So kam er denn auch eines Abends nach Hause, und erzählte unter vielem Lachen, daß die wichtigste Stelle am Schweidnitzer Hof jetzt erledigt, und der Hofnarr kürzlich gestorben sey. Weil nun die Mutter des Herzogs auf eine schleunige Wiederbesetzung dieses Postens drang, denn der Hofnarr hatte den Trübsinn, von welchem der Herzog je zuweilen befallen wurde, doch wohl bisweilen zu verscheuchen gewußt, so war von ihr der Befehl ausgegangen, die Narren im ganzen Lande aufzurufen, auf daß

ſie ſich zu dieſer Stelle melden, und ihr Probeſtück ablegen möchten. Jacob hatte ſich in der Stadt dieß alles weitläufig erzählen laſſen und ſogar aus dem Munde des Ausrufers die Aufforderung ſelbſt vernommen.

So ſcherzhaft er nun auch immer dieſen Vorfall zu erzählen wußte, ſo wurde Kunigunde doch ſehr ernſt dabei, und verfiel in ein tiefes Nachſinnen. Sie ſchien viele Tage hindurch einen Gedanken mit ſich herum zu tragen, bis ſie den Jüngling endlich zu einem einſamen Spaziergang einladete. Schweigend ging ſie neben ihm her, und antwortete wenig auf ſeine theilnehmenden Fragen, bis ſie den Gipfel des Berges erſtiegen hatten, von dem man weit hinaus in die Gegend nach Schweidnitz ſehen konnte.

„Schau hin, Jacob! ſprach ſie: dort liegt das Land, das er beglückt. — Aber iſt auch er glücklich? — erzähltest du nicht, daß ſelbſt die holde Agnes den Trübſinn ſeiner Seele nicht immer zu verſcheuchen weiß? Gehen die Ausrufer dort nicht umher, und ſuchen und rufen nach einem frohen und

treuen Freunde für ihren Herzog? Habe, dreiste Lustigmacher werden sich wohl finden, aber kein Freund, der ihn versteht!“

Jacob gab ihr recht.

„Nun wenn du das fühlst, fuhr sie fort, indem sie ihren Kopf sanft auf seine Schulter legte; so verkenne meine Bitte nicht, und schlage sie mir nicht ab!“

Jacob versprach alles zu erfüllen, sein Herz glühte in Liebe, denn so innig hatte sie sich ja noch nie gegen ihn bezeugt.

„Du sollst“ — sprach sie schüchtern und leise: „du sollst dich auch zu jenem Posten melden!“

„Ich soll Hofnarr werden?“ — rief er und trat erstaunt zurück: „ich soll dich verlassen, und mit dem blutenden Herzen andere zum Lachen treiben?“

Kunigunde drückte seine Hand an ihre Brust: „O mein geliebter Bruder, ich weiß wie du mich liebst, und auch ich liebe dich als treue dankbare Schwester. Stände jene frühere Neigung nicht ewig und unvergänglich in meinem Herzen, es würde von dir

erfüllt seyn, und in deiner Liebe sein Glück finden; aber es hat nur für jenen Gedanken Raum. — Sieh, ich möchte dem Herzog sogern dasjenige, was mir nach ihm das Theuerste auf der Welt ist, dich, als Schutzgeist zusenden. Du würdest sein treuer Freund seyn, durch dich würde ihn meine Liebe allenthalben umschweben, und durch die deinige das Geisterband der unsrigen sich fester schlingen!“

Jacob schwieg traurig und niedergeschlagen. Aber sie hörte nicht auf mit ihren ins Herz dringenden Bitten, sie zeigte ihm das Leben als lustiger Rath des Herzogs so froh und einflußreich, und machte ihn endlich auch aufmerksam, wie er hierdurch am sichersten sie alle vor jedem Mangel würde schützen können.

„Wenn ich nun auch wollte, erwiederte er endlich, so wird man doch mich dort nicht haben mögen; denn wie sollte es mir gelingen, die vielen Possenreisser, die sich gewiß melden werden, an lustigen Schwänken zu übertreffen?“ —

„Zweifle nicht, und folge deiner frohen Laune; sprach Kunigunde: wenn du nur ernstlich willst, wird es dir sicher gelingen. Wo hast du den goldnen Ring, den dir der Berggeist einst schenkte?“

Jacob zog ihn aus dem Busen.

„Er ist ein Talisman! rief sie freudig: laß ihn den Herzog nur sehen, gewiß fällt seine Wahl dann auf dich!

Jacob willigte endlich ein. Wie hätte seine treue schwärmerische Liebe nicht auch in diesem Opfer eine süße Nahrung finden sollen? — — Nur verlangte er, daß Kunigunde gegen die Seinigen so lange noch schweigen solle, bis er von einer Reise, die er morgen anzutreten gedenke, zurückgekommen seyn werde. —

Sein Herz trieb ihn nämlich mit seiner treusten Rathgeberin, mit Katharinen, vorher davon zu sprechen, und ihre Meinung hierüber zu vernehmen. Ohne zu sagen, wohin seine Reise gerichtet sey, wanderte er am andern Morgen fort. — Wolfsheimer war eben mit dem Famulus zu Markte gezogen,

und die Haushälterin allein zu Hause. — Mit welcher Liebe und Freude ward er empfangen? wie schloß sich das Herz der armen verlassenen Katharine dem Sohne auf? was hatte sie nicht alles von ihm zu erfragen und ihm wieder zu erzählen? — Er trug ihr endlich Kunigundens Wünsche vor, und bat um ihren Rath. Sie hörte anfangs mit sichtbarem Erstaunen zu. „Hofnarr!“ wiederholte sie langsam mehreremale, als wolle sie sich erst an den Klang des Wortes gewöhnen. — „Hofnarr!“ — daß ich dich dazu erziehen sollte, gedachte ich freilich nicht. Aber Kunigunde hat recht, du magst darum ansuchen, ich gönne dem armen Herzog einen solchen Freund; mit deinem Herzen wirst du dort mehr Gutes stiften, als die übrigen Räthe insgesammt, und, setzte sie bitter hinzu: „besser des Herzogs Narr seyn, als daheim eines verliebten Mädchens Narr!“

Jacob wollte antworten, allein sie hielt ihm den Mund mit den Worten zu: „Schweig! ich weiß es wohl, du entschuldigst jedes Unrecht, welches man dir anthut. Aber

was hätte Kunigunde für ein größeres Glück wohl erſehnen mögen, als deine Hausfrau zu werden!“ Sie gab ihm hierauf manchen gutgemeinten und heilſamen Rath mit auf den Weg, dankte ihm mit rührender Herzlichkeit für ſein Vertrauen, und entließ ihn des andern Morgens, weil Wolfsheimers Rückkehr nahe war.

Jacobs Entſchluß ſtand nun feſt; beruhigt wanderte er wieder der Heimath zu, und reichte Kunigunden mit den Worten freundlich die Hand: „ich melde mich als Hofnarr!“ Sie flog ihm mit naſſen Augen in die Arme, und überzeugte Mutter und Schweſter bald durch ihre Beredtſamkeit, wie erwünſcht ihnen allen das Gelingen dieſes Plans ſeyn müſſe.

Der zur Meldung feſtgeſetzte Tag war nicht mehr fern, die Frauen hatten demnach nichts eifrigeres zu thun, als den jungen Candidaten nach Kräften heraus zu putzen. Kunigunde war von Stund an viel heiterer und froher, belebte alle mit ihrer guten Laune, und ſchien recht gefliſſentlich auf

Jacobs Stimmung wirken zu wollen. Es gelang ihr auch wirklich, und frohen Muthes, weil er durch sein Opfer die Geliebte froh erblickte, zog der treue, liebende Jüngling nach dem Hoflager des Herzogs hin.

Der Aufruf der alten Herzogin hatte viel Menschen auf die Beine gebracht, die das Prinzip der Narrheit mit Stolz in sich wahrzunehmen glaubten. In allen Herbergen fand Jacob Wanderer, die in den seltensten Aufzügen, und voll lustiger Hoffnungen in gleicher Absicht mit ihm nach Schweidnitz eilten. Sie übten schon unterwegs ihre Lection, machten die tollsten Possen, ließen Niemand ungeneckt, und suchten einander im fadesten Witze zu übertreffen.

„Ich glaube, daß wir bald Frühjahr haben werden, sagte ein alter Landmann; den die Spinnvögel und Pickelheringe ziehen schon!“ so nannte man damals spottweise die lustigen Räthe der Fürsten.

Jacob schämte sich dieser tollen Reisegefährten, verschwieg seine Absicht, und schlich

ſtill und niedergeſchlagen in die Thore der Reſidenz ein.

Die Candidaten zu dieſer Hofſtelle mußten ſich bei dem Geheimſchreiber des Herzogs melden, und dort ihre Namen aufzeichnen laſſen, und wurden hierauf insgeſammt in eine große Herberge gewieſen. Als auch Jacob ſich meldete, ließ der Geheimſchreiber ſeine Blicke lange und wohlgefällig auf dem ſchönen Jüngling weilen, und fragte ihn freundlich, wie er denn für dieſe Stelle zu paſſen gedenke, zu welcher gar viel Menſchenkenntniß und Lebensübung erforderlich ſey?

„Wenn mir auch beides mangelt, ſprach Jacob beſcheiden; ſo habe ich doch vielleicht mehr, als die übrigen alle, den guten Willen, ein froher treuer Freund meines Herrn zu ſeyn!“

Der Schreiber nickte freundlich, und unterſtrich den Namen doppelt. In der Herberge ging es ihm aber gar übel. Die Rivale lachten über dieſen mädchenhaften unbärtigen Mitkämpfer, und überſchütteten ihn mit fadem ekelhaftem Witze. Es war

ein gewaltiger Lärm und Spectakel, dergestalt, daß die Herberge recht eigentlich einem Narrenhause glich. Wie gern wäre Jacob aus diesem unsinnigen Treiben in seine stille Heimath zurück geflohen, allein seine Liebe zu Kunigunden und das ihr gegebene Versprechen überwogen alles und hielten ihn fest.

Des andern Tages wurden alle Competenten auf das Schloß berufen, um sich mit ihren Fähigkeiten der fürstlichen Familie vorzustellen. In einem großen Saale saß auf der einen Seite der Herzog zwischen seiner Mutter und seiner holden Gemalin, umgeben von dem ganzen neugierigen Hofe; auf der andern schaarte sich das bunte Gewühl der Narren; der Geheimschreiber hielt die Liste, und rief sie einzeln bei Namen auf. Aber wie komisch auch die Art seyn mochte, mit der sich ein jeder vorzustellen wußte, wie sehr auch mancher Witz, manche Posse, oder ein lustiges Liedchen von den Anwesenden belacht wurde, der Herzog schaute dennoch nur düster und verdrießlich

auf das Treiben, und wie freundlich auch Mutter und Gemahlin ihn auf manchen belachenswerthen Scherz aufmerksam machen wollten, er blieb nur finster und verschlossen, und winkte dem Geheimschreiber oft ungeduldig, in dem Aufrufen rascher fortzufahren.

Endlich ward der Name, Jacob Thau, genennt. — Da trat der schöne stattliche Jüngling in den Kreis, und grüßte sie alle mit gar einnehmender Freundlichkeit. Aber einer von den Mitbewerbern, der, weil er bisher das meiste Lachen erregt, schon über alle den Sieg errungen zu haben glaubte, zog schnell eine Ruthe unter dem Mantel hervor, und sprang, die kreischende Stimme einer alten Frau nachahmend, wenn sie ihren ungezognen Buben in die Schule treibt, auf Jacob zu, um ihn mit Ruthenschlägen aus dem Kreise hinaus zu jagen. Alles wollte sich vor Lachen ausschütten, Jacob aber sagte ganz ruhig: „Da ist meine betrunkne Mutter mir wieder einmal nachgelaufen; ich muß sie nur nach Hause brin-

gen, eh es der Herzog erfährt, der könnte sie wohl gar einstecken lassen!“ und hiermit lud er den Scherzvogel, der es sich nicht versah, auf die Schultern, und trug ihn zur Saalthüre hinaus. Ein allgemeines Bravo! erscholl, und selbst der Herzog konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Jacob trat bald wieder in den Kreis, nahm seine Schalmeie, und begann mit großer Geübtheit ein einfaches Lied, das ihm Kunigunde gelehrt hatte. — Aber noch war es nicht geendigt, als der Herzog plötzlich aufstand, seiner Gemahlin sehr bewegt die Hand reichte und sie in ein anstoßendes Kabinet führte. — „Jungchen! Jungchen! deine Lection ist schlecht ausgefallen, du wirst vom Schulmeister wohl selbst die Ruthe kriegen!“ rief der alte Scherzvogel, der wieder in den Saal gekommen war, und machte einige komische Geberden. Doch der Geheimschreiber, der dem Herzog gefolgt war, trat wieder aus dem Kabinet und befahl, daß Jacob Thau ihm folgen möge, weil ihn der Herzog selbst zu sprechen verlange. Schüch-

tzen gehorchte dieser; allein seine Furcht verschwand bald, als er den Herzog wieder sah, der seine ihn liebkosende Gemahlin sanft umfaßt hielt; jenen düstern Ernst hatte eine stille Wehmuth verdrängt, und mit sichtbarem Wohlwollen ließ er seine Blicke lange auf dem Jüngling ruhen, der ihm treuherzig in die Augen schaute. — „Wo hast du das schöne Lied her? fragte der Herzog endlich.

„Ich hab' es auf meinen Bergreisen von einem Mädchen gelernt, antwortete jener."

„Und Jacob? — Jacob ist dein Name?" fragte Boleslaus langsam weiter, als wolle er sich auf etwas besinnen, und da jener es bejahte, sah er ihm scharf auf die Hand und ließ sich den goldnen Ring zeigen, den er daran gewahrte. Nachdem ihm Jacob auf sein Befragen des Ringes Geschichte erzählt hatte, sprach der Herzog, sich die Augen trockuend:

„Ja, du bist es, ich kenne dich! — und du willst mein Hofnarr werden?"

„Nennt mich wie Ihr wollt, Herr Herzog! erwiederte Jacob: aber ich habe eine alte Mutter und zwei Schwestern zu ernähren, da sollt Ihr mir helfen, und dafür will ich Euch gern die Grillen vertreiben, und Euch recht von Herzen lieb haben!“ —

„Halte Wort, mein Sohn, du sollst bei mir bleiben!“ und hiermit winkte der Herzog seinem Geheimschreiber, der den Jüngling in den Saal zurückführte und der Versammlung ankündigte, daß des Herzogs Wahl bereits entschieden und auf Jacob Thau gefallen sey, worauf denn die übrigen Mitbewerber still und mißmüthig davon schlichen, und der neue lustige Rath mit der Schellenkappe bekleidet wurde.

Kunigunde hatte ihre Absicht erreicht, denn Jacob war wirklich ein guter Engel, den sie dem Herzog zugesendet. Er wußte gar sinnreich die oft wiederkehrende trübe kalte Stimmung seines Heren zu verscheuchen, und wenn kein Scherz und kein freundlicher Zuspruch mehr Eingang finden wollte, und ihn der Herzog sogar verdrießlich aus

dem Zimmer gehen hieß, dann stellte er sich unter das Fenster und blies eines von Kunigundens Liedern. Das erweichte denn immer wieder die starre Brust. Der Herzog eilte gewöhnlich dann seine Gemahlin aufzusuchen, und sie, als hab' er ihr ein Unrecht abzubitten, in seine Arme zu schließen; er ließ den lustigen Rath dann wieder zu sich rufen, um ihn zu beschenken, oder sich von ihm bei einem Becher Wein die Geschichte noch einmal wiederholen zu lassen, wie ihm der Berggeist aus dem Zackenfall heraus erschienen sey.

Es ist auch wirklich noch heut zu Tage in der Mitte der Höhe, von welcher der Zacken herabfällt, eine Höhle im Felsen vorhanden, die der herunterstürzende Wasserfall wie mit einem kristallnen Vorhang verhängt, so daß sie niemand wahrnehmen kann; sie wird noch jetzt der Goldbrunnen genannt, welchen Namen ihr Jacob gegeben haben soll, weil aus dieser Pforte der Berggeist mit goldnen Geschenken herausgetreten war.

Auch mit den übrigen Hofleuten wußte

Jacob gut auszukommen. Die von Peter Schmoll einst erhaltnen Lectionen kamen ihm jetzt gut zu statten; sein gesunder Verstand, sein reines frohes Herz halfen ihm überall aus, und wenn er sich auch gleich auf die eigentlichen Possen weniger gut verstand, so wußte er doch Scherz und Ernst gar trefflich zu paaren. Die Herzogin erkannte am dankbarsten seinen wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung ihres Gemahls, und hielt ihn besonders hoch in Ehren. Auch er selbst gefiel sich in dem neuen Verhältnisse, in welchem ihm überall Wohlwollen entgegen trat. Wenn er nun einmal Urlaub nahm und nach Hause reiste, dann konnte er für Kunigunden ja erwünschte Nachricht, und für die Seinigen reichliche Geschenke mitbringen, und wurde auch hier mit Freude und Liebe empfangen.

Nur in der Gegenwart der alten Herzogin war ihm angst und unheimlich zu Muthe; denn ob er gleich erkannte, wie sehr sie ihren Sohn liebte, so konnte er doch nie vergessen, was sie an Kunigunden ver-

schuldet, und sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihr Beichtvater, Pater Michael, den sie immer um sich zu haben pflegte, das leibhafte Ebenbild des furchtbaren grauen Mannes sey, der Wolfsheimern zu besuchen pflegte.

Jacob trug nun bereits zwei Jahre die Schellen-Kappe, als des Herzogs sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging, und seine Gemahlin von einem jungen Prinzen genas. Die Freude war allgemein, überall wurden Dankfeste angestellt, und Boleslaus Liebe zu seiner tugendhaften Gattin schien nun beinahe völlig über die alten Erinnerungen gesiegt zu haben. Auch die treue Kunigunde feierte ihr stilles Fest und nähte dem Kinde einige feine Windeln, die Jacob als ein Geschenk seiner Schwester der Herzogin überbringen mußte.

Als der junge Prinz ein Jahr erreicht, und ihn die Herzogin entwöhnt hatte, sagte sie einst zutraulich zu dem Hofnarren, der mit dem Kinde gar artig zu spielen wußte: „Ich suche eine treue Wärterin für meinen

Sohn. Du haſt ja Schweſtern, Jacob; ſind ſie auch ſo gut, wie du, möcht' ich ihnen mein Kind am liebſten anvertrauen!"

„Je nun der Antrag wär' einer Frage werth, Frau Herzogin! antwortete dieſer nach kurzem Beſinnen: Laßt mich nach Hauſe reiſen, vielleicht bring ich Euch die Wärterin mit!"

Das war die Herzogin wohl zufrieden; Jacob reiſte ab, und trat eines Abends unerwartet in die Hütte zu den Seinigen. „Höre, Kunigundchen! ſprach er, als Mutter und Schweſter das Stübchen verlaſſen hatten, um zu ſeiner Bewirthung Anſtalt zu treffen; du haſt mir einen guten Dienſt verſchafft, wie wär' es, wenn ich dir's mit etwas gleichem vergelten könnte?" — und nun entdeckte er ihr den Wunſch der Herzogin und ſeinen Plan, ſie ſelbſt zur Wärterin des Kindes zu machen, deſſen Mutter ſie nicht ſeyn durfte. Für eine ſichre Verkleidung wußte er Rath; er verſtand aus Wolfsheimers Küche her, ein Waſſer zu bereiten, das die blonden Locken in rabenſchwarzes Haar verwandelte, und kannte eine

Schminke, wodurch auch die weisseste Haut, mehr noch als von den heißen Strahlen der Sonne gebräunt wurde. Das entzückte Mädchen, von seiner zarten Liebe ergriffen, wollte ihm dankend zu Füßen sinken, aber er sagte ernst und warnend: „Fühlst du dich wohl auch stark genug dazu, Kunigundchen? wirst du in der Nähe des Herzogs leben, und seine vielleicht oft auf dir haftenden, vergleichenden Blicke auch ertragen können? Geh und berathe dich erst mit deinem Herzen und mit Gott, denn du könntest unvorsichtig, unnennbares Unheil anstiften. Heute kein Wort mehr davon, morgen früh sagst du mir deinen Entschluß!“

Kunigunde bedurfte aber nicht erst einer stillen Ueberlegung, ihr Entschluß stand fest, denn sie kannte die Kraft ihres Herzens. Hatte sie doch muthig genug dem Prinzen schon jedes Opfer gebracht, wie sollte sie in dieser Prüfung nicht bestehen wollen, die ihr zugleich das süßbelohnende Geschäft anvertraute, die Mutterforge für das Kind des Geliebten theilen zu dürfen. Sie legte einen

heiligen Schwur in Jacobs Hand, sich gegen keinen Menschen jemals verrathen zu wollen, und nachdem auch Mutter und Schwester für dieß Unternehmen gewonnen waren, und er das zarte blonde Mädchen in eine braune Bauerdirne verwandelt, und ihr einen andern Namen beigelegt hatte, reiste er mit frohem Herzen in ihrer Begleitung nach Schweidnitz zurück.

„Hier, Frau Herzogin, bring' ich Euch meine jüngste Schwester, sprach er: sie hat Euch für das Prinzlein die Windeln genäht, und will ihn nun selber gern hineinlegen!"

Die Herzogin nahm das liebe freundliche Mädchen sehr gütig auf, und da sie ihre stets wachsame Sorgfalt bald erprobt hatte, überließ sie ihr nach und nach die Pflege ihres Kindes ganz. Auch der Herzog, obwohl er anfangs oft lange und nachdenkend seine Blicke auf ihr ruhen ließ, als vergleiche er ihre Gestalt mit dem Bilde in der Tiefe seiner Seele, gewöhnte sich endlich doch an ihren

Anblick, und war freundlich und dankbar gegen die treue Pflegerin seines Kindes.

So gelang es der Liebe denn wirklich, als ein schützender unsichtbarer Engel den Geliebten zu umschweben, als heitrer Freund ihm zur Seite zu stehn, und an der Wiege seines Kindes zu wachen.

„Gott segne mir das Riesengebirge, daß es uns seine Kinder zusendet!“ sagte die Herzogin oft zu ihrem Gemahl, worauf er denn gewöhnlich lächelnd zu antworten pflegte: Und auch den Rübezahl, der mit seinem Goldringe mir selbst den lustigen Rath geworben.

So verstrich wieder ein Jahr. Jacobs alte Mutter war gestorben, seine Schwester hatte einen Weber geheirathet, er selbst und Kunigunde fühlten sich glücklich in Erfüllung ihrer heiligen Pflichten. Da ließ die alte Herzogin eines Tages den lustigen Rath zu sich entbieten; sie war allein im Zimmer, und wie es schien, anfangs in sichtbarer Verlegenheit.

„Mein lieber Jacob! redete sie ihn an,

„ich weiß du bist ein froher gescheidter Mann, und hast oft einen guten lustigen Rath für die schwierigsten Dinge. Gieb mir ihn jetzt auch, ich bedarf seiner!“ Jacob versprach, obgleich mit geheimer Furcht, daß sie ihm etwas Schlimmes zumuthen könne, ihr das Schatzkästlein seines Witzes zu öffnen, worauf die Herzogin denn also fortfuhr: „du weißt, daß mir vor kurzem mein Leibarzt gestorben; nun bin ich zwar gesonnen, diese Stelle durch einen erfahrnen Mann aufs neue zu besetzen, ich mag sie jedoch nicht jedem geben, der sich unberufen dazu eindrängen will!“

„Ei freilich, Mamachen!“ sagte Jacob, indem er lustig seine Schellenkappe schüttelte; „ein unberufener Leibarzt ist nicht viel besser als der Knochenmann selbst. Wo ist denn der zudringliche Herr Doctor, ich will mit der Pritsche sein Leibarzt werden!“

„Nicht also!“ entgegnete die Herzogin: „denn ich bin ihm manche Verbindlichkeit schuldig, hab' ihm auch einst das Versprechen zu einer guten Versorgung gegeben, und

mein Beichtvater, der sein vertrauter Freund ist, dringt jetzt in mich, mein Wort endlich zu lösen; ich habe aber eine große Scheu vor dem Manne, und möchte ihn nicht um mich sehen, am allerwenigsten an meinem Sterbebette. Wenn du ihm doch die Lust zu dieser Stelle verleiden könntest, so daß er selbst von seinem Verlangen abstände!"

„Der Narr soll dem Doctor also in die Fersen beissen, daß er Reißaus nimmt?" — erwiederte Jacob: „Nun meinetwegen! das kann eine lustige Geschichte werden. Gebt mir nur einen Wink, wenn er angekommen ist, wir wollen das Mögliche versuchen!"

Die Herzogin eilte, ihm einen Beutel mit Gold aufzudringen, er aber gab ihn mit den Worten zurück: „die Schellen an meiner Narrenkappe haben einen reinern Klang, als die Ihr in das Beutelchen hier zusammen gepackt; klimpert lieber Eurem Beichtvater damit vor den Ohren, damit er nicht hört, wie sein Freund der Doctor bei der Abfahrt fluchen wird!"

Wenige Tage darauf war Jahrmarkt in

Schweidnitz. Der Hofnarr saß am Abend zuvor in der Kinderstube des kleinen Prinzen, und begleitete das Liedchen, womit Kunigunde das Kind einsang, leise auf seiner Zither. Da winkte ihn sein kleiner Diener hinaus, und meldete, daß eine Frauensperson ihn im Geheim zu sprechen verlange. Er hieß sie auf sein Zimmer führen. — Es war Katharina. — Lange ruhte sie weinend und sprachlos an der Brust ihres Lieblings, der aus dem zarten Jüngling zu einem schönen Manne gereift war. Er überhäufte sie mit Liebkosungen, und wollte fragen und erzählen, aber sie hielt ihm den Mund zu: „Ich komme nicht," sprach sie, „weil mich die Sehnsucht zu dir treibt, denn meinem Herzen darf ich nun einmal nicht folgen, sondern habe mich zu dir gestohlen, weil es Noth thut, daß ich dich warne. Sind wir auch ganz allein?" Jacob verschloß das Zimmer und führte sie in sein Kabinett.

„Der Wolfsheimer ist hier! fuhr sie schüchtern fort: er ist zu Markte hergezogen, und will morgen eine Arzenei-Bude hier

ausschlagen, denn er gedenkt in dem rothen Tressen-Kleide großes Aufsehn zu machen, und um desto gewisser der Leibarzt der alten Herzogin zu werden!“

Jacob trat erstaunt zurück, denn nun wurde es ihm erst klar, weshalb ihm die Herzogin jenen Auftrag gegeben.

„Ach! fuhr Katharine fort: „wenn es ihm gelänge, es wäre entsetzlich, denn er hat nichts Gutes im Sinne, und wenn er dich hier erkennen sollte, wärest du auch wohl verloren. Der graue Mann hat uns in der letzten Zeit wieder oft besucht, und, ich will es dir nur gestehen, ich habe sie aus meinem Schlupfwinkel wieder behorcht. Sie schmiedeten den Plan, daß Wolfsheimer Leibarzt werden solle; die Herzogin müsse wohl einwilligen, denn sie hätten sie ja längst schon in ihren Händen. Ich vernahm noch andere schreckliche Dinge: Stelle dir nur vor, Kunigundens Vater lebt noch, aber er wird an jenem fremden Hofe gefangen gehalten, und weil sie der alten Herzogin kein langes Leben mehr zutrauen, und glauben, daß der

Gefangene nach ihrem Tode wieder freigelassen werden möchte, vor dessen Rückkehr ihnen graut; so beschlossen sie, wenn Wolfsheimer nur erst Leibarzt seyn würde, der Herzogin gemeinschaftlich so lange zuzusetzen, bis sie den Unschuldigen durch Gift auf die Seite schaffen ließe!"

„Nein! rief Jacob, das soll euch nicht gelingen! ich habe schon einmal als Sieger eure höllischen Pläne zu Schanden gemacht, Gott wird mir es auch ferner gelingen lassen!" — Hierauf erzählte er Katharinen alles, was er gethan, und wie Kunigunde unter der Verkleidung seiner Schwester jetzt hier am Hofe lebe.

Sie lobte das Wagestück der treuesten Liebe, bat ihn aber, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um den Laboranten aus seiner Nähe zu vertreiben; denn in der bunten Kleidung und dem schönen schwarzen Bart, den Jacob jetzt trug, glaubte sie selbst nicht, daß ihn Wolfsheimer wieder erkennen möchte, nur da er den Namen nicht geändert, fürchtete sie mit Recht, daß er ihm späterhin doch

auf die Spur kommen und ihn vielleicht aus dem Wege schaffen werde. „Und thäte er dieß," sprach sie mit furchtbarem Ernst, „so müßt' ich ihm ja selbst, und wäre es auch im Schlafe, den Giftbecher eingießen!"

Nach dieser kurzen Unterredung eilte sie, den geliebten Sohn wieder zu verlassen, denn Wolfsheimer, der sie mitgenommen, um ihm seine häusliche Einrichtung gleich hier zu besorgen, stattete eben jetzt dem Beichtvater der Herzogin seinen Besuch ab. Diese Zeit hatte sie benutzt, durfte aber, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen, bei seiner Nachhausekunft im Quartier nicht fehlen.

Jacob konnte die Nacht nicht schlafen, und entwarf, obschon mit geheimem Grausen, dennoch in möglichst guter Laune seinen Plan, in welchen die alte Herzogin gern einwilligte. Er begab sich hierauf in seiner Staatskleidung auf den Markt. Ein ungeheures Gedränge zeigte ihm bald die Stelle, wo der Laborant seine Heilkünste feil bot. Der hagere bleiche Mann stand im rothen Tressenkleide und Degen ernst und wichtig

auf einer kleinen Bühne, und hörte herablassend auf die Wünsche und Klagen der herzuströmenden Kranken, während der in Hanswurstkleidung ihm dienende Peter Schmoll die tollsten Possen trieb.

„Macht Platz, macht Platz! schrie letzterer, als er den Herannahenden erblickte: habt Respect und macht Platz, der Herzog der Narren kommt, der allergnädigste Herr Hofnarr!“ Dieser trat stolz an die Bude, und nachdem er in jenen Ton einstimmend, ihn mit vornehmem Anstand gegrüßt, und zur großen Belustigung der Umstehenden, den Narrenwitz mit gleicher Münze bezahlt hatte, lud er den Collegen, dessen lüsterne Zunge er wohl kannte, im Geheim auf ein gutes Frühstück ein. Der Famulus konnte nicht widerstehen, brauchte einen lustigen Vorwand, die Bude des Laboranten auf einen Augenblick zu verlassen, und rannte dem voranschreitenden Jacob in komischen Sprüngen nach. Dieser führte ihn in ein entlegenes Weinhaus, verwickelte ihn hier in lustige Unterhaltung, und schenkte ihm tüchtig ein.

Während dessen trat Jacobs Diener, als Page der Herzogin Mutter gekleidet, an die Bude, und meldete dem Doctor in ängstlicher Hast, daß der Liebling seiner Herrin ihr auf dem Schooße so eben erstickt sey, weshalb sie zu seiner Kunst ihre Zuflucht nehme, und schnelle Hülfe verlange. Mit diesen Worten zog er eine alte todte Katze unter dem Mantel hervor, und warf sie ihm in die Bude. — Wer beschreibt das Entsetzen des Laboranten. — Er beschwor den Ueberbringer, das abscheulich stinkende Aas wieder zu entfernen, er schrie, sich wie ein Sinnloser geberdend, nach dem Famulus, und sprang, da er nirgends Hülfe erhielt, sondern überall nur ein lautes schallendes Gelächter vernahm, von der Leichenscheue überwältigt, zur Bude hinaus, und rannte schimpfend hinter dem Pagen her.

„Wie?“ rief einer aus dem Volke: „sollen wir es dulden, daß der Wunderdoctor den Diener der Herzogin schimpft? — Versteht er keinen Spaß? Will er uns hier stehen lassen, wie die Narren? — Kommt,

wir wollen selbst verkaufen!“ und hierauf sprang der Sprecher in die Bude, viele andere folgten ihm nach, und in wenigen Minuten waren alle kostbare Arzenei-Vorräthe geplündert, und das Gerüst niedergerissen.

Der wüthende, vor Zorn glühende Wolfsheimer, vom neckenden Pöbel verfolgt, rannte seinem Quartier zu, und begegnete dem lustigen betrunknen Famulus, den ihm die Straßenbuben entgegen trieben. Es würde hier zu schlimmen Auftritten gekommen seyn, wenn nicht die plötzliche Erscheinung des Hofnarren das Volk beruhigt und die Buben verscheucht hätte, so daß die Fremden ihre Wohnung erreichen konnten.

Wolfsheimers Ruf war zerstört, sein Muth aber dennoch nicht gesunken. Er klagte dem Pater Michael den bösen Vorfall, und beschloß, sich der Herzogin um desto eiliger vorstellen zu lassen. Es geschah. — Kaum hatte er jedoch ihr die Hand geküßt, als er bleich vor Entsetzen zurückfuhr, der kalte Angstschweiß ihm auf die Stirn trat, und er augenblicklich den Hof zu verlassen eilte.

Ohne für jetzt selbst seinem Freunde Rechenschaft zu geben, reiste er auf der Stelle wieder ab.

Auch dieß war Jacobs Werk. Er hatte die Herzogin von der Leichenscheue des Laboranten unterrichtet, und sie vermocht, im Fall er sich ihr wirklich vorstellen lassen sollte, einen Handschuh anzuziehen, den er aus dem Erbbegräbniß herauf geholt hatte, und ihm die mit dieser Leichenkleidung bedeckte Hand zum Kuß zu reichen. Denn, schloß er sehr richtig, der Laborant werde den Leichenduft wohl wittern und die Nähe einer Person gewiß ängstlich meiden, die ihn schon lebend an sich trage.

So war denn diese Gewitterwolke durch einen lustigen Wirbelwind verscheucht, und Jacob gedachte nun die dadurch erworbene Gunst der alten Herzogin zur Befreiung von Kunigundens Vater zu benutzen. Allein ehe er mit seinem Antrage sich noch hervorwagte, und erfahren konnte, wo der unglückliche Mann im Gefängniß schmachte, wurde die alte Herzogin von einer schweren Krankheit

befallen und ſtarb. — Was dem treuen Jacob vielleicht nie gelungen wäre, brachte dieſer Todesfall ſchnell in Erfüllung, denn jener befreundete Hof meinte, daß nun kein Grund zu einer längern Gefangenhaltung des Ritters mehr vorhanden ſey, und entließ, da auch die von der Herzogin für den Gefangenen gezahlten Unterhaltungsgelder jetzt ausblieben, den Ritter Lothar endlich ſeiner Haft.

Aber aus der Nacht des Kerkers, den er acht Jahre bewohnt, brachte er die Frucht der Hölle, den Durſt nach Rache mit an das Licht hinaus. In ſicherer Verkleidung ſchlich er nach Schweidnitz, und forſchte im Geheim nach dem Schickſal der Seinigen. Niemand wußte ihm Nachricht davon zu geben, denn ſie waren vergeſſen, und nur durch Zufall erfuhr er den einſamen Aufenthalt ſeiner Schweſter Brigitte. Er eilte zu ihr. — Ach! ſie hatte keinen Troſt für ihn, ſondern nur die ſichere Nachricht von dem Tode ſeines geliebten Kindes. Aber ſie verhehlte ihm auch den Argwohn nicht, daß Kunigunde an Gift geſtorben ſey, denn ſie war damals mit

nach jenem Kloster gebracht, und erst nach Kunigundens schnellem Tode wieder entlassen worden, und die mitleidigen Nonnen, die hinter das Geheimniß gekommen zu seyn glaubten, und das schleunige geheime Begräbniß der Todten, wie auch der Abscheu, den die Aebtissin von Stund an gegen Pater Michael und besonders gegen Wolfsheimer geäussert, für sichere Bestätigung des Mordes annahmen, hatten ihr geschwätzig alles zugetragen.

„Nenne mir die Höhle des Wolfes, ich will ihn aufsuchen!“ rief Lothar. Brigittens dringende Bitten, vor dem unabänderlichen Schicksale sich ruhig zu beugen, und nicht in neue Gefahr zu gehen, waren vergebens; sie mußte ihm des Laboranten Wohnort nennen, worauf er, ohne von seinem Vorhaben das geringste zu verrathen, am andern Morgen sie verließ.

Wolfsheimer saß eben mit seinem Freunde, dem Pater Michael, beisammen, und hörte mit verbissenem Grimme, auf welche Art ihn der Hofnarr aus Schweidnitz verjagt habe; denn

es war dem Beichtvater gelungen, der sterbenden Herzogin das Geheimniß abzufragen. Nur konnte er nicht begreifen, wie der Narr hinter seine Schwächen gekommen sey, die er als Waffen gegen ihn benutzt hatte; bis der Freund zufällig den Namen desselben nannte. „Wie? rief Wolfsheimer erstaunt: Jacob Thau heißt der Bürsche? — der Junge, den ich hier erzogen, und dann auf Euren Rath davon gejagt, der ist an mir zum Narren-Meister geworden?“ — Er war ausser Fassung, und fing eben mit seinem Freunde gemeinschaftlich an zu überlegen, wie sie sich am empfindlichsten an ihm rächen könnten, als der Famulus einen Fremden meldete, der den Laboranten dringend zu sprechen verlange.

Bleich und abgezehrt von Kerkerluft und Gram, trat Lothar in das Zimmer; seine Blicke schossen funkelnd unter den dunkeln zusammengezognen Augenbraunen hervor, wie die Blitze aus einer schweren Gewitterwolke. Der Geistliche sprang entsetzt vom Stuhle auf, denn er erkannte ihn, und wollte das Zim-

mer verlassen; allein Lothar schob ihn kräftig zurück und verschloß die Thüre.

„Bleibt! rief er ihm zu: Ueber diese Schwelle geht keiner, bis ich Gericht gehalten. An Eurer armen Sünder-Miene seh ich, daß Ihr mich erkennt, und daß Euch die Gespensterfurcht ergreift vor der Wiedererscheinung des längst tief Begrabnen. Aber ich komme eben, um Euch in ein noch tieferes Grab hinabzuführen, wo der fest versiegelte Mund meiner Kunigunde gegen ihre Mörder zeugen wird!"

Wie ein Donnerschlag fahren diese furchtbaren Worte über das Haupt der beiden Sünder hin. Das breite Schwert an des Ritters Seite, der kurze gewichtige Streithammer, den er, während er sprach, schlagfertig in der Hand hielt, machten ihn zu einem furchtbaren Richter. Pater Michael faßte sich zuerst, und bat mit seiner sanften eindringenden Stimme den Ritter um ein ruhiges Gehör, der sich hierauf in einen Sessel, welchen er wie zum Wächteramt an die Thüre geschoben,

schweigend niedersetzte. — Des Paters großer Beredtsamkeit, und seiner feinen Verstellungskunst gelang es endlich, die ganze Schuld von Kunigundens Gifttode, den er, als ihm selbst bekannt, zugab, von sich und dem Laboranten abzuwälzen, und ihn einzig auf die alte Herzogin zu schieben, welche die That durch einen von ihr bestochenen Lehrling Wolfsheimers, der den Namen seines Herrn gemißbraucht, habe ausführen lassen. Er berief sich hierbei auf das Nonnenkloster zu L., welches bezeugen müsse, daß man unvorsichtiger Weise der Kranken nur die Arzenei gereicht, welche von Wolfsheimers Lehrling, der ungerufen herbeigekommen, überbracht worden sey, und suchte immer emsiger die Rache des gekränkten Vaters auf das unschuldige Haupt des Jacob Thau zu lenken.

„Und wo lebt er?“ fragte Lothar.

„O, es geht ihm wohl, entgegnete lächelnd der Geistliche. Die selige Herzogin hat ihn gut zu belohnen gewußt; er ist der lustige Rath des Herzogs!“

„Mein Gott! rief Lothar, und schlug die Hände zusammen: „Der Bube, der ihm die Geliebte vergiftet, der soll nun mit seinen Possen auch ihr Bild aus seinem Herzen jagen? — Lebt wohl! Ihr sollt von mir hören! aber fürchtet Euch vor mir, wo Ihr mich belogen!“

Hiermit verließ er das Haus, und eilte, obgleich der Abend schon angebrochen war, rastlos von dannen, während sich die beiden Freunde von ihrem Schrecken erholten, und des gelungnen bösen Werkes erfreuten.

Lothar begab sich zuerst nach dem Nonnenkloster zu L. — Hier wurde nun freilich bestätigt, was ihm der Pater gesagt; daß nämlich nicht Wolfsheimer selbst, sondern dessen Lehrling, Jacob Thau, der kranken Kunigunde die Arzenei gebracht, und man die Todte ganz in Geheim begraben habe, ohne sie auszustellen oder von irgend jemand sehen zu lassen. Er zweifelte daher nicht länger, und richtete seinen Weg nach Schweidnitz selbst.

Der Herzog befand sich eben mit seiner Gemahlin im Herzogthum Jauer, welches

ihm durch den Tod seines Bruders Heinrich II. auch zugefallen war. Der kleine Prinz war bei seiner Wärterin Kunigunde, und seinem Freunde dem Hofnarrn auf dem Schlosse Volkenhain, dem Lieblingsaufenthalte der fürstlichen Familie, zurückgeblieben. — Kurz vor seiner Abreise vertraute der Herzog dem lustigen Rathe, wie er nach dem Tode seiner Mutter erst erfahren, daß Kunigundens Vater noch am Leben sey, und wie er alles anwenden werde, den ohne seine Schuld so tief gekränkten Mann wieder zu versöhnen. Jacob verschwieg es der glücklichen Tochter nicht, und entwarf mit ihr den schönen Plan, den Vater in das Geheimniß zu ziehen, ihn als dritten in ihren Bund aufzunehmen, und unter seinen Augen ihre heiligen Pflichten still zu erfüllen.

Da trat eines Abends ein langer finstrer Mann in den Schloßhof, und fragte nach dem Hofnarrn. Man wieß ihn in den engen Burggarten, wo Jacob den kleinen schläfrigen Prinzen auf den Armen herumtrug, während Kunigunde in das Schloß gegan-

gen war, ihm das Abendbrot zu besorgen und das Bettchen aufzuschütteln. Die bleiche Gestalt schritt hastig auf den Hofnarrn zu, und blieb, starr auf ihn hinblickend, mit den Worten: „Ist dieß dein Kind?“ dicht vor ihm stehen.

„Ja wohl ist es mein Kind!“ antwortete Jacob freundlich, und küßte den Knaben auf die Wange.

„Du hast meine Tochter gemordet, wohlan denn, Kind um Kind!“ rief Lothar, und blitzesschnell fuhr bei diesen Worten der Streithammer auf den Schädel des Knaben nieder, daß er zuckend in Jacobs Armen verschied. — —

Den blutenden sterbenden Liebling in dem einen Arme haltend, faßte dieser den gräßlichen Mörder mit der andern Hand bei der Brust, aber er stieß ihn mit Riesenkraft zurück und rief: „Ich bin Lothar v. S., der Vater Kunigundens, die du im Kloster zu L. vergiftet. Kind um Kind! wir sind nun fertig mit einander!“ und während Jacob, durch diese Worte vernichtet, sich nicht

mehr an ihn wagte, sondern sich über das sterbende Kind hinwarf, verließ jener eilig und unbemerkt das Schloß.

Wer vermag den Jammer zu schildern, der sich jetzt allgemein erhob! — Der Burgvogt ließ den Hofnarren in Fesseln werfen, denn er gestand, daß er den Prinzen durch einen unvorsichtigen Steinwurf getödtet. Das Volk wüthete und verlangte des Mörders Blut, denn es hing mit alter Liebe an seinem Fürstenstamm, dessen letzte Hoffnung nun gebrochen war, und der verzweifelnde Vater durfte nicht Gnade vor Recht ergehen lassen. Kunigunde ward auf der Stelle vom Hofe verwiesen, Jacob den Gerichten übergeben, und da er standhaft bei seiner Aussage beharrte, ihm das Todesurtheil in wenig Tagen gesprochen. Er hörte es gefaßt an; wie hätte er Kunigundens Vater verrathen, wie ein Geheimniß aufdecken sollen, das er aus Liebe zu ihr und seinem Fürsten so zart verschleiert hatte. Die That war nun einmal durch ein unseliges Mißverständniß unwiderruflich geschehen, aber

die Folge ſollte nur auf ſein Haupt fallen, und ſelbſt ſein Tod das Opfer einer treuen Liebe ſeyn.

In tiefe Träume, den Vorboten der langen Nacht, verſunken, ſaß er am Abend vor der Hinrichtung einſam im Kerker, als die Thüre aufgeſchloſſen wurde, und der Gefangenwärter eine Frauens-Perſon einließ. Es war Katharina. Ein Eilbote des Pater Michael hatte Wolfsheimern die Nachricht von des Prinzen Ermordung hinterbracht. Jacob wollte mit ausgebreiteten Armen auf ſie zueilen, aber ſie hielt ihm die Hand abwehrend und mit den Worten entgegen: „Haſt du den armen Prinzen wirklich erſchlagen? ich verlange dein Bekenntniß!“ Da ging ihm das Herz gegen die Mutter zum letztenmal auf, und er geſtand ihr alles, was vorgefallen war. Nachdem ſie ihm ſchweigend zugehört, ſchloß ſie ihn in ihre Arme und weinte lange an ſeiner Bruſt, und als er ſie endlich fragte: ob ſie nicht ſeinen Vorſatz billige, lieber zu ſterben, als alles zu enthüllen? — ſtrich ſie ihm

freundlich die Wangen und sprach: „dein ganzes Leben, mein Sohn, war Liebe, mag auch dein Tod also seyn! Selig, wer reines Herzens stirbt, wie du!“ — und hiermit segnete sie ihn, und gab ihm den Abschieds-Kuß; denn der Kerkermeister öffnete wieder die Thüre.

Mit dem Früh'sten des andern Morgens ward Jacob Thau zur Richtstatt geführt. Katharina stand trocknen Auges am Schaffot, und wischte ihm mit ihrem Schweißtüchlein die großen Tropfen von der Stirn. Er trug das silberne Kruzifix, das sie ihm einst geschenkt, in den Händen, und gab es ihr, nachdem er es noch einmal andächtig geküßt, mit der Bitte zurück, daß sie es Kunigunden bringen möchte. Auf dem Platz beim Köppen-Thore zu Schweidnitz, wo die Kirche zu St. Wolfgang steht, ward er enthauptet, und allda nahe am Kreuze, welches im Stadtgraben unter dem Kirchlein eingemauert ist, begraben.

Katharina eilte zu ihrer Freundin, der Aebtissin, und bat sie um Aufnahme im Klo-

ſter, denn ſie konnte nun nicht wieder zu Wolfsheimern zurückkehren. — Hier fand ſie auch den unglücklichen Lothar und ſeine Tochter. Kunigunde war nach ihrer Verweiſung vom Hofe, zu der einzigen Freundin, welcher ſie ſich anvertrauen konnte, zur Aebtiſſin gegangen, und hatte hier ihren Vater wieder gefunden, der das vermeinte Grab ſeiner Tochter beſuchen wollte. Durch ihr Wiederſehen, und die Erzählung ihres Schickſals ward es ihm nun endlich klar, in welcher ſchrecklichen Verblendung er die furchtbare That verübt, und er wollte jetzt hineilen, um durch ein offenes Bekenntniß die Schuld auf ſich zu laden, und des Unſchuldigen Leben zu retten. — Aber von Katharinen erfuhr er, daß es ſchon zu ſpät ſey.

„Nun dann hab' ich auf dieſer Welt nur noch ein Geſchäft!“ rief er und fragte Katharinen, ob ſie ihn begleiten wolle? — Sie willigte ein, denn ſie verſtand ihn, ob er ihr gleich nicht geſagt, wohin er ſie führen werde. Die jammernde Tochter übergab

er der Aebtissin, und verließ, ohne auf irgend eine Frage zu antworten, das Kloster.

Wolfsheimer war allein zu Hause; er hatte den Famulus und die Magd ausgeschickt, um Katharinen zu suchen, die nun schon viele Tage ausgeblieben war, und saß eben, Goldstücke zählend, in seiner finstern Werkstatt, als die Thüre aufsprang und Lothar mit Katharinen hereintrat.

„Elender Lügner! erkennst du mich?“ — rief Lothar.

„Was wollt Ihr von mir?“ sprach Wolfsheimer, und stand zitternd auf: „wo bist du so lange gewesen, Katharina?“

„Vom Richtplatz komm' ich her, wo Jacobs Blut geflossen ist,“ sagte sie. „Ich habe dich nicht heirathen wollen, damit du mir meine Kinder nicht vergiften möchtest, aber du hast mir dennoch meinen Sohn erschlagen!“ und auf Lothars Frage: wo die Phiole stehe? — wieß sie mit bebender ausgestreckter Hand nach einer Ecke des offenen Schrankes, in welchem des Laboranten Gläser standen, und sank, das Gesicht verhül-

lend, auf ihre Knier, um für die Seele des Sünders zu beten, denn Lothar goß ihm den selbst bereiteten furchtbaren Trank mit Gewalt ein. — —

Die Phiole war leer! — Wolfsheimer taumelte heulend vom Boden auf, und indeß er nach dem Schranke eilte, um Gegenmittel aufzusuchen, verließen Lothar und Katharina das Haus. Als der Famulus mit einbrechender Nacht heimkehrte, fand er den Laboranten neben dem Golde in gräßlicher Verzerrung todt. — Wohin sein Freund, der Pater Michael, gekommen, hat man nicht erfahren.

Lothar ließ hierauf die Tochter, ihrem Wunsche gemäß, im Kloster; sie und Katharina, beide nahmen den Schleier. Kunigunde ward späterhin selbst Aebtissin, und allenthalben als das Muster einer frommen heiligen Gottesbraut gepriesen. Doch ob sie gleich nur dem Himmel angehörte, und vor seinem reinen Lichte die Welt, wie einen dunkeln Schatten verschwinden sah, so

kniete sie weinend denn noch oft vor dem kleinen Kruzifix, welches ihr Jacob in seiner Todesstunde zum Andenken gesendet hatte.

Der unglückliche Lothar selbst suchte seinen Freund, den Abt des Klosters zu Grissau, auf. Gern hätte er das Bekenntniß seiner Schuld vor aller Welt ablegen mögen, aber es war kein Leben mehr dadurch zu retten, und er schwieg, um den Namen seiner geachteten Familie und das Geheimniß seines Fürsten zu schonen. Aber dem Abte vertraute er alles, bat ihn um die Aufnahme in den Orden, und um Auflegung einer langen harten Buße, die noch in diesem Leben ihn läutern und entsündigen möchte. Und der fromme Abt war ein strenger Richter; er verweigerte ihm die Tonsur, denn Lothar war ja ein Mörder; befahl ihm aber, als Laienbruder der Kirche zu dienen, und übertrug ihm das Küster-Amt. Wenn nun bisweilen Reisende das Kloster besuchten, um die kostbare Kirche zu besehen, dann mußte der Küster sie her-

umfahren, und an der Gruft des hier beigesetzten kleinen Prinzen mit blutendem Herzen erzählen: daß der Hofnarr ihn erschlagen habe! —

Das Seetreffen bei Nacht.

Eine historische Skizze.

1819.

Um ihrem ausgebreiteten Handel kräftiger zu schützen, rüstete die Ostindische-Compagnie in Holland im Jahre 1613. eine Flotte von 7 Schiffen aus, und untergab sie dem Befehl eines sehr geübten Seemannes, des Joris van Spielbergen.

Der Königlich Spanische Rath in Peru hatte jedoch kaum hiervon Nachricht erhalten, als er diese Flotte, die ihm trotz ihrer geringen Schiffzahl dennoch höchst gefährlich schien, auf jede mögliche Weise zu vernichten beschloß, und, weil er den geübten Holländern auf offner See nicht zu begegnen wagte, es vorzog, ihnen in den Häfen aufzulauern, um sie dort von der Land- und Seeseite zu gleicher Zeit angreifen zu können. —

Nur der Spanische Admiral, Don Rodrigo, ein Verwandter des Vicekönigs in

Peru, ſetzte dieſem bedachten Plane ſeinen jugendlichen Uebermuth entgegen, und verſicherte, daß er, (ſo lauteten ſeine eignen Worte,) dieſe jungen holländiſchen Hunde und verzagten Bruthühner blos mit zwei Schiffen einzufangen ſich getraue, zumal ſie, ſichern Nachrichten zufolge, bei der Durchfahrt in der Magellaniſchen Straße einen ſchweren Sturm ausgehalten hätten, und hierdurch, bis aufs Aeußerſte abgemattet, ſich ihm gewiß ohne Schuß ergeben würden.

Dem Vicekönig gefiel dieſe ſtolze Vermeſſenheit; er vertraute dem Don Rodrigo, und gab ihm eine Flotte von 8 Schiffen, um die Holländer wirklich in offner See aufzuſuchen. Das Admiral-Schiff, Jeſu Maria genannt, war mit 460 Mann und 24 Kanonen beſetzt; das Vice-Admiral-Schiff, Santa Anna, mit 300 Mann und 14 Kanonen; das dritte Schiff, de Carmes, führte 200 Mann und 8 Stücke an Bord; das vierte Schiff, St. Diego, eine gleiche Anzahl von Leuten und Geſchütz; das fünfte Schiff, Maria del Roſario, 150 Mann und 4 Stücke,

und die drei letztern Schiffe waren ohne schweres Geschütz nur mit Soldaten bemannt.

Der Holländische Admiral van Spielbergen erfuhr zwar seiner Seits auch bald genug, daß diese feindliche Flotte zu seiner Vernichtung in See gestochen sey, er stieg aber nichts destoweniger mit seiner Mannschaft auf dem Eilande Santa Maria ans Land, machte in den dort befindlichen Spanischen Niederlassungen große Beute, und eroberte, als er kaum von dort wieder abgeschifft war, ein mit Oliven und baarem Gelde reich beladenes Spanisches Schiff, welches er, nachdem die gefangene Mannschaft und die Ladung geborgen worden, versenken ließ.

Kaum war jedoch diese Beute errungen, als man von fern auch schon die Wimpel der feindlichen Spanischen Flotte erblickte, die mit vollen Segeln auf die Holländer antrieb, so, daß am Abend beide Flotten schon einander dicht gegenüber lagen. Der Spanische Vice-Admiral, Don Pedro Alvarez de Piger, einer der erfahrensten See-

leute jener Zeit, ließ seinen jugendlichen Admiral warnen, den Angriff bei einbrechender Nacht nicht zu wagen. Allein der leichtkühne, allzuhitzige Rodrigo blieb taub für jeden verständigen Rath, segelte dreist auf das Holländische Admiral-Schiff, die Sonne genannt, los, und kam ihm in der zehnten Abendstunde so nahe, daß er ihm die stolze Aufforderung, sich ohne weiteres zu ergeben, selbst zurufen konnte. — Spielbergen aber beantwortete dieses Gebot mit einer vollen Salve aus grobem und kleinem Geschütze, und so begann denn wirklich unter dem Schatten der einbrechenden Nacht das Seetreffen. Der Himmel war zwar allenthalben mit finstern Wolken überhangen, als habe auch er sich zum Kampfe gewaffnet; dennoch aber ruhten die Elemente und wollten stumme Zeugen seyn, und die tiefe Windstille ließ das Toben des unsichtbaren menschlichen Kampfes nur desto grausenhafter vernehmen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, der Ruf der Befehlshaber ertönte; — aber die Nacht verhüllte alles was geschah.

keine Schiffslaterne war angezündet, um dem Feinde nicht zum Zielpunkt zu dienen, und nur in den bläulichen Blitzen des krachenden Geschützes erkannten sich die Feinde für den Augenblick, und hörten, nachdem das flüchtige Licht von der Nacht wieder verschlungen worden war, nur das Jammer-Geschrei der Verwundeten und Sterbenden, die der leuchtende Schuß getroffen hatte. Selbst die Freunde suchten sich oft vergebens; sie durften trotz der Besorgniß, sich einander selbst zu vernichten, die Wuth des Kampfes nicht hemmen, und der Zufall wurde beschworen, die Kugeln nur auf Feindes-Herzen zu leiten.

Die Holländer hatten eine glückliche Stellung genommen, und trafen fast mit jedem Schusse, dergestalt, daß sich das Spanische Admiral-Schiff, sehr beschädigt, endlich aus dem Kampfe zurückzuziehen versuchte; allein die gänzliche Windstille hielt es fest, es mußte Stand halten, und würde wahrscheinlich in den Grund gebohrt worden seyn, wenn nicht ein anderes Spanisches

Schiff zufällig dem holländischen Admiral in die Flanke gerathen wäre. — Spielbergen wendete nunmehr den Kampf auf diese Seite, und setzte auch dem zweiten feindlichen Schiffe so zu, daß es zu sinken begann. In dieser Noth trieb es auf eine holländische Jacht, an deren Bord es sich in der Todesangst festklammern, und so seine Mannschaft retten wollte. Allein es wurde auch hier abgeschlagen, und so versank es dann bald darauf mit Allem in der Fluth. Kaum hatte die Holländische Jacht hier gesiegt, als der Spanische Admiral, aufs neue die Flucht versuchend, ebenfalls auf dieselbe stieß, und gezwungen auch den Kampf mit ihr bestehen mußte. Bei den häufigen Pulverblitzen bemerkte man alsbald auf dem Holländischen Vice-Admiral-Schiffe die große Bedrängniß, in welcher sich die Jacht befand, und ein Officier auf derselben, ein alter vertrauter Waffenbruder des Capitains der Jacht, bat den Vice-Admiral, seinem Freunde zu Hülfe eilen zu dürfen. Er bestieg in kühner Hast mit bewaffneter Mannschaft ein

Boot, und steuerte jubelnd mit Siegesgeschrei auf die Jacht los, um ihr Rettung zu bringen. Allein der Capitain, von dem Feuer des Geschützes geblendet, hielt auch dieses Boot für nahende Feinde, und während er den Angriff des feindlichen Admirals tapfer abschlug, schoß er das Fahrzeug seines treuesten rettenden Freundes in den Grund. — —

Als der Morgen endlich nach dieser schaudervollen Nacht aufdämmerte, und alles übersehen ließ, strebten mehrere Schiffe, welche in der Finsterniß abgetrieben worden waren, den Ihrigen wieder zu Hülfe zu eilen. Don Rodrigo hatte sich hinter das fast noch unbeschädigte Schiff seines Vice-Admirals gelegt, wo er Schutz zu finden glaubte, allein van Spielbergen griff beide aufs neue an, und es kam zwischen dem Admiral- und Vice-Admiral-Schiffen beider Theile zu einem neuen mörderischen Kampfe, der so lange unentschieden blieb, bis das Holländische Schiff, Aeolus, auch herbei eilte, und die

Spanier dergestalt beschießen half, daß sie endlich ihre beiden Schiffe an einander trieben, und Bord an Bord legten, um aus einem derselben sich in das andere flüchten zu können. Das Vice-Admiral-Schiff war jetzt am härtesten getroffen worden, es drohte zuerst zu sinken; alles floh daher auf das Admiral-Schiff hinüber. Allein dieß befand sich in einem nicht minder elenden Zustande; der geringe Theil der Mannschaft, welche noch am Leben war, eilte auf das Vordertheil des Schiffes, wo einige die weiße Fahne aufsteckten, andere sie wieder herabrissen und lieber zu sterben, als sich zu ergeben beschlossen. Verzweiflung kämpfte hier gegen Verzweiflung, Feigheit gegen Muth, Lebenslust gegen Todesverachtung, und so den Kampf gegen die Feinde vergessend, trieben sich die Spanier, taub gegen die Stimme der Befehlshaber, selbst aus einem der beiden Schiffe in das andere. Da hatte sich endlich der Wind erhoben, und die Wellen warfen den Holländischen Vice-Admiral wie einen Schiedsrichter zwi-

schen die beiden Spanischen Schiffe; dieß gab den Spaniern die Bestanung wieder, sie klammerten sich nun sofort an den Bord des feindlichen Schiffes, um es siegend zu ersteigen, wurden aber auch hier abgeschlagen, und der Spanische Admiral versuchte nun mit vollen Segeln und vom Winde begünstigt, endlich seine letzte Rettung in der Flucht. Zwei Holländische Schiffe verfolgten ihn, bis die Nacht ihn wieder verbarg, — man hat aber niemals je wieder etwas von ihm erfahren. Während dem hatte van Spielbergen das Spanische Vice-Admiral-Schiff nach langem hartnäckigen Widerstande endlich doch erobert, und die Mannschaft desselben zu Gefangenen gemacht. Sie sollte nebst ihrem Befehlshaber, dem Vice-Admiral, Don Pedro Alvarez de Piger, nunmehr vor dem Sieger erscheinen. Allein Don Pedro bestand darauf, sein Schiff nicht eher, als nach Verlauf der nächsten Nacht, verlassen zu wollen, indem er deshalb ein Gelübde gethan zu haben vorgab. Es ward ihm zugestanden, und van Spiel-

bergen der Sieger, vermochte es über sich, den heldenmüthigen Besiegten auf seinem halbzertrümmerten Schiffe selbst zu besuchen. Hier fand er Don Pedro mit dem Reste seiner Officiere ruhig beim Abendbrot; zwei stattliche Jünglinge, seine Söhne, saßen ihm zur Seite. Der alte Vice-Admiral erhob sich langsam von seinem Sitze, als van Spielbergen in die Kajütte trat; seine grauen Haare waren noch voll Blut, und seine zitternde Hand reichte dem Sieger einen Becher Wein entgegen.

„Seid mir willkommen, Herr Admiral!“ rief er aus: „Ihr habt ein volles Recht, mein Gast zu seyn. Nehmt den Becher! wir trinken so leicht nicht wieder zusammen!“

Spielbergen trank, und als er wieder gehen wollte, und er dem Gefangenen die Hand bot, sprach Don Pedro: „Ich wünsch' Euch von Herzen heut' eine gute

Nacht, denn Ihr habt sie verdient, mögt Ihr mir morgen früh dafür doch auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünschen!“ so schieden sie.

Als aber der nächste Morgen aufging, war das eroberte Schiff verschwunden. Don Pedro hatte nämlich wohl berechnet, daß es sich, seiner großen Beschädigungen wegen, nur noch wenige Stunden über dem Wasser werde halten können; und entschlossen, lieber den Tod, als die Gefangenschaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmüthig zu erwarten. So waren sie denn alle im tiefsten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Meeres verrathe, und geheimnißvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Fluth versunken.

Spielbergen stand betroffen auf dem Verdeck, blickte wehmüthig auf die Wimpel des versunkenen Schiffes hin, die noch

oben auf der Meeresfläche schwammen, und die Hand nach den Wolken empor streckend, rief er aus: „Doch guten Morgen! Don Pedro!“

Vermiſchte Schriften

von

Ernſt von Houwald.

Zweites Bändchen.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göſchen 1825.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
Bibliothek

Inhalt.

1. Materialien zu einem Volks-Kalender. . . . S. 1
2. Scenen aus einem Bade. 1819. — 91
3. Das Begräbniß. Erzählung. 1820. — 113
4. Der Epilog zu Maria Stuart. 1821. . . . . — 149
5. Gedichte. . . . — 179
   - Vaterland und Liebe. 1797. . — 181
   - Luna. 1801. . . — 183
   - Zu Schiffe. 1801. . . — 185
   - Elisa in der Neujahrsnacht. 1804. — 186
   - Zum Abschied, an Manteuffel. 1808. — 192
   - Das Mädchen und der Todtenkopf. 1810. . . — 193
   - Am Grabe meines Kindes. 1813. — 197
   - Die Fischerin. 1817. . . — 199
   - Wach auf! Sonnetten-Kranz. 1818. — 205
   - Berg-Lied. 1818. . . — 211
   - Die Ahnung. Epistel. 1819. . — 214
   - Die weiße Rose. 1820. . — 220
   - An Friedrich Kind. 1820. . — 222
   - An Serenus. 1820. . . — 224

An Grillparzer. 1820. . S. 225
Wohin? Sonnetten-Kranz. 1820. — 229
Lied. 1821. . . . — 234
Der Friedrichsberg. 1821. . — 238
Die Neujahrs-Stunde. 1822. — 248
Die Seelenwanderung. 1822. — 251
An Worbs. 1823. . . — 254
Grabschriften. . . — 259

Materialien
zu
einem Volkskalender.

Aus verschiedenen Jahren.

I.

Der Hausfreund.

Eine Erzählung.

Es war im Frühjahr Abends um die Anstandszeit; der erste Stern blinkte schon am Himmel, und die Waldschnepfen zogen lustig durch den Hain, denn sie waren heute sicher vor dem Förster; der saß bereits mehrere Stunden bei dem Prediger des Ortes, dem er den Tod seines ältesten Söhnchens angemeldet, auf einer Stelle fest, antwortete nicht mehr, wie trostvoll ihm der Geistliche auch zusprach, und starrte nur zu Boden, als möge er die Augen nicht wieder aufschlagen gen Himmel.

„Aber, Herzens-Mann!“ sprach Wanger endlich, und nahm den Förster bei der Hand: „es wird Abend, und hier könnt Ihr nicht

ſitzen bleiben. Die arme Mutter iſt allein zu Hauſe und hat ja nicht einmal jemanden, dem ſie die beiden andern Kinder anvertrauen kann, wenn ſie in ihre Kammer gehen, dort nach dem ſtumm gewordenen Kinde ſehen, und ſich ſatt weinen will. Faßt Euch und geht heim!“

„Eben davor will mir beinahe grauen!“ entgegnete der Förſter: „ich finde zu Hauſe nur mein armes weinendes Weib, und die geſchäftige Leichenfrau und die Kinder, welche den todten Bruder immer wieder zum Spiel aufrufen wollen, der doch ſo feſt auf dem Bette ſchläft. Ich wohne dort ſo einſam im Walde, habe keinen Nachbar, keinen Freund, der mir zuſpricht. Des Käuzchens Stimme, das nun ſchon acht Tage ruft, verſtehe ich wohl, aber mich verſteht Niemand!“

Wanger ging mit großen Schritten wieder im Zimmer auf und ab, und richtete, wie er dieß in der Verlegenheit oft zu thun pflegte, die Blicke auf ſeinen Bücherſchrank; denn er meinte: „die dort drinnen ſtehen,

wiſſen mehr als ich, und helfen wohl aus, wo ich nicht weiter kann!“ und das war klug und wahr, denn ſie verließen ihn wirklich nie. Auch dießmal trat er nach kurzem Beſinnen raſch auf den Schrank zu, nahm ein Buch heraus, und ſagte zum Förſter:

„Nein, Ihr ſollt nicht allein nach Hauſe gehen, ich will Euch einen Freund mitgeben, der Euch erheitern, belehren und auch wohl tröſten wird!“ und hiermit reichte er ihm Hebels Schatz-Käſtlein des Rheiniſchen Hausfreundes.

Der Förſter hatte jedoch kaum einen Blick in die Vorrede geworfen, als er das Buch bitterlächelnd zurückgab: „Das ſind ja nur geſammelte Kalenderhiſtorien, die paſſen jetzt nicht für mich. — Was ſoll mir der Rheiniſche Hausfreund? ich wohne nicht am Rhein!“

Wohl hatte der Prediger die Antwort ſchon auf der Zunge, doch ſchwieg er beſcheiden und dachte: „du ſollſt dem Hausfreunde wohl ſelbſt das Wort vergönnen, ſich zu recht-

fertigen!“ und hiermit schlug er ruhig das Buch auf, und las daraus, wie folgt:

„Wenn ich mir einmal so viel erworben habe, daß ich mir ein eignes Hüttchen kaufen, und heirathen kann, und der liebe Gott bescheert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eignes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen, wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eignes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen, und immer schöner werden, und wie nach einigen Jahren das Kind selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie auferstanden von den Todten, in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinunter: stilles Kind! dein Bäumlein blüht! schlafe du indessen

ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus!“

Da legte sich der Förster statt dem Hausfreunde, dem Prediger an die Brust und sagte schluchzend: „laßt uns meinen Johannes auch unter den Kirschbaum begraben, den ich ihm an seinem Geburtstage gepflanzt habe.“

Der Prediger willigte ein, und der Förster ging ruhig, und nicht allein, sondern in Begleitung des Rheinischen Hausfreundes, nach seiner Wohnung zurück.

Ein Jahr war verflossen, Johannes schlief unter seinem verschwisterten Bäumchen, und der Vater hatte, wenn er den andern Kindern Früchte davon gebrochen, wohl oft schon hinab gerufen: „Stilles Kind! Schlaf du ruhig fort!“

Da fiel der Geburtstag des Predigers, und die Hausfrau lud alle nahe Freunde ihres Mannes zu einem frohen Mahle zusammen. Außer dem Förster, waren der Amtmann des Ortes, dessen Bruder, ein invalider pensionirter Lieutenant, und der

Arzt aus dem benachbarten Städtchen, von der Gesellschaft. Man hatte sich fröhlich gesprochen und getrunken, und ließ nun Kaffee und Pfeifen in den Garten unter die große Linde hinaus tragen, denn der Prediger wußte wohl, daß sein „drei Mohren-Tabak" dort von wegen des Lindenblüthen-Dufts einen wahren Knaster-Geruch annehme.

Wie sie so beisammen saßen, griff der Förster in die Tasche, zog ein Buch heraus, und sagte zum Prediger: „daß ichs nicht vergesse! ich bringe Euch hier Euer Schatzkästlein wieder zurück, denn ich habe es mir nun selbst gekauft!"

Man schlug das Buch auf, las noch eins und das andere daraus vor, und kam auf den Badenschen Landkalender oder Rheinischen Hausfreund zu sprechen, in welchem diese Aufsätze und Erzählungen erst einzeln gestanden hatten, nach mehreren Jahren aber von der Cottaischen Buchhandlung in Tübingen für ein eignes Büchlein gesammelt und unter dem Namen „Schatzkästlein des Rheinländi-

schen Hausfreundes“ herausgegeben worden waren.

„Ich bin in jener Gegend zu Hause, sagte der Amtmann, und erinnere mich noch gar wohl, wie auf den Christmärkten sich Alt und Jung nach den Kalenderbuden hindrängte, und Niemand ohne den Hausfreund heimgehen wollte. Und welche Festabende waren das, wenn der Hausvater dann daraus vorlas!“

Schlimm genug, daß ein solcher Freund nur am Rhein wohnt, wo sie überdieß schon den guten Wein haben! fiel der Arzt ein: und daß die Landesregierung überhaupt nicht auf die Hauskalender ein sorgsameres Auge richtet, um sie auch uns zu Freunden zu erziehen!“

Wanger gab ihm Recht. „Wir haben manche treffliche Volksbücher, sagte er: ich will nur Beckers Noth- und Hülfsbüchlein und Pestalozzis Lienhard und Gertrud nennen; aber fragen Sie das Volk, wer kennt und besitzt diese Bücher? Das kommt daher, weil sie zur eigentlichen Nothdurft des Lebens

nicht unentbehrlich, und überdieß nur im Buchladen zu finden sind. Das rechte Volksbuch muß aber, wie die Kleidungsstücke, auf jedem Jahrmarkt zu haben seyn, und sich in alle Lebensverhältnisse zu schicken wissen, so daß es gar nicht entbehrt werden kann, sondern gekauft werden muß. Und hierzu ist einzig der Hauskalender geschickt; den mag keine Familie entbehren, er wird nicht ungelesen in den Schrank verschlossen, wie manches andere gute Buch, er hängt ein ganzes Jahr lang offen an der Wand, und vertritt gar viele Stellen im Hause; er ist unser Zeitmesser, der uns Tage, Wochen, Monate zuzählt; unsre Uhr, die uns die Minuten des Auf- und Niederganges der Sonne anzeigt; unser Astronom, der den Lauf der Gestirne berichtet; unser Wetterprophet, und wahrlich kein schlechterer als alle übrigen; unser Ausrufer, der die fröhlichen Jahrmärkte verkündiget; unser Küster, der die Sonn- und Festtage einläutet; unser Gevattersmann, der dem neugebornen Kinde den Namen giebt, und auch unsre Gedächtniß-

tafel, in welche der Hausvater die wichtigsten Lebensereigniſſe und manchen Trauer- und Feſttag einträgt. Wie herrlich wäre es nun, wenn dieſer Freund, der faſt täglich in die Hand genommen wird, bei dem, was er uns zu verkünden hat, oder wir ihm anvertrauen wollen, auch ein erfreuliches, lehrreiches und tröſtendes Wort für uns hätte!"

„Ja, wenn ich ein Landesfürſt wäre, versicherte der Förſter, und ich wüßte einen Mann, der eine ſo recht einfache, herzige Feder führte, ſo wie z. B. — wie der Hebel — nicht etwa zum Geheimſchreiber — nein! zum Kalendermacher würde ich ihn ernennen. Der Mann wäre dann der wahre allgemeine Hausfreund, mit ſeinem Rath und Troſt gewiß allenthalben willkommen, und ich würde manchmal wohl ſelbſt mit ihm über den Kalender ſprechen; denn, was ich mir kurzweg nicht zu befehlen getraute, das ſollte er dem Volke anrathen!"

„Und aus einer ſolchen Feder, fiel der Lieutenant ein, läßt man ſich auch manche alte gute Kriegsgeſchichte, oder ein Sprich-

wort gern wiederholen, denn hinterdrein kommt das Wörtchen „Merke!“ und das ist oft das Beste, das Gewürz an der Speise, so etwas wie die Moral bei Gellerts Fabeln. Lest uns einmal ein solches: Merke! aus dem Hausfreunde vor, Pastor!“

Wanger schlug das Buch auf und las: „Man muß mit den Wölfen heulen! das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie! — Merke: Nein! sondern erstlich: Du sollst dich unter die Wölfe nicht mischen, sondern ihnen fein aus dem Wege gehen. Zweitens: wenn du ihnen nicht ausweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch, und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen, wie ihr! Drittens: wenn du meinst, es sey nimmer anders von ihnen los zu kommen, so will dir der Hausfreund erlauben, ein oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schaafe fressen, sonst kommt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen!“

„Richtig! sagte der Förster: Mit gefangen

mit gehangen! Merke also: „Wer den Wolf spielt, den schieß' ich todt!“

Wir haben aber doch auch Kalender und Geschichten darin, sprach die Pastorin, indem sie den Kaffee einschenkte; warum steht denn unter diesen kein: Merke?“

„Weil nichts dabei zu merken ist!“ antwortete der Lieutenant.

„Oder weil auch wenige sich getrauen, das Merke! auszurufen und zu erklären, fügte Wanger mildernd hinzu.“

Der Förster stand auf, stopfte sich eine neue Pfeife und sagte: Wir sitzen so fröhlich beisammen, und haben einander so lieb! Solch ein Geburtstag kommt alle Jahre nur einmal. Laßt uns auch froh seyn, wie die Kinder, und statt des deutschen Solo, lieber einmal Fürst und Kalendermacher spielen!“

Man belachte anfangs diesen Vorschlag, nahm ihn aber in der frohen Stimmung bald an, und erwählte einstimmig den Förster zum Landesfürsten.

„Halt! rief dieser, als man in der Wahl fortschreiten wollte: halt! die läßt sich der

Fürſt nicht nehmen! ſitzt er einmal auf dem Throne, ſo wählt er ſich auch ſeine Leutchen ſelbſt!“

Man mußte nachgeben. „Zum Kalendermacher und Hausfreund fuhr er fort, wähle ich mir denn alſo hiermit den Doctor! — Ihr habt zwar meinen Jungen ſterben laſſen, ſetzte er weicher hinzu, aber eben damals habe ich Euch erſt recht als Hausfreund erkannt. — Ihr, Magiſter, ſollt des Kalendermachers Secretarius ſeyn, und das: Merke! unter ſeine Arbeiten ſchreiben müſſen. Unſre liebe Frau Wirthin, der Amtmann, und der Lieutenant, ſind aber das Volk, und haben das Urtheil!“ „So will ich mir das Ehrenamt denn zu verdienen ſuchen! hob der Arzt an. Aber etwas Neues weiß der Hausfreund in dieſem Augenblicke nicht vorzutragen.“ „Schadet nichts! rief der Amtmann: wenn das Alte nur tüchtig iſt, und gut erzählt wird, ſo mag es das Volk gern noch einmal wieder hören.“

„Der König von Preußen, Friedrich der Große, begann der neue Kalendermacher,

hatte Schleſien im Jahre 1743 zum zweitenmale erobert.“ „Halt! das Volk bittet ums Wort! fiel der Lieutenant ein: es kann nicht leiden, wenn ein Scribent einem ausgezeichneten Manne ſeinen Ehren-Titel entzieht, zu welchem die Geſchichte ſelbſt das Diplom ausgeſtellt hat, zumal manche noch unter dem Volke ſind, die unter jenem Könige gedient haben, wie z. B. ein gewiſſer Lieutenant! — Der Hausfreund wird deshalb gefragt: warum er jenen König Friedrich nur den Großen und nicht den Einzigen genannt habe?“ —

„Hierzu hat der Hausfreund ſeinen guten Grund, fuhr der Doctor fort: er hält alle Leute, und vorzüglich ſolche, gern in Ehren und giebt ihnen nur die Titel, die ſie nicht wieder verlieren können. Der Große bleibe ich immer, wie viel andre Große ſich auch neben mich ſtellen mögen; der Einzige aber nur ſo lange, bis noch ein zweiter kommt, der eben ſo iſt wie ich, oder beſſer noch. — Und in den Jahrtauſenden, die noch kommen werden, und aus den Millionen Herzenskeimen, die

in der Nacht der Zukunft noch ſchlafen, bis auch ſie ihr Frühling weckt, wird ja wohl, ſo hoff' ich zu Gott und den Menſchen, ein Zweiter, vielleicht Dritter noch aufblühen, vor dem die Geſchichte den Namen des Einzigen wieder ausſtreichen müßte!"

„Amen! der Hausfreund hat recht! ſagte der Amtmann! die Paſtorin nickte, der Lieutenant aber ſchwieg.

„Der König von Preußen, Friedrich der Große, hob der Doctor aufs neue an, hatte alſo im Jahre 1745 Schleſien zum zweitenmale erobert. Wenn ſich einer aber ein neues Haus oder Garten erwirbt, über deſſen Beſitz er vorher mit ſeinem Nachbar proceſſiren mußte, ſo verhängt er im Anfange die Fenſter, welche in Nachbars Hof gehen, macht den Zaun um den Garten höher, und unterſagt den Kindern, hinüber zu gehen, und dort eine Frucht zu holen. — So machte es auch der König mit Schleſien, und verbot ſeinen neuen Kindern, gewiſſe Lebensmittel und Waaren aus dem benachbarten Sachſen und Böhmen über die Grenze zu bringen.

Das war nun seine Sache, das Gehorchen aber wäre ihre Sache gewesen.

Die verbotenen Früchte waren jedoch viel wohlfeiler im Auslande, und durch den Paschhandel große Summen zu gewinnen. Da dachte denn der König, der die Menschen wohl kannte: es hilft dir nichts; die bloßen stillen Grenzhügel machens nicht aus: du mußt schon jemanden darauf stellen, der zwei scharfe Augen hat! — und somit ernannte er eine Menge Grenzjäger, die aufpassen und auf die Schleichhändler Jagd machen mußten.

Sie hätten manchen verschmitzten Buben immer fangen mögen, wenn sie ihn nur ertappt hätten, dem Hausfreunde wär's recht gewesen; daß aber der arme Wendler fast mit zuerst daran kam, hat ihm sein Lebtage leid gethan. Dieser Wendler war ein wohlhabender Mann, besaß ein Bauergut und war auch ein glücklicher Mann, denn er hatte ein gutes Weib, vier hübsche Kinder, und ein zufriednes Herz. Seine Schwester war nahe an der Grenze im Sächsischen verhei-

rathet, und zu dieser nahm er jetzt seine Zuflucht, denn das Gewitter hatte im Spätherbst in seine Scheune eingeschlagen, und die Flamme die ganze reiche Erndte verzehrt.

„Schwager! sagte er: Du mußt mir dieß Jahr mit Brotkorn aushelfen; das Saatgetreide will ich mir wohl kaufen!“ und der Schwager willigte nicht nur ein, sondern packte ihm auch dießmal noch den ganzen Wagen voll Getreide und Lebensmittel als Geschenk, und die Schwester gab neues wollnes Zeug und mehr noch für die Schwägerin und für die Kinder mit, weil in diesem Jahre das Geld zur Winterkleidung doch fehlen werde, und beide sagten: „fahre mit Gott, Bruder, und hole mehr!“

Wendler fuhr, und dachte: was du auf dem Wagen hast, haben sie dir ja geschenkt! und — einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul! hätte er sagen sollen, denn das Getreide war eben nicht das reinste, und das Zeug auch eben nicht das feinste; er versprach sich aber und sagte: „einen geschenk-

ten Gaul braucht man nicht zu verzollen! Die Grenzjäger und Zollbediente, setzte er hinzu, werden heut ohnedieß auf dem Jahrmarkt seyn, du trifft sie also nicht einmal zu Hause!" und somit fuhr er einen Schleifweg, und mochte das Zollhaus lieber gar nicht erst sehen.

Aber auf den Grenzjäger Herrmann konnte sich der König verlassen; der war nicht auf dem Jahrmarkte, sondern eher auf den Schleifwegen zu finden, und nahm denn auch hier den Wendler in Empfang. Fast alle die geschenkten Sachen waren verbotene Waaren, und so half denn kein Bitten und Beten, er arretirte Fuhrmann und Wagen. Wendlers Frau kam mit den Kindern dem Vater entgegen, und erschrak nicht wenig, ihn so leichenblaß und in dieser Begleitung zu finden. Hier hatte denn der Grenzjäger Herrmann noch einen harten Stand; denn Mutter und Kinder umfaßten seine Kniee, baten um Gnade und Barmherzigkeit für den Vater, und Wendler selbst reichte ihm noch einmal die zitternde Hand und sprach: „Herr Grenzjäger, seht die

hier an, und laßt mich gehen! die Schwester hat mir's ja geschenkt! nehmt, wenn Ihr müßt, Wagen und Pferde, aber verrathet mich nur nicht: sprecht lieber: der Fuhrmann sey Euch entsprungen, Ihr hättet ihn nicht gekannt.".

Der Hausfreund hätte hier nicht an Herrmanns Stelle seyn mögen, denn ihm ist immer zu Muthe, als habe Gnade und Erbarmen nicht blos in eines Königs Herzen Raum genug gefunden, und sich deshalb auch ander Quartier gesucht; ein Grenzjäger aber muß ein Herz haben, fest und kalt wie ein Grenzstein. —

Und der Herrmann war ein rechter Grenzjäger. Er sagte lächelnd: „Nein, mein Brüderchen! mit der Gnade und Barmherzigkeit darf ich dem Könige nicht ins Amt greifen. Ich thue meine Pflicht, habe dich recht wohl erkannt, und seinen Nächsten muß man auch nicht verläugnen."

So wurde denn Wendler eingebracht; die Landesregierung statuirte ein Exempel, und schickte ihn auf mehrere Jahre ins Zuchthaus.

Als er wieder los kam, mußte er wie ein Bettler bei seinem frühern Eigenthum vorübergehen, denn Haus und Hof waren der Kosten wegen angeschlagen und verkauft worden. Er fand seine Frau und Kinder in einem elenden Häuschen am Ende des Dorfes wohnen, und hätte vielleicht jetzt eher ungestraft etwas einpaschen mögen, denn der Grenzjäger Herrmann schien ihn nicht mehr zu kennen, und schlug die Augen allemal nieder, wenn er ihm begegnete: allein Wendler war lieber ein fleißiger Tagelöhner und dachte: besser, du scheuest dich vor mir, als ich mich vor dir!"

Endlich brach der siebenjährige Krieg aus, und die Oesterreicher zogen wieder in Schlesien ein. Da hatten die Grenzjäger gute Zeit, denn sie brauchten nicht mehr aufzupassen, weil alle Schleifwege wieder frank und frei waren. Aber der Herrmann dachte:

„Du bist und bleibst dennoch deines Königs Grenzjäger, und die Feinde sind ja wohl auch nichts anders, als Contrebandirer; der-

um kannst du ja derweile auf diese mit Achtung geben!“

Das that er denn auch, beschlich und belauschte sie, wo er konnte, und hinterbrachte seinem Könige oft die wichtigsten Nachrichten, wodurch mancher Plan der Feinde vereitelt wurde. Der König nannte ihn einen getreuen Diener, die Feinde schimpften ihn aber einen Spion, suchten seiner habhaft zu werden, um ihn aufzuknüpfen, und setzten sogar einen Preis von hundert Thalern auf seinen Kopf.

Ob das wohl der arme Wendler gewußt haben mag? — Er hätte die hundert Thaler brauchen können! — —

Eines Tages schlich Herrmann verkleidet wieder mit einer wichtigen Nachricht der Gegend zu, wo die Preußischen Vorposten standen. Als er um eine Waldecke biegt, kommt ihm ein Commando Oesterreichischer Reiter entgegen. Das waren nun freilich nicht die Rechten; aber ausweichen konnte er nicht mehr, er mußte ihnen Rede stehen. Der Wachtmeister fragte: wer er sey? —

„Ich bin der Verwalter Seifert aus dem Dorfe dort unten!„war die Antwort.

„Er lügt: rief einer aus dem Commando, es ist sicher kein anderer, als der Grenzjäger Herrmann! ich habe mir den Patron früherhin einmal auf dem Viehmarkte zeigen lassen, und müßte mich sehr irren, wenn es dieser nicht seyn sollte!"

„Da wäre etwas zu machen, Herr Wachtmeister!" rief ein anderer.

Der Wachtmeister wurde dringender; Herrmann aber schwor Stein und Bein, und zeigte einen erbrochenen Brief vor, der eine Getreidebestellung an den Verwalter Seifert enthielt. — Durch dieses sichere Benehmen wurde der Wachtmeister zweifelhaft, und wollte ihn schon wieder gehen lassen, denn er dachte: wen man gern haschen und hängen will, den glaubt man überall zu sehen!"

Doch da rief wieder einer aus dem Commando: „halt! dort kommt unser Mann! ich kenne ihn, es ist der Tagelöhner Wendler, den jener Bursche um Haus und Hof gebracht, und wegen einer Kleinigkeit aufs

Zuchthaus verholfen hat; von dem werden wir die ſicherſte Auskunft erhalten!„ und wirklich kam der arme Wendler mit einer Karre trocknen Holzes langſam den Weg daher gefahren. —

Für Herrmann war dieß noch weniger der rechte Mann, und ihm ward zu Muthe, als ſtehe er hier auf dem Richtplatze, zumal er den Schleifweg und die Stelle hier wohl erkannte, an welcher er einſt dem Wendler ſelbſt die Lehre gegeben: „man müſſe ſeinen Nächſten nicht verläugnen!“

Der Wachtmeiſter rief den Tagelöhner herbei, und fragte ihn: „Ihr kennt doch wohl den Grenzjäger Herrmann?“

„O ja! den kenn' ich ſehr genau!“ war die Antwort.

„Nun ſo ſeht Euch einmal dieſen Menſchen an! — Er will der Verwalter Seifert aus jenem Dorfe ſeyn, wir aber halten ihn für den Spion Herrmann, der Euch auf's Zuchthaus gebracht. Ihr wißt doch auch, daß ein Preis von hundert Thalern auf ihn geſetzt iſt, und ich bin erbötig, einen Vorſchuß

darauf zu machen.“ Mit dieſen Worten zog der Wachtmeiſter einen ſchweren Beutel aus der Taſche, und ließ das Silber darin anmuthig klingen.

Der Hausfreund möchte abermals nicht an dieſer Stelle geſtanden haben. Denn Nahrungsſorgen ſind eine bittre Koſt, die Rache aber iſt eine ſüße Speiſe, und er betet deshalb lieber alle Morgen: „Herr gieb uns unſer täglich Brot und führe uns nicht in Verſuchung!“

Der Wendler blieb die Antwort auch lange ſchuldig, und eben weil die Rache ſüß iſt, ſagte er endlich: „ja, ich kenne dieſen Mann genau, und man ſoll ſeinen Nächſten ja nicht verläugnen!“ — und wieder ſchwieg er, ſah ernſt in das bleiche Geſicht des Grenzjägers, und als dieſer meinte: jetzt werde der Streich des Nachrichters fallen, — da wehte in des Tagelöhners Bruſt die Gnade mit dem weißen Tuche und er ſagte: „ja, ich kenne dieſen Mann genau! — Es iſt der Verwalter Seifert!“ — — und hiermit ging er an ſeinen Karren zurück und fuhr das dürre Holz ge-

troſt nach Hauſe. Der Wachtmeiſter aber ſteckte den ſchweren Beutel wieder in die Taſche, und ließ den Grenzjäger ruhig ſeines Weges gehen. — Und das war gut, denn ſo blieben ſie alle drei reicher!

„Ich bin nun fertig!“ ſagte der Arzt.

„Bravo! Kalendermann! Ihr habt Eure Sache gut gemacht! riefen der Amtmann und deſſen Bruder; die Paſtorin trocknete ſich aber ſtill die Augen.

„Ich bin auch mit Euch zufrieden, Hausfreund!“ ſprach herablaſſend der Förſter: aber, Secretarius, nun thut auch Ihr Eure Schuldigkeit!“

Der Prediger ſäumte nicht und hob an: „Du ſollſt deinen Nächſten nicht verläugnen! das heißt: du ſollſt deines Nächſten Namen und Verhältniſſe einem jeden nennen, der dich darnach fragt!“ — Erſtens: Merke: Ja! Wenn dich einer fragt, der ein Recht dazu hat, und dem du Antwort ſchuldig biſt; oder wenn der Nächſte ſelbſt dein Anerkenntniß bedarf und verlangt, dann ſollſt du ihn nicht verläugnen, und wenn auch im

erſten Falle Mitleid, und im andern Hochmuth oder Furcht dir davon abriethen. — Zweitens: Merke: Nein! Wenn dein Nächſter ein treuer eifriger Diener ſeines Herrn iſt, ob andere ihn gleich deshalb einen Spion nennen und aufhängen wollen, wogegen auch du im Ganzen vielleicht nicht viel einzuwenden haben würdeſt, weil du meinſt, er habe es auch an dir verdient; und die Rache deckt ſeinen Feinden und dir eine reiche Tafel, und die Habſucht trägt die Speiſen in Silber auf, ſo ſollſt du dich mit ihnen doch nicht zu Tiſche ſetzen: das bleiche Arme-Sündergeſicht des Verrathenen ſteht ja hinter deinem Stuhle, und würde Zeit deines Lebens dort ſtehen bleiben; du magſt ihn dann getroſt verläugnen, den Grenzjäger in einen Verwalter umkleiden helfen, und ruhig und lieber hungrig mit deiner Karre weiter fahren, der liebe Gott wird dich daheim ſchon ſatt machen!“

„Topp! ſo ſoll es ſeyn, und wir wollen uns das: Merke! merken,“ rief der Lieutenant, und die Freunde reichten ſich die Hände.

„Und nächstens giebt uns der Hausfreund und sein Sekretarius wieder eine solche Kalendergeschichte!“ meinte der Amtmann.

„Wir sind erbötig dazu, wünschten vor allem aber das verheißene Zeichen der Gnade und Zufriedenheit unseres Landesfürsten zu erhalten,“ entgegnete der Doctor scherzhaft, indem er sich an den Förster wendete.

„Das soll Euch nicht fehlen, antwortete dieser, und nahm sich ein halb verwelktes Büschelchen Baumblüthen von der Brust, sah den Doctor und den Prediger wehmüthig lächelnd an und sagte:

„Da! theilt Euch in dieß Kleinod! Ihr wißt ja doch, von welchem Baume die Blüthen sind.“

Der Abend nahte, und mahnte die Freunde zum Aufbruch. Da sprach der Förster, welcher lange schon nachdenkend vor sich hingeblickt und mit dem Stocke in den Sand gekritzelt hatte:

„Mir kommt da noch ein Einfall, den ich Euch nicht verschweigen mag. Wenn mir etwas recht zu Herzen gegangen ist, so wird

mir immer dabei, als ſollte ich es der ganzen Welt wieder erzählen. Ich wette auch, daß wenn Ihr, Paſtor, Eure ganze Gemeine, und Ihr, Doctor, alle Eure Kunden aus der Stadt, und Ihr Lieutenant, Euer ganzes Regiment heute zu uns gebeten hättet; ſie würden alle gern mit uns Fürſt und Kalendermacher geſpielt und zugehört haben, was der Kalendermann und ſein Secretarius uns erzählten."

„Das wäre aber doch wohl zu viel geweſen!" erinnerte die Paſtorin.

„Nun freilich wohl, fuhr der Förſter fort, Kaffee und Taback würden nicht gereicht haben, und der Doctor mit ſeiner heiſern Stimme auch nicht allen verſtändlich geworden ſeyn. Aber ich weiß es, Ihr beide ſeyd ſtark in der Feder; wie wär' es nun, wenn Ihr es aufſchriebet, was wir uns erzählten?" —

„Der Einfall iſt nicht übel!" meinte der Amtmann.

„Und wenn Ihr's dann gar drucken ließet, ſprach der Förſter weiter, ſo daß gleichſam aus unſerem Kreiſe ein Hausfreund ausginge, der jedem bei der eignen Pfeife

Taback, und dem eignen Schälchen Kaffee, das wieder berichtete, was wir uns mitgetheilt, und es könnte einer oder der andere das Büchlein auch so mit nach Hause nehmen, wie Ihr mir vor dem Jahre den Rheinischen Hausfreund mitgabt!"

„Waidmann! Waidmann! fiel der Doctor ein: Ihr habt stolze Gedanken, und möchtet wohl gar Euch gern gedruckt sehen? Mir selbst aber kommt auch die Lust, Hand an ein solches Werk zu legen, wenn Freund Wanger nehmlich auch die seinige dazu bieten will!"

„Ich bin nicht dagegen! antwortete Wanger: was wir aber niederschreiben, muß kein Buch ausfüllen, sondern nur der Appendix zu einem Hauskalender seyn. Ich schätze nun einmal diese Haustafeln ganz besonders, und so könnte sich das ja wirklich erfüllen, was wir vorhin über das Kalendermachen gesprochen haben. Ein tüchtiger Verleger, der neben unsrem einfachen Blumenkohl-Gerichte noch andere kräftigere Speisen aufzutragen versteht; damit das Ganze ein gutes Mal

werde, wird ja wohl auch zu finden seyn!" — Man ward einig; der Förster holte Papier und Feder herbei, und sprach zum Prediger:

„Hier, Secretarius, setzt Euch nieder, und schreibt vor allen Dingen ein Wort an den geneigten Leser, wodurch sich ihm der neue Hausfreund empfiehlt!"

Wanger setzte sich und schrieb wie folgt:

Der Hausfreund an den geneigten Leser:

Es giebt wohl keinen Menschen auf der Erde, welcher behaupten möchte: „er habe niemals einen Freund gehabt!" wollte aber einer oder der andere doch mit der Klage gegen die Freundschaft auftreten, daß sie seinem Hause entweder stolz oder leichtsinnig vorübergegangen sey, oder er sie, wegen ihrer unnützen Aufführung, gar selbst habe hinauswerfen müssen; so können wir die Schuld davon nur ihm allein zuschreiben, denn er hat entweder die Pässe der bei ihm Einkehrenden nicht genau visirt, und nicht beachtet, daß bei dem Signalement der Freundschaft eine offene Stirn, ein freies treuherziges Auge, und ein

geschloßner Mund nicht fehlen dürfen, und hat ein verstelltes Zusammenkneifen der Finger für den ihr besonders eignen warmen Händedruck gehalten, sie hieran zu erkennen geglaubt, und unvorsichtig dem Falschen seine Thüre geöffnet, oder er hat, vom Nachtschwärmen mit dergleichen Gesellen ermüdet und verdrossen, die schöne Zeit verschlafen, wo die Freundschaft an seine Thüre klopfte, um ihn aufzuwecken, und ihn mitzunehmen zu einem frohen, thätigen, frommen Leben. — Wer würde es ihr wohl ansehen, wenn sie so jugendlich frisch und stark neben uns steht, und gleichsam mit uns aufzuwachsen scheint, daß sie schon so alt sey, und so lange schon unter den Menschen umher wandle? — Spricht nicht schon vor zwei Jahrtausenden Jesus Sirach von ihr und sagt:

„Ein treuer Freund ist ein starker Schutz! wer den hat, der hat einen großen Schatz!"

„Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens, und wer Gott fürchtet, der kriegt einen solchen Freund."

„Denn wer Gott fürchtet, dem wird es

gängen mit Freunden, und wie er ist, also wird sein Freund auch seyn!" —

Freilich wird der geneigte Leser erfahren haben, daß ein solcher Schatz nicht leicht zu finden sey: jedweder sucht danach wie nach seinem verloren gegangenen Eigenthum, nicht aber will jeder bei dieser allgemeinen Hausuchung auch seine Brust- und Herzenskammern willig aufschließen, worin der Schatz wohl verborgen liegen mag. Deshalb wäre es gut, wenn es den Menschen lieber gleich an der Stirn geschrieben stände:

„Hier ist der Schatz, der Freund, zu finden!" Wer die Schrift auf dem Menschen-Antlitz zu lesen versteht, der liest es denn auch freilich oft also. Es giebt nun aber doch einmal viele, die nur Gedrucktes lesen können, und für diese besonders muß ein Freund erwünscht seyn, der den Namen gedruckt an der Stirne trägt.

Und, nun schaut mir doch einmal recht ins Angesicht, erkennt Ihr nicht das Wort: „Hausfreund" — das sie mir mit großen rothen Buchstaben auf die Stirn gedruckt

haben, damit jeder wissen möge, wer ich sey. — Nun, so empfangt mich denn als Freunde, und öffnet mir die Thüren; mir gilt es gleich, ob mich ein Pallast oder eine Hütte aufnimmt, ich werde allenthalben ein treuer Freund seyn, verschwiegen und beredt zu seiner Zeit!

Gott grüß' Euch alle, und schenk' Euch ein fröhliches Neujahr!

II.

Die Erde und der Menſch.

Bei dem Herrn Schulmeiſter Schwalbe werden gewiß viele von Euch in die Schule gegangen ſeyn, und noch nicht vergeſſen haben, wie er das erſte Kapitel im erſten Buche Moſis auszulegen, und was er dabei von der Erſchaffung der Welt und des Menſchen zu erzählen wußte. Da ſchwoll uns Kindern dann immer recht der Kamm, wenn es hieß: die ganze Erde, mit allem, was darauf wächſt und blüht und lebt und webt, ſey nur dem Menſchen unterthan, und daß er nach Willkühr damit ſchalten und walten könne; und wir ließen es uns gefallen und nickten alle mit dem Kopfe dazu, wenn der Herr Schwalbe die Allweisheit und Allgüte Gottes hauptſächlich eben daraus bewies, daß der Schöpfer die ganze Erde einzig und allein zu unſerm Vergnügen und Nutzen er-

ſchaffen habe; daß die Thiere und Pflanzen nur des Menſchen wegen da wären, weshalb er mit ihnen nach Gefallen verfahren könne, und daß die vier Jahreszeiten blos zu unſerer Luſt, wie wandernde Muſikanten, ihren Umgang halten müßten. — Kein Wunder, wenn die jungen Herren der Erde, ſobald ſie nur das alte Schulhaus verlaſſen hatten, von ihrer Herrſchaft und Willkühr auch ſogleich nach Kräften Gebrauch zu machen ſtrebten. Da kriegte denn manches Pferd und mancher Ochſe und Hund einen tüchtigen Hieb mehr; der Sperling oder der Käfer mußten an einen Faden gebunden im Kreiſe herum ihre Kunſtſtücke machen, bis ſie elend ſtarben; die Vogelneſter wurden auf der Stelle ausgenommen, und die ſchlankſten ſchönſten Blumen wurden geköpft.

Nicht wahr? Der Herr Schulmeiſter Schwalbe wird tüchtige Herren der Erde erzogen haben, wenigſtens ſind dem Hausfreunde gar viele aus dieſer Schule im Leben wieder vorgekommen, und er möchte wohl ſelbſt einer dergleichen geworden ſeyn, wenn

die Mutter nicht gewesen wäre und behauptet hätte: der liebe Gott habe es doch wohl anders gemeint, als der Herr Schwalbe ihn verstehen wolle, und man gehe doch viel seliger durch die Welt, wenn man weniger als Herr, sondern mehr als Bruder mit den Geschöpfen verfahre, denn da treffe man allenthalben Geschwister, wenn auch die Menschen selbst einen nicht mehr Bruder nennen wollten! —

„Aber, liebe Mutter!" wendete ich dann ein: „du wirst doch nicht verlangen, daß ich die Hunde oder die Esel für meine Herren Brüder, oder die Raupen und die Brennnesseln für meine Frauen Schwestern halten soll? Ich müßte mich ja schämen."

Da hob die Mutter den Finger drohend auf, und sprach: „ei, du eitles Kind! Schämt sich der Schöpfer nicht, ihr Vater zu seyn, wie darfst denn du dich ihrer Brüderschaft schämen wollen!"

„Aber in der Bibel steht doch nun einmal: der Mensch soll herrschen über die ganze Erde!" entgegnete ich etwas trotzig, weil ich

fühlte, ich sey vor dem Drohen der Mutter roth geworden.

„Der Herr Schulmeister herrscht auch über Euch! sprach sie sanft: wie, glaubst du aber, daß Ihr des Herrn Schulmeisters wegen da seyd, oder er nur Euretwegen im Amte stehe? — Wem ein Herrscheramt aufgetragen, der darf wohl weniger an sich denken, als an die, welche ihm unterthan sind; und wenn der Mensch wirklich die Erde beherrschen soll, so ist er ja auch zugleich verantwortlich für Freude und Leid seiner Mitgeschöpfe!"

Damals schwieg ich blos aus Respect; aber recht verstanden habe ich die Mutter erst jetzt, seit sie den Mund auf immer geschlossen hat, und ich will mich nächstens zum Herrn Schulmeister begeben, und ihn gewiß eines andern überzeugen.

Ich will ihm sagen: wenn der liebe Gott nun die Erde mit allen Thieren und Pflanzen geschaffen hätte, jedoch ohne die Menschen darauf, und euer Schulhaus stände auch nicht hier, sondern auf einem andern Sterne, und er sagte zu euch: „kommt ein-

mal mit, Herr Schulmeister, ich will euch meine schöne Erde zeigen!" und er führte euch dann in die tiefen Schatten ihrer Wälder, wo das Wild noch furchtlos seine Jungen säugt, und der Vogel zutraulich sein Nestchen baut; — und auf ihre weiten Felder und Auen, mit Blumen und Getreide und Früchten üppig durchwachsen, wo Millionen Bienen und Käfer und Schmetterlinge lustig umherschwärmen; — und er zeigte euch ihre Bäche und Ströme und Meere mit dem fröhlichen Volk der Fische; — und setzte euch eine Vergrößerungsbrille auf die Nase, damit ihr die Würmchen kennen möchtet, die auf dem Sandkorne wohnen; — und ließe euch endlich in dem Schooße der Erde die kostbaren Stein- und Metall-Adern, als Grundlage des Baues, schauen, und fragte dann:

„Wie gefällt euch dieß alles, Schulmeister? Meint ihr wohl, daß ich die Erde ohne Zweck gemacht, und daß sie der Mühe des Erschaffens nicht werth gewesen sey, weil ihr der Mensch fehlt?"

Gewiß, ihr würdet vor dem großen Meister niederfallen und sagen: „nein, das glaube ich nicht mehr! ich erkenne deinen heiligen Zweck: wohlzuthun und zu erfreuen, das ist dein Bedürfniß, du ewiger Weltgeist! deshalb theilst du die kostbaren Gaben, Leben und Freude und Liebe, allenthalben reichlich aus, zufrieden, wenn sie nur genossen, unbekümmert, ob sie verstanden werden. Deine Erde ist ein Paradies auch ohne die Menschen, und — verrathe sie ihnen nicht, sonst wird ihre Axt deine Wälder niederhauen; ihr Gewehr deine fröhlichen Thiere tödten; ihr Netz deine Gewässer entvölkern; ihre Sichel deine blumigen Auen abmähen; ihr Fuß deine Würmchen zertreten, und ihr Brecheisen die Pracht deiner Metall-Adern zerstören! Aber mich laß ein Hüttchen hier bauen, ich will friedlich hier leben!"

Und gesetzt, der liebe Gott erlaubte es euch, und ihr dürftet euch die Hütte erbauen; würdet ihr noch behaupten: die Erde sey blos euretwegen gemacht? — Und was möchten wohl die Thiere zu euch sagen? —

Der Storch dächte wohl: „ganz bestimmt hat der Schulmeister nur meinetwegen sein Haus hier aufrichten müssen, denn wo könnte ich mein Nest besser erbauen, als auf dem breiten Giebel dort!“ Und die Mücke würde denken: „die Menschen mit der glatten Haut hat der liebe Gott doch gewiß blos für uns geschaffen, denn seit ich des Schulmeisters rothe Nase hier habe, giebts doch erst einen ordentlichen Rüssel voll Blut!“ Und das Turteltäublein würde ganz früh schon gurren und rufen: „Will der faule Schulmeister wohl aufstehen und die Saat auf seinen Acker ausstreuen, damit ich mein Frühstück gemächlicher finde?“ — Dergleichen Stimmen würden die meisten Thiere und Pflanzen erheben, wenn sie nur sprechen könnten, und den Menschen für ihren Tagelöhner und Handlanger ausgeben, während er selbst glaubt, daß er der Herr der Erde sey. — Und wenn er nun auch letzteres wirklich geworden ist, weil ihm der Schöpfer, als seinem vernünftigen Kinde, die Aufsicht über die andern aufgetragen hat; so muß er, wie meine

selige Mutter sagte, eben darum verantwortlich bleiben für Freude und Leid seiner Mitgeschöpfe. Bei seinem klaren Bewußtseyn von Lust und Schmerz weiß er recht wohl, wie es den armen stummen Thieren zu Muthe ist, wenn ihnen das Herz klopft, und sie angstvoll zucken und stöhnen, oder wenn sie hüpfen und springen, und sich wohl gar an ihn schmiegen. Er ist nun zwar ihr Herr, und auch wohl gewissermaßen auf sie angewiesen; er darf mithin ihre Kräfte gebrauchen, ja selbst zu seiner Nothdurft ihr Leben fordern. Aber er soll gerecht und barmherzig gegen sie seyn; gerecht, indem er nicht mehr von ihnen verlangt, als die Natur ihrer Kräfte erlaubt, und er ihnen ihr Tagewerk mit reichlicher Nahrung vergilt; barmherzig, indem er sie nicht zu seiner Lust verstümmelt, sondern ihnen das Fünkchen Leben nur zu seiner eigenen Lebens-Nothdurft raubt, und den schweren Augenblick des Todes ihnen leicht macht; sonst wird ihn der Schöpfer fragen:

„Hast du dein Amt auch recht verwaltet?

Hatte ich denn die Erde nur für dich geſchaffen, und dich nicht auch mit für die Erde? Waren nicht alle ihre Bewohner ſo gut meine Kinder, als du?— —

Alſo würde der Hausfreund zu dem Herrn Schulmeiſter Schwalbe ſprechen, und ſich vielleicht obendrein gegen ihn beklagen, daß man zum Schutz der Thiere noch keine Geſetze gegeben, und ihnen, den ſtumm Duldenden, noch keinen Anwald beſtellt habe, da ohne ſie ein Staat doch nicht beſtehen kann, und ſie deshalb alſo doch auch als Viertels- oder Achtels-Bürger betrachtet werden müſſen. Wenn aber der Schulmeiſter dennoch hartnäckig den Kopf ſchüttelt, weil er denkt: „wenn du nachgiebſt, ſo darfſt du am Ende nicht mehr die jungen Finken und Nachtigallen blenden, damit ſie beſſer ſchlagen und theurer bezahlt werden, und darfſt nicht mehr den Wurm lebendig an den Angelhaken ſpießen, oder gar nicht einmal mehr das rückſtändige Schulgeld an des Gaſtwirths altem Einſpänner abprügeln, der nur mit deiner guten Drathpeitſche gezwungen werden kann, deine

acht Mann ſtarke Familie fortzuſchleppen, wofür er ſelbſt noch kein Futter gefordert hat!“ ſo wird ihn der Hausfreund auf der Stelle verlaſſen, weil ihm vor einem Menſchen graut, der kein Herz für die übrigen Gottesgeſchöpfe hat, und er ruft deshalb dem geneigten Leſer zu:

„Hütet Euch vor einer ſolchen Schwalbe, die da meint: der Tempel Gottes ſey nur deswegen aufgebaut, damit ſie ihr Neſt von Koth daran kleben könne!“

III.

Das Kindtaufen.

Bei dem Förſter war Kindtaufen. Der Himmel hatte ihm wieder erſetzt, was vor dem Jahre die Erde aufgenommen, ein derber Knabe lag ſchlummernd in der Wiege, und der Doktor, der Amtmann, der Lieutenant und mehrere Freunde und Verwandte ſtanden Gevatter, und der Knabe wurde: „Gottlob!“ getauft.

„Denn Gottlob iſt ein ſchöner Name!“ ſagte der Förſter: „wer ihn nur mit Fug und Recht zu tragen weiß; und Gottlob heißt auch mein Bruder, der alte Oberwinzer auf Fiſchers Weinberg; das iſt ein Menſch, zu dem jeder ſagen möchte: „Gott Lob! daß du auf der Welt biſt, du braver ehrlicher Kerl!“ und Junge! rief er eifriger, indem er ſich drohend an die Wiege ſtellte: daß du mir auch ein ächter Gottlob wirſt, ein wah-

rer Oberwinzer im Weinberg des Herrn, der die Reben anbindet und zieht, und aus der vergänglichen Traubenfrucht den Labetrank für lange Jahre zu bereiten weiß, daß du mir auch ein Gottlob wirst, und kein Gottbewahre! oder ich will dir ja die zehn Gebote — —" und hiermit langte er nach der Jagdpeitsche an der Wand.

„Vater! Vater! es hat ja noch lange Zeit!" wendete sanft die Wöchnerin ein.

„Du hast Recht! es hat noch lange Zeit!" erwiederte der Förster: „und wird auch nicht nöthig seyn! nicht wahr, mein Gottlobchen, es wird nicht nöthig seyn? — Mutter, wiege das Kind wieder ein, es hört schon auf seinen Namen, und ist erwacht, da ich es etwas scharf anredete!"

„Der Name Gottlob kommt mir aber doch ein wenig gemein vor, wertheſter Herr Schwager!" erinnerte die geheime Hofräthin. „Er schmeckt so nach Handwerk und Tagelohn. Wir haben ja andere gar schöne und wohlklingende Namen, die gleich den höhern gebildetern Stand beweisen, und daß man

in der Hiſtorie und im Bücherleſen wohl bewandert iſt!“

„Nach Handwerk und Tagelohn?“ fuhr der Förſter auf. „Ei! ei! meine Frau geheime. Schwägerin, wodurch ſind Sie denn ſo vornehm geworden? Doch wohl nur, weil Ihr braver Mann auf der großen Werkſtatt, der hohen Schule, ein tüchtiger Burſche und Geſelle geweſen iſt, der das Seinige von den Meiſtern gelernt hat und nun ſein Handwerk mit der Feder verſteht, und Sie durch ſein redlich erworbenes Tagelohn reichlich ernährt und feiner kleidet. Haben Sie alſo Reſpect vor Handwerk und Tagelohn! Oder bilden Sie Sich darauf etwas ein, daß Sie Ihre beiden gottloſen Buben, Alboin und Malkolm genannt haben?“

„Es ſind zwei Königsnamen!“ ſprach die Hofräthin, indem ſie den Kopf ſtolz in die Höhe warf.

„Und in welchen Ländern herrſchten denn dieſe beiden Könige?“ fragte der Doktor lächelnd. —

„Mein Mann weiß es!“ erwiederte ſie.

„Sie aber wissen es nicht?“ fiel der Förster ein: „recht so, was gehen Ihnen die Länder an, wenn es nur Königsnamen sind, und Sie das Glück haben, die bodenlos ungezogenen Herren Könige alle Tage einmal tüchtig auszupeitschen!“

„Ich gehe immer sehr ungern daran, ein Kind mit einem fremden ungewöhnlichen Namen zu taufen!“ sagte der Pastor, „aber der Deutsche liebt es nun einmal, sich seine Namen sogar von andern Völkern oft zu borgen. Die Frau geheime Räthin hat vollkommen Recht, es gehört jetzt zum vornehmen Ton, den Kindern recht ungewöhnliche Namen beizulegen, aus der alten fabelhaften Geschichte und aus Dichtungen entlehnt, oder die gewöhnlichen Namen wenigstens französisch und englisch auszusprechen, wenn man auch kein Wort von diesen Sprachen versteht. Ehemals erhielt der Sohn den Namen des Vaters, oder eines geliebten Freundes und Verwandten, oder er wurde nach dem Tage seiner Geburt aus dem Kalender benannt, oder ihm aus begeisterter Liebe, wie ein Segen, der Name des braven

Landesfürsten gegeben, und so knüpften sich tausend liebe und merkwürdige Erinnerungen an den Namen des Kindes. Diese Rücksicht gilt aber jetzt bei wenigen mehr; klingt der Name nur recht selten und abenteuerlich, dann ist es genug!"

„Nein? bei mir ist es nicht genug!" rief der Förster. „Ich habe nach alter Sitte gar liebe Erinnerungen an meines Sohnes Namen geknüpft! — Gott Lob! sprach mein Weib, als sie den Knaben geboren! Gott Lob! rief auch ich, als die Hebamme mir ihn in die Arme legte, und wie mein Bruder, der Oberwinzer heißt, hab ich Euch schon gesagt; genug, kommen Sie, Frau Geheime Hofräthin, beste Schwägerin, vortrefflichste Königs-Mama, wir wollen zu Tische gehen, uns weiter nicht streiten, und Ihr Pathchen, das kleine Gottlobchen, hoch leben lassen."

Und hiermit führte der Förster die empfindlich gewordene Frau in die Gaststube, wo ein reichliches Kindtaufmahl aufgetragen wurde. —

Bei vielen kräftigen Speisen, einem guten Glase Wein, und einer fröhlichen Unterhaltung saß man lange bei Tische, und der Förster schnitt eben den großen Kindtauf-Kuchen vor, als er plötzlich ausrief:

„Alle Wetter! bald hätte ich vergessen nach der Hauptsache zu fragen! — Pastor! hört, wie steht es mit unserem Hausfreunde? Ist er wie ein fröhlicher Bote in alle Welt ausgewandert?"

„Ich bringe erwünschte Nachricht!" antwortete Wanger. „Der Hausfreund hat eine gute Aufnahme und allenthalben Quartier gefunden."

Da trieb der fröhliche Kindtaufvater die Gesellschaft bald vom Tische in den Garten, und der Doctor, als einmal erwählter Kalendermann, fing an sein Amt wieder zu beginnen.

„Gut!" sprach der Doctor: „von der Wiege Eures Kindes, mein alter Freund, gehe denn heute der Hausfreund aus. Er hat auch Gevatter gestanden, und bringt daher vor allen Dingen die Strophen mit, welche sein Secretarius, unser Pastor Wan-

ger, für die Taufhandlung gedichtet; die Gesangbücher sind an Kindtauf-Liedern eben nicht reich, und manchem Vater ist es vielleicht eine willkommne Gabe, wenn ihm der Hausfreund ein gutes Taufslied mitbringt.

Taufslieder.

Vor der Taufe.

Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

Herr! der du uns dieß Kind gegeben,
Dir bringen wir's, dein soll es seyn.
Wir weih'n das kaum erwachte Leben
Zu deinem heil'gen Bunde ein,
Daß es mit dir den Pfad beginnt,
Uns anvertraut, doch nur dein Kind!

Gieb Segen dieser ernsten Stunde!
Des Dankes und der Liebe voll,
Geloben wir mit schwachem Munde,
Was einst dieß Kind dir halten soll;

O mach' ihm die Erfüllung leicht,
Daß es durch' dich das Ziel erreicht!

Nach der Taufe.

Mel. Befiehl du deine Wege ꝛc.

So ſey uns denn willkommen! —
Dir ſelbſt noch unbewußt
Biſt du jetzt aufgenommen
Von uns zu Schmerz und Luſt;
Daß einſt du deine Freuden
Wie Himmels-Gaben pflegſt,
Und künftig deine Leiden
In Gottes Namen trägſt.

Der Herr verleih dir Stärke,
Will dir Verſuchung drohn!
Er heil'ge deine Werke,
Durch die Religion.
Er wähle dich zum Streiter,
Für das, was Gutes ſchafft,
Und gebe zu Begleiter
Dir Glaube, Liebe, Kraft!

„Zieht denn in die Welt, ihr, meine einfachen Lieder!“ fügte Wanger hinzu; „und wo man von euch bei einer Taufhandlung Gebrauch macht, da bringt den glücklichen Eltern an der Wiege des Neugebornen zugleich den Glückwunsch des Hausfreundes!“

Die Gesellschaft hatte sich indeß in einen Kreis gesetzt, und der Doktor begann: „Ich bringe diesmal eine inhaltschwere Begebenheit, der ich die Ueberschrift geben will:“

„In frommer Absicht geht mancher aus,
Und kommt als Verbrecher wieder nach Haus!“

Des Gastwirths Tochter in dem Oesterreichschen Dorfe S. war das schönste Mädchen der Gegend. Seit sie herangewachsen, ward des Vaters Gasthaus am Sonntage nicht leer, Jung und Alt eilte, sich von schön Suschen aufwarten zu lassen, sie tanzen zu sehen, oder wohl gar mit ihr zu tanzen, und sie wußte bald hier ein Paar

freundliche Worte, bald dort einen bedeutenden Blick, oder wohl gar einen Händedruck so klug unter die vielen ſich an ſie drängenden jungen Burſche zu vertheilen, daß jeder zufrieden war, ſich für den Begünſtigten hielt, und immer wieder kam.

„Der Hausfreund wäre wohl auch gern einmal hingegangen, um ſich von ſchön Suschen ein Glas Bier einſchenken zu laſſen, denn er ſcheint mir für ſolche Reize ein recht ſehr empfängliches Herz zu haben!“ ſchob die geheime Hofräthin lächelnd ein.

„Allerdings wäre er gern einmal in Suschens Nähe geweſen,“ fuhr der Doktor fort: „denn er kennt nichts lieblicheres auf der Welt, als ein recht ſchönes Mädchen-Antlitz, wo in dem klaren Kriſtall-Quell der Augen, von dunklen Wimpern ſittſam überſchattet, der reine Himmel ſich ſpiegelt, und Stirn und Wange wie blühende Ufer daneben ſtehen. Wenn ihn aber ein Paar ſchöne Augen ſo recht mit feurigen Blicken über glühende Wangen hinweg anſtrahlen, ſo wird ihm ſo dabei zu Muthe, als wenn

er die Sonne im Morgenroth glühend aufgehen ſieht, und ihm fällt das alte Sprüchlein ein:

Morgenroth
Schlecht Wetter-Both!

Es warben viele Freier um Suschen, wurden aber insgeſammt mit der Erklärung zurückgewieſen: daß ſie noch keine Luſt zum Heirathen verſpüre, und den Vater noch nicht verlaſſen möge. Das war dem alten Gaſtwirth nun gar recht, denn er wußte wohl, daß wenn er die Tochter heirathen und ziehen ließe, ſein ſaures Bier nicht mehr den erwünſchten Abgang finden werde; Suschen hingegen hatte einen andern ſtillen Grund; ihr Herz hing bereits in geheimer Leidenſchaft an Joſeph Klobe, einem jungen ſchönen Soldaten aus ihrem Dorfe, der in ſeiner leichtſinnigen Lebensluſt ſo recht für Suschen paßte. Weil er jedoch der Sohn eines armen Tagelöhners war, der alte Gaſtwirth aber nur einen reichen Schwiegerſohn begehrte, und Suschen alſo vorausſah, daß der Vater in eine ſolche Heirath

niemals einwilligen werde, so verschwieg sie ihre Neigung, und unterhielt lange Zeit ein geheimes Liebesverständniß mit dem Joseph Klobe.

Eines Tages erklärte ihr jedoch der Vater, daß er endlich für sie gewählt habe. Sein bester Gast, der reichste Mann im Dorfe, der Huf- und Waffen-Schmidt hatte um die Tochter geworben, und bereits des Vaters Einwilligung erhalten. Suschen war mit dieser Wahl schlecht zufrieden; der Schmidt war ihr nicht jung und hübsch genug, vielmehr sehr rauh und schmutzig, und ein Freund starker Getränke; sie hatte seine plumpen Liebkosungen, denen sie am meisten ausgesetzt war, wenn er ein Glas zu viel getrunken, oft schon mit Widerwillen zurückweisen müssen, — und diesen Mann sollte sie nun heirathen! — Sie bat um Bedenkzeit, und beschied am späten Abend im Geheim den Geliebten zu sich, ihm ihr Leid zu klagen und seinen Rath zu hören.

Nach einer langen Unterredung voll

Thränen und Liebkosungen, kamen endlich beide dahin überein, daß Suschen den Schmidt heirathen solle. Des Vaters unbeugsamer Wille war bekannt, sein Zorn zu fürchten, an eine Heirath der beiden Liebenden war jetzt nicht zu denken, und Liebe sagte endlich selbst:

„Wenn es denn nicht anders seyn kann, Suschen, so nimm dir den reichen Schmidt; wir können ja doch gut zusammen bleiben; laß du ihn trinken, daß er genug hat, so merkt er nichts, und du wirst ihn vielleicht bald los, dann bist du eine reiche Wittwe, brauchst niemand mehr zu fragen, und dann heirathen wir uns beide!“

Suschen ward also des Hufschmidts Frau, und freute sich am Hochzeitfeste bereits auf ihren Wittwenstand. Des Gastwirths saures Bier fand nun weniger Absatz, wogegen der Schmidt Arbeit vollauf bekam, denn seine schöne Frau war oft in der Werkstatt zugegen und zog den Blasebalg.

Anfangs freute sich der Schmidt dieses neuen Lebens, und trank sich recht satt und

voll dabei, allein bisweilen schaute er doch über den Ambos und das Glas hinweg, und bemerkte endlich wohl, weshalb Frau Suschen so fleißig die Glut mit dem Blasebalg anfachen mochte, und daß sie ganz anderes Eisen schmiedete, als er. Das brachte denn große Uneinigkeit und Zank in die an sich leichtsinnig geknüpfte Ehe, und als es dem Schmidt endlich gar gelang, den Joseph Klobe zu belauschen, wie er zur Hinterthür seines Hauses hinaus schlich, so verblendete die Eifersucht ihm dergestalt die Augen, daß er schön Suschen für den alten schwarzen Ambos hielt, und auf ihrem schneeweißen Rücken einen Riegel für die verbotne Thüre zu schmieden versuchte.

„Pfui! der meschante Mann!“ fiel die Hofräthin ein: „die arme Frau so zu mißhandeln!“

„Mit Erlaubniß!“ entgegnete der Lieutenant: „Wer hat denn von beiden hier die ärgste Mißhandlung erdulden müssen? — Der Mann oder die Frau? — Dachte Suschen nicht schon am Hochzeitabend an ihren

Wittwenſtand? und wenn der Ehehere nun einmal ſo unglücklich iſt, die Hausthür vor der Frau verriegeln zu müſſen, ſo thut das jeder auf ſeine Weiſe, und ein Schmidt hat nun einmal nichts anders, als Eiſen und den Hammer!"

„Sie ſollten doch ja gänzlich ſchweigen!" meinte die Hofräthin: „denn Ihr Soldaten ſeyd eben die Unheilſtifter, vor denen man die Thüren verriegeln muß!"

„Nicht alſo!" antwortete der Lieutenant: „Es giebt unter allen Ständen Leichtſinnige, alſo auch unter denen, die das Leben beſonders leicht achten müſſen. Aber ein ächter Soldat ſteht treulich Schildwache vor ſeines Nächſten Thüre, zumal, wenn deſſen Eigenthum ſchlecht bewacht iſt!"

Klobens Vater war geſtorben; fuhr der Doktor fort: er ſelbſt befand ſich beim Regimente, um ſeinen Abſchied nachzuſuchen, und kehrte endlich nach mehrern Monaten mit demſelben zurück. Frau Suschen hatte lange und ſchmerzlich auf ihn gewartet; ſie glaubte die Behandlung ihres Mannes nicht länger

ertragen zu können. Der gegenseitige Groll war mit jedem Tage gewachsen, kein freundliches Wort wurde mehr gewechselt, der Schmidt suchte nur in der Brantweinflasche Erholung, und handhabte den Stock nach Gefallen. Suschen fand bei ihrem Vater keine Hülfe, sie blieb sich überlassen mit ihrem Gram und Haß, und so keimten denn in ihrer Seele dunkle furchtbare Entschüsse, die durch den Geliebten zur That werden sollten.

Am nächsten Abend nach Klobens Rückkehr fand eine lange geheime Zusammenkunft zwischen beiden statt. — — Der Hausfreund aber war nicht dabei zugegen, und vermag noch viel weniger den Inhalt einer solchen Stunde sich zu erdenken, in welcher die Flammen verbotener Leidenschaft dergestalt auflohderten, daß selbst der Mordstahl für fremdes Leben darin geschmiedet werden konnte. Er weiß Euch daher nur zu berichten, was er späterhin in den Akten gelesen: daß Suschen und Klobe sich endlich das Wort gaben, den Schmidt aus der Welt zu

schaffen, zu welchem Entschlusse besonders sie den Geliebten vermochte, und selbst folgenden Plan dazu an die Hand gab.

Am nächsten Sonntage wolle sie den Mann durch Freundlichkeit und verstellte Schmeichelreden bewegen, mit ihr Nachmittags in den Gasthof zu ihrem Vater zu gehen, und dort mit ihr zu tanzen, wobei er besonders gern zu trinken pflege und sie ihm tüchtig einschenken lassen werde, um ihn, wenn es finster geworden, im halben Rausch nach Hause führen zu können; denn in diesem Zustande, meinte sie, würde der an sich sonst sehr starke kräftige Mann am leichtesten zu überwältigen seyn. Die Wohnung des Schmidts lag abwärts vom Dorfe; vom Gasthofe aus gelangte man zu ihr über einen mit Weiden besetzten Teichdamm; hier sollte sich Klobe hinter einer alten hohlen Weide, mit einem Beile versehen, versteckt halten; sie selbst werde durch lautes Singen ihm schon von fern das Zeichen ihrer Ankunft geben, und den Schmidt auf dem Teichdamm vor sich hertaumeln lassen; dann

sollte Klobe den Vorübergehenden durch einen Schlag auf den Kopf niederwerfen, und ihm dann leicht und ohne Geräusch den Garaus machen. — Um jedoch jeden Verdacht von sich abzuwälzen, und der That den Schein eines Raubmordes zu geben, kam man überein, den Leichnam vor erst zu berauben und auszuziehen, dann aber solle Suschen sich eine Wunde zufügen, und blutend und Hülfe rufend in das Dorf zurücklaufen, Klobe aber in seine Wohnung eilen und sich hier zur Ruhe begeben.

So war denn der Stab über den Schmidt gebrochen, und die That vorsichtig genug verabredet; man beschloß endlich noch, sich vor derselben nicht wieder zu sehen, damit auch der entfernteste Schein eines Einverständnisses vermieden werden möge.

Was in Suschens Hause bis zum Sonntage vorgegangen, mag dahin gestellt bleiben, Gutes kann es aber nicht gewesen seyn, denn sie vermochte den gräßlichen Entschluß wirklich festzuhalten und ihn dennoch zu verbergen. Wir wollen daher lieber nicht in die

unheimliche Wohnung hineinschauen, sondern dem Joseph Klobe folgen, der in sich versunken einen einsamen Fußsteig zum nächsten Dorfe hinschleicht.

Wer auch den Muth besitzt, Blut und Leben an einen ehrlichen Kampf zu setzen, wird bei einem sündhaften Wagestücke oft von Feigheit befallen. So ging es auch dem Klobe. Er hatte gegen Oesterreichs Feinde in vielen Schlachten tapfer gefochten, fühlte sich aber jetzt von Furcht und Zweifel geängstigt, ob es ihm auch gelingen möchte, den starken Schmidt zu überwältigen, wenn auch ihn Suschen halbberauscht in seine Hände zu liefern versprochen. Deshalb suchte er seinen Bruder Traugott auf, der als Knecht in dem nächsten Dorfe diente. Joseph kannte Traugotts Liebe und Treue gegen ihn, er wußte, wie er sich in Noth und Tod auf ihn verlassen durfte, und vertraute ihm daher das ganze schwere Geheimniß mit der Aufforderung an, ihm Sonntag Abends gegen den Schmidt auf dem Teichdamm Hülfe zu leisten. Traugott aber schlug die Hände

erschrocken zusammen und fiel dem Bruder laut weinend um den Hals. In Noth und Tod wäre er ihm gern gefolgt, aber auf dem Wege zur Hölle konnte er ihn nicht begleiten. Bruderliebe und Abscheu vor dem Verbrechen machten den einfachen Menschen beredt, und wie der Fromme immer eine große Gewalt über den Sünder hat, so gelang es auch dem redlichen Traugott, den Bruder endlich noch einmal zu sich zurückzuziehen, und ihm das Versprechen abzubringen: er wolle die That nicht begehen, und ablassen von des Schmidts mordlustigem Weibe.

Die Brüder trennten sich leichtes Herzens; als aber der Sonntag kam, und Traugott die Mädchen und Bursche Abends zum Tanze gehen sah, erfaßte ihn aufs neue eine große Unruhe. Es schien ihm dennoch möglich, daß der Bruder in seiner Verblendung wieder vergessen habe, was er ihm zugesagt, und in der Angst des Herzens machte er sich auf den Weg, seinen Joseph aufzusuchen, und ihn nicht eher wieder zu verlassen, als

bis der verhängnißvolle Abend schuldlos verstrichen sey.

Josephs Wohnung aber war verschlossen. — — Traugott eilte nach dem Gasthofe, doch auch hier war der Bruder nicht, wohl aber drehte sich der Schmidt mit Suschen in wilder Lust tanzend herum, und stürzte ein Glas Brantwein nach dem andern hinunter, das ihm die hochglühende Frau reichte. — Traugott wankte hinaus; er sah die listige Vorbereitung zur gräßlichen That, es ward ihm nun zur Gewißheit, daß er den Bruder am Teichdamm finden werde. Und hinter der alten hohlen Weide stand Joseph, bleich wie ein Gespenst, mit dem Beile in der Hand.

Bitten und Thränen des redlichen Bruders vermochten nichts mehr über ihn, die unheilschwangere Stunde war zu nahe, und von der Glut der Leidenschaft jeder fromme Entschluß versengt. Joseph stieß den warnenden ihn beschwörenden Bruder mit Gewalt von sich, und nur als dieser, aufs Aeußerste getrieben, ihm ernstlich versicherte, daß er, da nichts helfen

wolle, auf der Stelle nach dem Dorfe zurücklaufen, und die Gerichte zu Hülfe rufen werde, ließ er sich endlich wie ein Träumender von Traugott fortziehen. — —

„Gott schenke jedem Schwachen einen solchen Bruder!“ sagte Wanger.

Die Brüder hatten das entgegengesetzte Ende des Teichdammes glücklich erreicht, und die Nacht war eingebrochen; da erscholl plötzlich von der andern Seite herüber Suschens gellender Gesang. — — „Halt! — sie kommen!“ ruft Joseph, reißt sich wie wahnsinnig von dem Bruder los und springt nach der hohlen Weide zurück. — Traugott weiß nicht wie ihm geschieht, er kennt das verabredete Zeichen nicht, und bleibt bestürzt stehen. — —

„Herzens-Junge, stehe nicht! lauf zu, und verdirb dem Teufel sein Spiel!“ rief der Förster; „oder sperre wenigstens auch das Maul auf und singe mit lauter Stimme ein geistliches Lied!“

Traugott bleibt bestürzt stehen — — da hört er einen dumpfen Schlag — und kurz

darauf den Bruder Joseph kläglich um Hülfe rufen. — Mit zwei Sätzen ist er zur Stelle, am Boden liegt Joseph; der nur leicht verwundete Schmidt kniet ihm auf die Brust und drückt ihm mit starken Fäusten die Gurgel zu; — nur noch schwach röchelt er nach Hülfe. — — Da war in dem treuen Bruderherzen alles vorausgegangene vergessen, nur den sterbenden halberwürgten Bruder erblickt er; nur der Schmidt ist ihm jetzt der Mörder. In Angst und Verzweiflung faßt er das vor ihm liegende Beil, und die Hand, die den Bruder vom Verbrechen zurückhielt, spaltet, ihn zu retten, jetzt selbst dem Schmidt den Kopf.

„O du armer, armer Traugott!" sagte die Wöchnerin leise, und beugte sich still auf die Wiege ihres Neugebornen.

„Und die Frau Wittwe hielt nun Hochzeit?" — fragte die geheime Hofräthin.

Ihre Absicht war allerdings erfüllt! fuhr der Doktor fort: aber sie blieb allein bei dem Erschlagenen, denn die Brüder, jetzt einander treuer als je, verließen sie und überlie-

ferten sich auf der Stelle den Gerichten, jeder bemüht, die Schuld allein auf sich zu nehmen.

„Und wie fiel der Spruch des menschlichen Richters?" fragte der Amtmann.

Dem armen Traugott wurden acht Jahre, und dem Joseph zwölf Jahre Zuchthaus zuerkannt, Suschen aber auf Lebenszeit in das Strafhaus gesetzt.

Nach einer Pause hob Wanger an: „Der Sekretarius könnte aus dieser Geschichte wohl manches wichtige Merke! herausheben, und zum Schlusse als Warnungstafel hinstellen. Es dünkt ihm aber, daß die ganze Begebenheit ohne Zusatz und Erklärung für Alt und Jung, für Schwache und Starke ein gewaltiges Merke! sey, und er fügt deshalb nur die Worte der Bibel hinzu: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet." —

IV.

Das weiße Lamm und der schwarze Bär.

„Der Gottlose ist verstrickt in den Werken seiner Hände."

Psalm 9. Vers 17.

Greif, der Gastwirth.

Hast du den gnädigen Herrn zu Bette gebracht, Lorenz? —

Lorenz der Sohn. Ja, Vater!

Greif. Hat er dir nichts mehr gesagt? nach nichts weiter gefragt?

Lorenz. Er will das Frühstück morgen um fünf Uhr haben, und um sechs Uhr abreisen.

Greif. Gut, bestell' es in der Küche. Ich meine aber nur, ob er dich weiter nach nichts gefragt, ob er sich nicht gewundert hat, über den schönen neuen Gasthof?

Lorenz. Nein er hat sich nicht gewundert, aber die Zimmer hat er gelobt.

Greif. Das ist gut! ich kann das Verwundern nicht leiden, man hat keine rechte Antwort darauf. Aber, was ich sagen wollte, er hat sich also gar nicht gewundert? —

Lorenz. Nein doch, gar nicht.

Greif. Nun, dann wollen wir uns ruhig zu Bette legen.

Lorenz. Nein! so trocken leg' ich mich nicht aufs Ohr! Ihr habt dort eine angerissene Flasche Wein in den Schrank gesetzt, gebt sie heraus, über Nacht wird sie sauer.

Greif. Bist du klug, Junge? immer willst du Wein trinken; hab ich dich nicht zum Marqueur gemacht, und dir eine neue grüne Schürze vorgebunden? bekommst du von den Herrschaften nicht Trinkgelder? und ich soll dich noch im Weine frei halten? —

Lorenz. Ja, das sollt Ihr! ich hab' ihn Euch verdienen helfen. Was gehen Euch meine Trinkgelder an? ich muß sie saurer

erwerben, als Ihr den ganzen neuen Gasthof erworben habt.

Greif. Halt's Maul, Bube!

Lorenz. Und frei halten müßt Ihr mich in allem, Ihr habt mirs zugesagt, wißt Ihr's nicht mehr?

Greif. Sprich doch leiser, dummer Junge! du wirst doch Spaß verstehen! Hole nur die Gläser, wir wollen die Flasche noch trinken.

Lorenz holt Gläser.

Greif. Aber da bist du mir wieder in den Kirschen gewesen, und hast dir die Hände nicht gewaschen! sieh nur, die Finger sind noch ganz roth. Pfui, wie sieht das eklich aus! ich kann die rothen Flecken nun einmal nicht leiden.

Lorenz. Ihr haltet es wohl gar für Blut? Könnt Ihr kein Blut sehen?

Greif. Soll ich dir eins an die Ohren geben? genug, du wäschst dir die Hände, und das im Augenblick.

Lorenz geht brummend und wäscht sich die Hände, der Vater setzt die Flasche und die Gläser auf den Tisch.

Greif. Komm her, Lorenzchen! du bist ein guter Junge, trinke eins! — Ein Gläschen Wein schmeckt doch besser, als ehemals der Kornfusel.

Lorenz trinkt. Das wollt' ich meinen! und es ist gut, daß sich der Mensch so leicht an den Wein gewöhnen kann. Vor drey Jahren, als unser elendes Schenkhaus noch stand, da wußte ich nichts von Wein, und jetzt —

Greif. Ja jetzt — in solchen Gasthäusern wie das unsrige, da gehts anders her. Was war das sonst für ein räuchrichtes Loch, und jetzt die schönen Zimmer und die großen Fenster.

Lorenz. Die Fenster sind zu groß, sie machen die Stube zu hell, daß man auch nicht ein dunkles Winkelchen hat, um sich verstohlen die Backen zu reiben, wenn ein verfängliches Wort fällt, und man einmal blaß wird.

Greif. Brauchst nicht zu reiben, halt das Tuch vors Gesicht, und sprich, du habest Nasenbluten.

Lorenz. Nasenbluten? — Ihr könnt ja kein Blut sehen!

Greif. Du sollst das Maul halten.

Lorenz. Und was mir am Gasthof auch nicht gefällt, das ist das Schild.

Greif. Warum? der schwarze Bär kostet mich fünf Thaler zu malen.

Lorenz. Ja eben der schwarze Bär! sonst hieß unsere Schenke: „zum weißen Lamm!" — weshalb habt Ihr das Lamm weggeworfen, und den großen Bär mit dem rothen Rachen über der Hausthür aufgehangen? Mir ists immer, wenn ich ihn sehe, als müßten mich die Leute fragen: ob der Bär das Lamm gefressen? was soll ich dann antworten? —

Greif. Nichts sollst du antworten, sondern fortgehen! du mußt solchen dummen Gedanken nicht Raum geben, der Bär hängt einmal dort oben, brauchst ihn nicht anzusehen. Trink' eins!

Lorenz. Schenkt noch einmal ein, Vater! Ihr habt doch klug gethan, daß Ihr das viele Geld verbaut habt. Der schöne Gasthof steht fest, der Grund ist tief gelegt,

den können ſie Euch nicht wieder wegnehmen, aber das Geld! — —

Greif. Still davon, Lorenz! das Haus ſteht nun zwei Jahre, alles iſt vergeſſen, es wundert ſich kaum einer mehr darüber. Das Geld hat gut gethan, wird auch noch weiter gut thun! Aber ſtill davon! drück' ein Siegel auf den Mund, trinke Wein! Keinen Hauch über die Lippen, Herzens-Junge, die Wände haben Ohren.

Lorenz. Für mich ſorgt nicht! Ihr aber habt zuweilen närriſche Manieren an Euch. Es iſt auch gut, daß die Mutter vorher geſtorben war; ſonſt wär' es nicht verſchwiegen geblieben.

Greif. Ja, die Mutter! die wollte immer alles erbeten, aber bis hier herunter ſieht und hört der Himmel nicht! Nun! jetzt iſt ſie oben! du haſt Recht, es iſt gut, daß ſie nichts erfuhr.

Lorenz. Wenn ſie's aber jetzt wüßte, ſie ſchrie noch im Himmel Ach und Weh!

Greif. Um Gotteswillen, Junge! ſchrei doch nicht ſo! Beſinn' dich doch!

Hörst du nichts? es geht doch wohl noch immer ein Murmeln unter den Leuten umher, über unsern Wohlstand, und du willst Ach und Weh! schreien? Was sprechen wir doch immer von solchen Dingen; trinke deinen Wein aus, wir wollen zu Bette gehn.

Lorenz. Horcht! draussen rollt ein Wagen, es kommen Fremde!

Greif. Nun dann geschwind hinaus! führe sie herein! Es ist ja Nacht, du siehst den schwarzen Bären nicht.

Lorenz eilt hinaus. Greif räumt die Flasche und Gläser weg, und zündet Licht an. Lorenz tritt bald mit einem wohlgekleideten Reisenden herein.

Der Fremde. Guten Abend, Herr Wirth! Kann ich bei Ihnen übernachten?

Greif. Ei freilich! freilich! es logiren zwar oben schon vornehme Herrschaften, aber für Ew. Gnaden ist noch anständiger Platz vorhanden. Doch wohl zwei Zimmer! Marqueur, in Nr. 4 und 5.

Lorenz. Sehr wohl!

Der Fremde. Wenn Sie Raum ha-

ben, so wünschte ich einige Tage hier auszuruhen.

Greif. Viel Ehre für mich und mein schlechtes Haus. Dann muß ich aber gehorsamst bitten, mir den wertheſten Namen, Charakter und Geschäfte gefälligſt aufſchreiben zu wollen.

Der Fremde. Sind Sie so neugierig?

Greif. Verzeihung! nicht ich! die Polizei hier iſt wachſam und ſtrenge.

Der Fremde. So? Hat ſie dieß nöthig? Iſt die Gegend hier wirklich unſicher?

Greif. Bewahre Gott! nur Vorſicht.

Der Fremde. Vorſicht hat man auch mir anempfohlen, hat mich vor dieſer Gegend gewarnt, es ſollen die Menſchen bisweilen hier verſchwinden, ſagt man — — drum beruhigt mich's, daß die Polizei wach iſt; denn ich mußte hierher reiſen.

Greif. Wach, ja erſtaunlich wach! Nun das iſt ja recht ſchön! Marqueur, Papier und Feder.

Lorenz bringt es dem Fremden, heimlich zum Vater. Vater! was haltet Ihr denn das Tuch vor den Mund? Ihr blutet doch nicht etwa schon? —

Der Fremde. Meine Geheimnisse dürfen Sie und die Polizei alle wissen. Er schreibt. Ich heiße Oldenburg!

Lorenz heimlich. Vater!

Greif. Ol — Olden — —

Der Fremde. Oldenburg, ein bekannter Name, Sie haben ihn sicher schon gehört.

Greif. Daß ich nicht wüßte.

Der Fremde. Ich bin Kaufmann.

Lorenz heimlich. Vater!

Greif. Marqueur fort! — lauf in die Küche, hole Wein aus dem Keller, der Herr Kaufmann Olden — —

Lorenz. Kommt mit! ich gehe nicht allein in den Keller.

Der Fremde. Ich komme von Petersburg.

Greif, zu Lorenz beruhigend. So? — Hörst du wohl, von Petersburg kommt er!

Lorenz. Nun, das iſt gut! Petersburg iſt weit!

Der Fremde. Und reiſe in Familien-Angelegenheiten.

Greif. So iſts richtig! nun fehlt nur noch, wohin? — —

Der Fremde. Muß ich das auch herſchreiben?

Greif. Ja, die Polizei verlangt es ſo.

Der Fremde. O möchte ſie mich doch lieber begleiten. — Ich reiſe nach dem Gaſthofe zum weißen Lamm.

Greif. So? Zum weißen Bär — ſchwarzen Lamm, wollt' ich ſagen — —

Lorenz heimlich. Vater, haltet das Tuch vor, Euch beben die Lippen, Ihr ſprecht ja irre.

Greif, leiſe. Schweig, Hallunke! — laut. Fort! trage Licht auf Nr. 4 und 5, decke den Tiſch oben, der Herr will auf ſeinem Zimmer zu Nacht ſpeiſen.

Lorenz. Ich will gern gehen! ab.

Der Fremde. Noch nicht auf mein Zimmer! laſſen Sie mich hier unten noch

eine Stunde verweilen; Sie scheinen ein kluger, ehrlicher Mann, in Ihrem Hause sieht es ganz anders aus, als in den übrigen entlegenen Herbergen, die oft einer Diebshöhle gleichen.

Greif. Ja, ein ehrlicher Mann! ich habe alles mühsam erworben.

Der Fremde. Das merke ich eben! Drum habe ich Vertrauen zu Ihnen, Sie sollen mir rathen.

Greif. Mit Vergnügen!

Der Fremde. Ich suche meinen verlornen Vater!

Greif. Verlorner Vater? wo ist er denn?

Der Fremde. Ja, wenn ich das wüßte. Vor drei Jahren reiste er auf dieser Straße, wir haben seitdem nichts wieder von ihm vernommen, und müssen fürchten, daß er einen gewaltsamen Tod gefunden.

Greif. Gott bewahre uns! — Wie hieß denn der liebe Vater!

Der Fremde. Sie haben ja gelesen, daß ich Oldenburg heiße, mithin — —

Greif. Ach ja! ganz recht! — hinausrufend. Marqueur! wo nur der Bube ſteckt! — Marqueur, ſchaffe Wein! du brauchſt nicht in den Keller zu gehen; es ſteht noch eine Flaſche ganz alter im Schranke. Der gnädige Herr wollen Wein trinken! raſch!

Der Fremde. Laſſen Sie nur, Herr Wirth, und hören Sie mich. Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Sachſen.

Greif. Wie? Ich denke in Petersburg.

Der Fremde. Nein, er nicht, ſondern ich bin dort etablirt. Er ſchrieb mir vor drei Jahren, daß er mich beſuchen, und mir eine bedeutende Summe Geldes mitbringen wollte, aber der Vater kam nicht, und auch kein Brief erſchien mehr von ihm. So warte und harre ich denn immer vergeblich, bis ich von Angſt getrieben vor einigen Monaten ſelbſt in meine Heimath eile. Aber, ach Gott! der Vater iſt nicht mehr dort, man glaubt ihn längſt bei mir in Petersburg, er iſt verloren, ich reiſe nun und ſuche ſeine Spur. Rathen Sie, helfen Sie mir, es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn.

Greif. Mein Schade? — Wie denn mein Schade? —

Der Fremde. Auf dieſer Straße iſt mein Vater gereiſt! Hier geh ich ihm Schritt vor Schritt nach; wo ich hinkomme, ruhe ich nicht, bis ich Nachfrage und Erkundigung auf der Stelle eingezogen, deshalb — —

Greif. Es iſt heut ſchon gar zu ſpät, die Mitternacht iſt nahe!

Der Fremde. Zu ſpät komm' ich wohl, um ihn zu retten, aber nicht, um die That ans Licht zu ziehen, die auch vielleicht in dieſer nächtlichen Stunde geſchah!

Greif. Marqueur! Wein, Wein! Für ſich. Zum Teufel, ich habe manche Nacht ſchon vertrunken, ſo vergeht ſie am ſchnellſten.

Lorenz bringt Wein, und Greif ſchenkt zwei Gläſſer voll.

Greif. Trinken Sie, mein gnädiger Herr! trinken Sie! es iſt alter guter Ungar.

Der Fremde. Geben Sie; dieß war meines Vaters Lieblingswein! Ob er von dieſer Sorte vor drei Jahren wohl auch getrunken!

Lorenz. Nein, den Wein haben wir erſt ſeit einem Jahre im Hauſe.

Greiſ. Halt's Maul!

Der Fremde. Aber Sie ſelbſt ſind doch ſchon lange hier Gaſtwirth?

Greiſ. Schon ſeit achtzehn Jahren.

Der Fremde. Erinnern Sie ſich nicht mehr eines alten freundlichen Mannes, mit Namen Oldenburg, der bei Ihnen vor drei Jahren geherbergt?

Lorenz, heimlich. Nicht doch, Vater!

Greiſ. Seit der letzten Krankheit iſt mein Gedächtniß ſchwach geworden; wen ich nicht wieder ſehe, der iſt vergeſſen.

Lorenz, heimlich. Das war gut!

Der Fremde. Wird nicht Ihr Fremdenbuch — — —

Greiſ. Damals hielt ich noch keines.

Der Fremde. Wenn denn damals?

Lorenz. Vater! — —

Greiſ. Vor zwei Jahren wollt' ich ſagen, und woher wiſſen Sie denn auch, daß Ihr Vater gerade dieſe Straße gereiſt ſeyn

ſoll? es giebt viele Wege von Sachſen nach Petersburg!

Lorenz, heimlich. Das war noch beſſer! Vater.

Der Fremde. Ich kann mich nicht irren, denn er hat auf ſeiner Reiſe aus vielen Orten an die Seinigen zurückgeſchrieben. Das letzte Briefchen iſt ohne nähere Angabe des Ortes, aus dem Gaſthofe zum weißen Lamm datirt. Wo liegt denn dieſer?

Greif. Hier finden Sie keinen Gaſthof dieſes Namens.

Lorenz. Nein, keinen dieſes Namens, dieſer Gaſthof heißt zum ſchwarzen Bär.

Der Fremde. Manche Wirthe verändern ihre Schilder, und man vergißt ſie dann; aber der Brief enthält eine Beſchreibung der Perſonen ſelbſt aus dem weißen Lamm, vielleicht erkennen Sie den Gaſtwirth daraus, und wiſſen mir zu ſagen, wo er jetzt lebt.

Greif. Ich bin nicht weit umher bekannt, komme nicht aus dem Hauſe, habe zu viel zu thun; ein Gaſtwirth iſt nicht des

andern Freund; trinken Ew. Gnaden den Wein aus, und legen ſich zur Ruhe, ich will mich die Nacht hindurch beſinnen. Marqueur, Lichter!

Der Fremde. Gut, beſinnen Sie ſich während der Nacht, aber den Brief müſſen Sie doch erſt hören, davon kann ich nicht ablaſſen.

Lorenz, heimlich. Vater, laßt nur, Ihr ſeyd nicht mehr blaß, Ihr ſeht recht dunkelbraun aus.

Der Fremde. Nach mehreren andern ſchreibt mein Vater folgendes: „Ein Unwetter überfiel mich heut, ich mußte in dieſer elenden Dorfkneipe, zum weißen Lamm genannt, einkehren. Es iſt mir hier unheimlich zu Muthe, und ich wollte, es würde ſchon wieder Morgen. Der Wirth iſt ein unterſetzter Mann mit ſchwarzen krauſen Haaren, und kleinen tückiſchen Augen.

Lorenz, heimlich. Vater — —

Der Fremde, lieſt weiter. „Sein Sohn ein häßlicher rothköpfiger Menſch, mit einem von den Blattern ganz zerriſſenen Geſichte, heißt Lorenz.“

Lorenz. Herr Gott! Mir blutet die Naſe. Er will fortgehen.

Greif. Du bleibſt hier! geh dort in den Winkel und laß bluten!

Der Fremde, lieſt weiter. „Man hat mir ein Dachkämmerchen und ein elendes Bett angewieſen. Dieſen Brief will ein Fuhrmann mitnehmen, der noch in dieſer Nacht wieder aufbricht. Ich lege mich mit Gott ſchlafen, er ſchütze Euch und mich!“—

Nun, Herr Wirth, kennen Sie keinen ſolchen Gaſtwirth, mit einem ſolchen Sohne?

Greif. Nein! Nein!

Lorenz. Nein, Nein!

Der Fremde. Hier habe ich ein wohlgetroffenes Bild von meinem alten armen Vater. Hätte ich ein ſolches nur auch von dem Wirthe zum weißen Lamm, dann wollt' ich ihn wohl erkennen! Betrachten Sie dieß Bild einmal. Nehmen Sie.

Greif. Ich verſtehe nichts von Bildern! Fort damit!

Lorenz. Ich auch nicht.

Der Fremde. Was iſt Ihnen? Ihre Hände zittern.

Greiſ. Ich bekomme manchmal das Zittern, nicht wahr?

Lorenz. Ja, er hat oft das Zittern an den Händen.

Der Fremde. Trinken Sie doch ein Glas Wein, das wird helfen.

Greiſ. Nein, keinen Tropfen mehr! ich bin krank!

Lorenz. Ja, Ihr ſeyd blaß wie die Wand, Vater! legt Euch nieder! Kommt zu Bette, Vater! Ach mein armer Vater!

Der Fremde. Das alſo iſt Ihr Sohn?

Greiſ. Es iſt der Eſel, der Marqueur!

Der Fremde. Sehen Sie nur erſt das Bild hier einmal an, haben Sie dieſe ehrwürdigen Züge nie geſehen?

Er hält es ihm vor.

Greiſ. Herr! thut mir das Bild aus den Augen! Fort, Bube, ſieh Dirs nicht an!

Lorenz. Nimmermehr!

Der Fremde. Warum erſchreckt Euch dies freundliche Bild? — Ja, wenn der

Mann wie ein Geiſt des Nachts vor Eurem Bette erſchiene, mit blutiger Bruſt, mit zerſchmettertem Gehirn, und Euch als ſeine Mörder erweckte! — —

Greiſ. Was Herr? Mörder, Herr! — Er glaubt doch nicht, daß ich und mein Sohn — — Was glaubt Er? was denkt Er? was will Er von uns?

Lorenz. Seyd ſtille, Vater! Kommt zu Bette oder trinkt Wein! Euch wird ja ſchlimm, Ihr ſinkt um?

Greiſ. Halts Maul! mir wird ja öfters ſo ſchlimm! nicht wahr Lorenz?

Lorenz. Ja Euch wird öfters ſo ſchlimm!

Der Fremde. Heißt Euer blatternarbiger rothköpfiger Sohn, Lorenz? —

Lorenz. Herr Jeſus, Vater! ich bin's nicht.

Greiſ. Fort! Fort! bringt mich zu Bette!

Der Fremde. Nun noch eins! Ich ſehe, Sie ſind bewegt, Sie nehmen Theil an meinem Schickſal. Mein Vater wurde

gewiß von dem Wirthe im weißen Lamm und von deſſen Sohn, Lorenz, erſchlagen. Man erzählte mir im letzten Orte, daß um jene Zeit ein Ermordeter im Walde gefunden worden ſey, tief im Gebüſch verſteckt und durch die Verweſung faſt unkenntlich. Das war ſicher mein Vater! Ich bin heut bei dem Grabhügel geweſen. Er iſt nah am Wege aufgeworfen; ach, kein Grashalm wächſt darüber, nur von dürren Baumäſten hatte eine fromme Hand ein Kreuz darauf geſtellt; waren Sie etwa dieſer Edle?

Greif. Gott im Himmel erbarme dich! Was will der Menſch von mir? Das Grab am Wege? Kein Grashalm darauf? Ein Kreuz? Ich hätte ein Kreuz — Was ſpricht er, was will er?

Lorenz. Ach Vater! ach Vater! hab' ich denn blutrothe Haare? —

Der Fremde. Zu jenem Grabe will ich morgen wieder hin. Ihr beide ſollt mich zu der blutigen Stelle begleiten, ſollt mir

das Grab öffnen helfen. Dann will ich die theure eingeſchlagene Stirn küſſen, mir eine graue Locke als Andenken mitnehmen, und Ihr ſollt Zeugen dabei ſeyn. Nicht wahr? Ihr kommt mit mir, und helft mir dann den Wirth vom weißen Lamm aufſuchen. Hier ſind ſechs Goldſtücke für Eure Gefälligkeit, und hier iſt das Kreuz, welches ich vom Grabe mitgenommen; hebt mirs auf bis morgen.

Greif. Lorenz! rühre das Blutgeld nicht an, du verbrennſt dir die Hände. Da iſt das Kreuz und d'ran das Lamm — — Halte mich Lorenz, die Erde wanket, der Himmel glüht, deine Haare brennen wie Feuer!

Lorenz. Hu! Vater! und Eure Haare ſind ſchwarz, wie der ſchwarze Bär.

Greif. Herr Jeſus! fort mit dem dürren Kreuze, ich kann es nicht nehmen! Es iſt aus! ich ſinke! das Lamm wimmert,

und der ſchwarze Bär heult! Herr! umfaßt das Kreuz und betet! reißt das Grab auf und legt mich hinein! Es iſt Euer Vater, ich hab' ihn erſchlagen! — —

Scenen aus einem Bade.

1819.

Das Konzert war beendigt. Signora Trillini hatte zierlich ihren letzten Knicks gemacht, und der Beifall, der, als sie den Saal verließ, mit lautem Toben hinter ihr herrauschte, brannte noch lange auf den gefälligen Händen nach.

Aber, mein Gott! sagte die Gräfin: es regnet ja, und den Wagen hab' ich nicht bestellt!

Vertrauen Sie mir so wenig? flüsterte der Hofmarschall. Kaum sah ich die ersten Tropfen an das Fenster schlagen, so war für mich Musik und Gesang verloren, ich dachte nur an Ihren Wagen, und schlüpfte durch das unerhörte Gedränge. Glücklicher Weise fand ich meinen Kammerdiener im Vorsaal, er horchte an der Thür, denn er ist auch ein Verehrer der Kunst, und so ward denn alles bestellt, und jeder Ihrer Wünsche ahnend erfüllt.

Gräfin. Ich danke! aber wohin jetzt? — Ach, ich hätte so gern die süße Stimmung des Gemüthes, die holde Blüthe des Gesanges, in freier Natur ausklingen lassen, aber nun — —

Hofmarschall. Ist es Ihnen zu früh, Gnädigste, nach dem Salon zu fahren? Ich dächte, eine Parthie Whist — —

Gräfin. Ich bin ungern im Salon, man findet dort so gemischte Gesellschaft, und muß mit allem vorlieb nehmen. Indeß wenn Sie meinen — — Ein Kammerherr drängte sich an die Gräfin und sprach: Sr. Durchlaucht, der Herzog, lassen sich Ew. Gnaden empfehlen und anfragen, ob Sie in Ihrem Wagen nicht noch einen Platz für seine Prinzeß Schwester haben? Der unvorsichtige Stallmeister hat nur die zweisitzige Batarde vorfahren lassen, und Sr. Durchlaucht sind so von dem Gesange enchantirt, daß sie die Signora selbst nach Hause bringen wollen.

Gräfin. Wenn die Prinzeß der Signora weichen muß, so findet sie bei mir Platz.

Der große Gesellschaftssaal füllte sich bald

mit verſchiedenen Badegäſten, denn das Gewitter ſchien heraufkommen zu wollen. Man ging im Geſpräch auf und ab, eilte zu den Karten, oder ſetzte ſich an kleinere Tiſche zuſammen, um Erfriſchungen einzunehmen.

Ich danke Gott, ſagte der penſionirte Oberſte, daß endlich das Konzert ein Ende hatte. Das Gedränge und die Hitze waren ja ſo groß, daß die Leute die Mäuler aufſperrten, als wollten ſie alle mit ſingen. Laſſen Sie uns eine Flaſche Rheinwein zur Kühlung trinken.

Meinetwegen! entgegnete der alte Geheimerath. Aber die Trillini ſingt doch vortrefflich, eine ſolche Kehle bleibt doch eine köſtliche Gabe der Natur.

Obriſter. Mehr werth, als das große Loos. Die Nachtigallenkehle fuhr auch in des Herzogs Wagen.

Geheimerath. Und der alte kranke Schulrath P., der Stifter der großen Erziehungsanſtalt zu H., mußte neben her im Regen nach Hauſe gehen. Was kümmert ſich ein Fürſt um einen ſolchen Mann!

Obriſter. Es geſchieht ihm recht! warum kann er nicht ſingen, oder tanzen. Ich ſah ihn ſchleichen, nahm ihn unter meinen Regenſchirm, und führte ihn ſo nach Hauſe.

Geheimerath. Es bleibt doch eine nicht zu erklärende Erſcheinung, daß der Menſch über eine blos zufällige Naturgabe nicht allein ſein Wohlgefallen äußert, ſondern ſie dem Beſitzer ſo hoch anrechnet, und ihn nicht allein mit Geld, ſondern auch mit Achtung überhäuft, als gebe ihm die körperliche Fertigkeit einen moraliſchen Werth, indeß er das wahre Verdienſt kaum über die Achſel anſieht.

Obriſter. Mir iſt das ſehr erklärlich. Die Tugend und das Verdienſt iſt ein Muß, es heißt: du ſollſt mit Kopf und Herzen dem Vaterlande nützen, du ſollſt dich für daſſelbe krank arbeiten, dich todt ſchießen laſſen, das dank' dir der Teufel! und darum braucht man's nicht ſonderlich zu bezahlen, denn es gehört dem Vaterlande, weil es ſeiner nicht entbehren kann. Aber die helle Kehle, und die flinken Beine verlangt das Vaterland nicht,

weil sie ihm viel kosten und wenig nützen würden, drum kann sie der Eigenthümer behalten und verkaufen, wie er will, für Geld und für Hochachtung, was man ihm giebt.

Geheimerath. Und mancher giebt die Hochachtung noch lieber als das Geld, weil er die erste selbst münzen kann.

Die beiden Freunde setzten sich mit ihrem Rheinwein in ein Fenster. Nahe bei ihnen schob der Marqueur ein Tischchen an die Wand, woran ein schwarz und ein grau gekleideter Mann Platz nahmen, um ihren Thee zu trinken.

Der Schwarze. Wie haben Sie Ihren Nachmittag zugebracht?

Der Graue. Ich bin auf die Berge gestiegen. Die Gegend ist schön. Jetzt aber fühle ich mich ermüdet und will mich durch eine Tasse Thee erquicken.

Der Schwarze. Sie waren also nicht im Konzert? —

Der Graue. Nein! ich hätte sie wohl gern mögen singen hören. Allein der Arzt

und die Badereiſe koſten mir viel Geld, und das Entrée überſtieg bei weitem meine Kräfte.

Der Schwarze. So iſt mirs auch gegangen. Ich habe meine kranke Mutter bei mir; fünf Thaler ſind nicht ſo leicht erworben. Ein ſolcher Genuß iſt nur für Reiche.

Der Graue. Was mag denn Signora Trillini heut geſungen haben?

Der Obriſt, ſich zu ihnen hinbeugend. Kann Ihnen mit einem Zettel dienen, da ſteht's drauf.

Der Graue, den Zettel leſend. Wie? — Zwei neue Lieder von X.? — Kennen Sie den Dichter und Komponiſten?

Der Schwarze. O! hätte ich doch fünf Thaler entbehren können. Meine Worte und Ihre Melodien möchte ich wohl aus dem Munde der Trillini gehört haben.

Der Graue. Ich auch! aber die beiden Lieder haben mir kaum ſo viel eingebracht.

Der Schwarze, nach der Thüre zeigend. Sehen Sie! Tritt dort nicht der Schauſpieler

in den Saal, der gestern in meiner Tragödie den Helden spielte?

Der Graue. Ja, er ist's! Ein schöner Mann! Ich dächte, er hätte gut gespielt.

Der Schwarze. Im Ganzen recht brav, mit Wärme und Ausdruck. Doch hatte ich mir ein andres Leben in mein Stück gedacht, was ich auf der Bühne nicht fand. Ich möchte ihn wohl um manche Abänderungen befragen, die man sich hier erlaubt hat. — Er kommt uns näher. — Verrathen Sie mich nicht, ich will unerkannt bleiben.

Der Schauspieler sah sich nach einem Platze um; der Schwarze bot ihm einen Stuhl; er nahm ihn höflich dankend an, setzte sich zu ihnen und ließ sich eine Flasche Champagner geben.

Der Schwarze. Wir sind Ihnen für den uns gestern gewährten Genuß vielen Dank schuldig! Sie haben vortrefflich gespielt.

Schauspieler. O, ich bitte! das Stück spielt sich von selbst. Der Dichter hat bei einer schönen Sprache seine Charactere gut

gehalten, viel Affect in die Hauptrolle gelegt, der immer viel Effect macht, und so wird es dem Schauspieler leicht.

Der Schwarze. Ich habe das Stück im Manuscript gelesen, dort aber manches anders gefunden, als ich es gestern auf der Bühne sah.

Der Schauspieler. Das kann wohl seyn; man muß den Herren Dichtern nachhelfen, sie kennen ihren eignen Vortheil zu wenig.

Der Schwarze. Aber der Dichter legt doch auf manches einen Werth, was dem Schauspieler eine Kleinigkeit scheint, und er als solche auch willkührlich behandelt. Der Dichter hat manche Scene in seiner Zusammenstellung sich so ergreifend gedacht. Aber der Schauspieler bleibt ihm nicht treu, und der Sinn geht verloren.

Schauspieler. Mag er verloren gehn, ein besserer tritt an die Stelle. Glauben Sie mir, hinter dem Schreibtisch wohnt weder Erfahrung noch Leben; man müßte ja aus der Haut fahren, wenn man den Dich-

tern treu bleiben wollte. Sie verstehen gewöhnlich nicht das Geringste vom Scenischen. Es sollte Niemand ein Drama schreiben dürfen, der nicht selbst Schauspieler ist.

Der Schwarze. Lessing sagt: Raphael wäre immer der größte Maler gewesen, wenn er auch keine Arme gehabt hätte; und so ist mancher Dichter ein großer Schauspieler, ob er gleich niemals die Bühne betreten hat. Aber Sie sprachen von dem scenischen Wesen, erlauben Sie mir deshalb eine Frage: Warum ließen Sie in der Schlußscene des gestrigen Trauerspiels nicht, der Vorschrift des Dichters gemäß, die Geliebte in den Armen des Ritters sterben? Warum mußte sie neben ihm auf dem Stuhle verscheiden, wo zwei andere Personen sie zu halten genöthigt waren, damit sie nicht herunterfiel? Es brachte etwas Stöhrendes und Kaltes in den letzten Augenblick.

Schauspieler. Wie? — und Sie können noch fragen? Soll der Held die letzten ergreifenden Worte ohne Gestus sprechen? Soll das Halten der Leiche ihm den edlen

Gebrauch ſeiner Hände tödten? Hat Ihnen die geballte zitternde Fauſt nicht gefallen, die ich zum Himmel empor hielt? — Nein, die Hände muß der Schauſpieler frei haben im tragiſchen Moment, denn ſie ſind die Fittige, durch deren gewaltiges Schlagen er ſich allein aufſchwingen kann. Apropos! Man ſagt, der Dichter werde auch hier bei uns erwartet. Ich freue mich auf ſeine Bekanntſchaft, er ſoll manches von mir lernen. Marqueur! Noch zwei Gläſer, wir wollen den Dichter leben laſſen.

Der Schauſpieler bewirthete die beiden Theetrinker mit Champagner, und wurde dann von einigen jungen Officieren abgerufen und in ein Nebenzimmer geführt, wo man Pharo ſpielte.

Während deſſen hatte der Hofmarſchall in die Nähe dieſer beiden Tiſche den Spieltiſch für die Gräfin geordnet. Eine Hofdame und ein apanagirter Prinz waren die Mitſpielenden.

Hofdame. Aber warum können wir nicht im Nebenzimmer unſere Parthie ſpie-

len.? Man ist hier wie ausgesetzt unter dem Volke.

Prinz. Der Herzog hat die Nebenzimmer zu dem Künstler-Soupée, welches er heut Signora Trillini und Madame Balance zu Ehren giebt, in Beschlag genommen. Ich glaube, wir sind alle dazu geladen?

Man bejahte es.

Hofmarschall. Und finden wir auf diesem Fleckchen Erde nicht auch herrliche Nachbarschaft? Sehen Sie, den Hrn. Geheimerath, und den Hrn. Obristen.

Man begrüßte sich gegenseitig, die Karten wurden gezogen und das Spiel begann.

Der Obrist, sich zum Schwarzen hinüberbeugend. Hören Sie! war der Mensch ein Komödiant?

Der Schwarze. Zu dienen, und ein recht braver Künstler.

Obrister. Ich dächte, er wäre grob geworden? Nicht?

Der Schwarze. Nein! — er war nur eifrig.

Hofmarschall, der es gehört. Ich lobe

mir die Signora Trillini! wie hoch steht sie über alle Künstler, und wie bescheiden sind ihre Anforderungen?

Geheimerath. Bis auf das Entrée. Das ist aber auch das einzige, was sie zu fordern braucht, denn das übrige trägt man ihr alles entgegen.

Hofmarschall. O stoßen Sie an auf ihr Wohl! stoßen Sie an, meine Herren, Sie haben ja Wein!

Obrister. Ist nicht mehr nöthig; es ist ihr schon wohl genug bei der schönen Einnahme, die leichter verdient ist, als eine Pension.

Hofmarschall. Sie ist die Fürstin der Künstler, sie muß auch als Fürstin leben können.

Gräfin, empfindlich. Geben Sie doch Achtung auf das Spiel, und denken Sie nicht immer an die Sängerin.

Hofdame. Dieß sind doch zwei höchst genußvolle Nachmittage; heut das himmlische Konzert und das Soupée beim Herzog, und

morgen das noch göttlichere Ballet und die Solotänze der Madame Balance.

Gräfin. Man lobt das neue Trauerspiel von gestern, allein ich habe mich schrecklich darin ennüyirt; keine neue Dekoration, altes Kostüm! — Man hat gar nichts zu sehen.

Geheimerath. Man soll auch nicht blos sehen, man soll hören wollen, meine Gnädige.

Prinz. Bitte um Entschuldigung! es heißt Schauspielhaus und nicht Hörspielhaus.

Hofdame. Und glauben Sie mir, die Schauspieler sind jetzt so arrogant, daß man risquirt, blamirt zu werden. Denken Sie nur: neulich kommt die berühmte Madam Käster in unsere Residenz, und giebt als Gastrolle die Sappho. Sie spielt süperbe, auf Ehre, allerliebst! ich habe müssen die Augen zumachen, als sie vom Felsen ins Wasser sprang. Der ganze Hof applaudirte, das Parterre rief sie heraus.

Geheimerath, lächelnd. Nach dem Tode?

Gräfin. Nun? und warum nicht? das Spiel kann nicht immer fortdauern.

Der Schwarze, für sich. O du unbegreifliches Publikum! das sich den letzten Tropfen der Täuschung, wie in einem Bade-Hause, sorgfältig abwischt, um nur recht trocken an die Luft treten zu können.

Hofdame. Aber was geschieht? — Sie kommt nicht!

Hofmarschall. Wie? sie kommt nicht? und welche Entschuldigung?

Hofdame. Gar keine! Statt ihrer erscheint der alte Diener der Sappho — — wie heißt er doch? — — Ram — Rammel —

Prinz. Rhamnes, mein Fräulein.

Hofdame. Richtig, Rhamnes, und sagt da ein Paar kauderwälsche Verse her — — Warten Sie, der Kammerjunker hat sie mir aufgeschrieben, er hat sie sich zu verschaffen gewußt. Hier! lesen Sie selbst.

Sie nimmt ein Blättchen aus ihrer Brieftasche.

Hofmarſchall, laut leſend.

Was ruft ihr ſie? — verſtummt ſind Sapphos Lieder!
Die Sängerin verſchläft ihr tiefes Weh! —
Der Orcus giebt die Herrliche nicht wieder,
Und Phaon holt nicht die Euridice.
Beweint ſie ſtill, glaubt, daß ſie wahr vollendet,
Dann erſt habt ihr den Lorbeer ihr geſpendet.

Geheimerath. Bravo! bravo! und was geſchah?

Hofdame. Man ließ es ſich gefallen, und applaudirte aufs neue!

Der Schwarze, begeiſtert. Die Sappho iſt unter ihren Griechen geſtorben! O du erhabnes Publicum! Es ſoll leben!

Er trinkt Thee.

Der Graue. Nein! die Künſtlerin ſoll leben, die im Gefühl ihrer Größe das Publicum zu ſich hinauf zog.

Prinz. Und der König ließ ſie nicht aus dem Lande weiſen?

Hofdame. Nichts weniger! Man mußte ſich nach der allgemeinen Stimmung

richten. Sie trat am folgenden Tage als Elvire in der Schuld auf, und ward mit dem ungeheuersten Applaus empfangen, aber nicht die geringste Verbeugung gegen das Publikum, nicht ein Wort des Dankes; sie blieb an ihrer Harfe sitzen wie ein Stock, und that als sey sie taub.

Der Schwarze. Du große Künstlerin!

Prinz. Friedrich der zweite ließ die Mara arretiren, als sie nicht singen wollte. Man hätte die Madame Käster auch Mores lehren sollen.

Gräfin. So etwas risquirt man nicht bei unserer Balance. Wissen Sie noch, Hofmarschall, als wir sie in Y. zuerst in dem schönen Ballet, Ariadne und Theseus, tanzen sahen.

Hofmarschall. Wer könnte das vergessen! Denken Sie, mein Prinz! als die Göttliche vom Felsen ins Meer sprang, battirte sie zwanzigmal ehe sie verschwand. Alles war entzückt, man rief: bravo! ancora!

Gräfin. Und sie zierte sich nicht, und trat bescheiden wieder auf.

Geheimerath. Das ist lustig! Sie kam doch trocken aus dem Meere?

Hofmarschall, beruhigend. Freilich! es war ja nur Silberflohr. Und nun stand sie triumphirend auf dem Felsen mit ausgestrecktem rechten Füßchen zwei Minuten lang, und als sie hinunter sprang, battirte sie zwei und zwanzig mal, auf meine Ehre!

Der Schwarze. Für die Gallerie vier und zwanzigmal, denn die konnte die Ariadne länger sehen.

Die Flügelthüren öffneten sich. Der Herzog Signora Trillini, und ein Kammerherr Madame Balance führend, traten herein, und gingen durch den Saal in die anstoßenden Zimmer. Man stand auf, und verneigte sich.

Prinz. Wahrlich, der Herzog ist ein ächter Mecän, er ehrt die Kunst im großen Künstler.

Hofmarschall. O wenn sie doch nach dem Soupée uns noch eine Arie singen wollte.

Gräfin. Sie wird sich erbitten lassen; die Ehre beim Herzog zu speisen, ist doch wohl eine Arie werth.

Prinz. Und im schlimmsten Falle legen wir zusammen.

Hofmarschall. Nur die letzte Arie noch einmal, die letzte Arie! wie hieß sie doch?

Hofdame. Auf der Ankündigung stand der deutsche Text, ich glaube:

„Welchem Ruf erwacht das Herz?"

Hofmarschall. Richtig! Aber sie sang nur eine Strophe deutsch, und legte dann süße weiche italienische Worte unter.

Der Schwarze, für sich. O, mein armes deutsches Lied!

Prinz. Ohne die Cadenz wäre aber die Arie gar nichts werth gewesen.

Der Graue, bescheiden aufstehend. Um Verzeihung, welche Cadenz? — mir ist keine in dem Liede bekannt.

Prinz. Dann bedaure ich Sie, sie läßt sich nicht beschreiben.

Geheimerath. Nein, der Herr hat

Recht. Ich kenne das Lied, es ist eigentlich dort nur ein Halt in der Musik.

Der Graue. Nicht wahr? nach den Worten:

„Und du schläfst nicht wieder ein?"

Hofmarschall. Getroffen! aber das zeigt eben die große Künstlerin, daß sie mit ihrem Reichthum dieß unbedeutende Lied zu schmücken und zu erheben wußte.

Prinz. Ja, und haben Sie wohl gehört, wie sie bei jeder Strophe eine andere Variation auf die neue Polonaise künstlich in die Cadenz einwebte?

Der Graue. Zerbricht seine Tasse. O ihr verdammten Seiltänzereien!

Prinz. Herr! waren Sie heut im Konzert?

Der Graue. Nein! ich konnte es nicht bezahlen!

Prinz. So haben Sie kein Recht zu urtheilen!

Der Graue. Doch! wenn ich das Recht auch nicht mit fünf Thalern erkaufte,

so hab' ich das Lied doch gehört, wie es keiner mehr hören wird.

Hofmarschall. Das ist zum Todtlachen! von wem denn, und wo?

Der Graue. Von ungenannten Stimmen, auf meinem Zimmer.

Der Graue und der Schwarze standen auf, und gingen schweigend im Saale auf und ab.

Obrister. Auf meine Ehre! ich glaube, die Kerls sind dem Tollhause entlaufen.

Der Geheimerath ließ sich die Badeliste reichen, und sah nach den angekommenen Fremden. Ich habe mich nicht getäuscht, sprach er: der grau gekleidete Mann ist der alte ehemalige Musikdirektor X. Ich habe viel von ihm gehört, er hat treffliche Sachen componirt; von ihm waren auch die beiden schönen Lieder des heutigen Konzerts; durch Krankheit und Unglücksfälle soll er verarmt seyn. Und der andere im schwarzen Anzuge ist der Doctor Z., ein genialer Dichter; der Verfasser des gestrigen Trauerspiels.

Prinz. Die Herren nennen sich auch Künstler?

Geheimerath. Sind es auch!

Hofmarschall. Stehen aber tief unter den beiden Damen.

Die Partie war beendigt. Man stand auf. Der Kammerherr trat hinzu und meldete, daß sie im Nebenzimmer vom Herzog erwartet würden. — Wir werden heut, fuhr er fort, einen göttlichen Abend haben, die Trillini wird zum Flügel singen, und die Balance wird tanzen. — Aber, mein Theuerster, wendete er sich geheimnißvoll an den Geheimenrath: es sind zwei Couverts an der Tafel übrig, und der Herzog hat mir aufgetragen, noch zwei von den Badegästen einzuladen. Ich weiß Niemand, der zu uns passen möchte. Wen meinen Sie wohl? rathen Sie mir!

Geheimerath. Dort gehen der Musikdirektor X., und der Doktor Z. im Saale auf und ab. Sie sind erst vorgestern hier angekommen; beide sind als Componist und Dichter berühmt, und ehrenwerthe Leute.

Wenn der Herzog die Künstler wirklich schätzt — —

Kammerherr. Charmant! ich will Sr. Durchlaucht selbst fragen! Er eilte fort. Der Herzog trat alsbald in die Thür, und sah prüfend in den Saal, worauf er mit dem Kammerherrn heimlich sprach. Dieser kam zum Geheimenrath zurück, und flüsterte ihm ins Ohr: „Sr. Durchlaucht haben befohlen, die Couverts weg zu nehmen; sie meinen, jene beiden Herren sähen ihnen zu pauvre aus, und paßten nicht in unsre heutige frohe Künstlergesellschaft! —

Die Eingeladenen eilten hierauf zu dem Künstler-Soupée; der Graue und der Schwarze aber hinaus in die freie Natur; denn das Gewitter war längst vorüber. Sie ließen sich ein Tischchen mit ihrem frugalen Abendbrot in den Garten tragen, und hier im Saale der Nacht, und in der Gesellschaft der riesigen mondbeglänzten Gebirge, nahmen höhere und edlere Gestalten, als bei dem Soupée des Herzogs, an ihrer Tafel Platz.

Das Begräbniß.

Eine Erzählung.

Zweites Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.

1820.

(Erstes Bruchstück, siehe: Wahnsinn und Tod! in den romantischen Accorden.)

Hat dich das erſte Bruchſtück aus meinen muſikaliſchen Wanderungen wirklich ſo angezogen, daß du die Schilderung der ganzen Reiſe verlangſt? — Wenn ich ſie dir auch einſt verſprochen habe, ſo erlaß mir jetzt immer meine Zuſage. Es giebt Perioden im Leben, die nur in ſtummer Erinnerung fortleben wollen. So geht es mir eigentlich auch mit jener Reiſe. Das zarte Verhältniß der Freunde zu einander, die ſie unternahmen; der warme Maitag der Jugend, der ihnen den langen Weg erhellte, und nach den kurzen Frühlingsgewittern nur deſto ſonnenklarer ſie wieder umfing; die unzähligen kleinen Zufälle und Begebenheiten, die nur vor ihren ahnungsvollen Herzen eine tiefere Bedeutung erhielten; und die heiligen Stunden der Mittheilung, in denen ihre offnen liebenden Gemüther, kein Ge-

heimniß vor einander habend, die unſichtbaren Pſychenflügel entfalteten, um in den Aether ſich zu erheben, und aus ihm glänzender zur Erde zurück zu kehren, den kriſtallnen Regentropfen gleich, die wie ein unſichtbarer Nebel aufſteigen, und erſt im Herabſinken den wunderherrlichen Farbenbogen auf den dunkeln Hintergrund des Lebens werfen. Dieß alles iſt eine immer friſche Quelle, aus welcher das Herz ſeinen Troſt, und die Phantaſie ihre ſchönſten Bilder ſchöpft. Aber der dunkle, ſie ſtets nur erfriſchende Schatten des Geheimniſſes, darf ihr nicht genommen werden, ſonſt vertrocknet ſie.

Deshalb, da du wieder aus ihr ſchöpfen willſt, magſt du auch nur mit einem Becher voll wieder vorlieb nehmen, — mit einem Bruchſtück.

Ich hatte mit meinen Freunden Italien und die brittiſchen Inſeln durchzogen, und wir ſehnten uns nach Deutſchland, in unſre Heimath um ſo mehr zurück, als Müllers Geſundheit zu wanken begann, da beſonders Schottlands rauherr Gebirgsluft ſeine Bruſt verletzt zu haben ſchien. Die Seekrankheit, die ihn bei der Ueberfahrt befiel, wirkte noch nachtheiliger auf ihn, und die Aerzte riethen dringend den Beſuch eines Bades an. — Die Jahreszeit hierzu war eingetreten, wir beſchloſſen deshalb, den Freund in unſerer bisherigen Verkleidung dorthin zu begleiten, und die Badezeit noch als Schlußgericht der reichbeſetzten Pilgertafel mit einander zu genießen. Wir wählten ein im Gebirge liegendes Bad, und zogen von der letzten Station wie luſtige Prager Studenten zu Fuße dort ein.

Aber nun ſollten wir auch aufſpielen, man wollte Muſik hören und tanzen, und die Unternehmer ſolcher Vergnügungen konnten nicht begreifen, weshalb wir uns in einen einträglichen Contract mit ihnen nicht

einlassen, sondern nur nach Belieben und ohne Bezahlung die Gesellschaft bisweilen mit Musik erfreuen wollten. Wir bedurften aber des Geldes nicht mehr, denn England hatte unsere Kasse so reichlich versehen, daß wir im Voraus berechnen konnten, sie werde bis zu unserer Trennung auslangen, und da wollten wir denn hier mit unserer Kunst frei walten. Das machte Anfangs Aufsehen; die fünf jungen Musiker zogen die Blicke der neugierigen Badegäste auf sich, man wollte durchaus hinter das Geheimniß ihres Standes und Lebens kommen, bat sie zu den Gesellschaften, um Musik zu hören, und war doch wieder in Verlegenheit, ob man sie als wirklich ebenbürtige Gäste, oder nur als aufspielende Künstler behandeln sollte. Dieses Schwanken und Zweifeln gewährte uns manche lustige Unterhaltung; wir nahmen recht absichtlich bisweilen ein höchst vornehmes Betragen an, um den uns entgegentretenden Stolz durch gleiche Münze in Verlegenheit zu sehen, schlugen manche Einladung aus, oder brachten unsere Instrumente nicht

mit in die Gesellschaft, und gaben doch wieder dafür ungebeten gar schöne musikalische Genüsse in freier Natur.

Am Ende der großen Promenade lag ein von Linden beschatteter freier Platz, der vor sich die weite Aussicht ins Thal, hinter sich die hohen waldbewachsenen Gebirge hatte. Hier pflegten wir den Abend mit unseren Instrumenten zuzubringen. Ein schweigender Kreis von Zuhörern versammelte sich gewöhnlich um uns, wir aber thaten als sähen wir Niemand, und als gelte diese musikalische Unterhaltung einzig unserm Vergnügen.

Nur unser Müller nahm keinen Theil hieran; theils hatte ihm der Bade-Arzt das angestrengte Spiel und vorzüglich das Blasen auf der Klarinette widerrathen, und ihm, wenn er die Abendluft genießen wolle, statt des ruhigen Sitzens, einen Spaziergang anempfohlen, theils vermied er bei seiner jetzigen, sehr reitzbaren Stimmung selbst gern jedes Gedränge von Menschen und suchte die Einsamkeit. Nicht einmal seine Freunde durften ihn begleiten, wenn er, den

Sonnen-Untergang zu ſehen, einen hohen Punkt erſtieg; es war, als wollte er ihnen die Ahnungen verſchweigen, die bei dem Heranſchreiten der Nacht ihm vorüberzogen; ja er bat uns vielmehr, den Abend mit unſern Inſtrumenten zu begrüßen, damit die Harmonien aus dem Thale dann zu ihm aufſteigen möchten.

„So, wie Eure Töne mich rufen, ſagte er oft, ſo muß der entfliehenden Seele der Nachruf der Liebe klingen!“

Es machte ihm dann ein beſonderes Vergnügen, das Echo nachzuahmen, und uns Antwort zu geben. Auf ſeiner Klarinette wiederholte er die letzten Tacte des geendigten Muſikſtücks ſo rein und ſchön, daß alle Zuhörer über das herrliche Echo in lautes Entzücken ausbrachen und ſich nicht genug verwundern konnten, wie es blos unſern Inſtrumenten Antwort gebe, da ſie doch mit ihrer Stimme es vergeblich zu wecken ſtrebten.

Unſer Talent verſchaffte uns manche liebe Bekanntſchaft; nicht blos die Künſtler, nein, auch die Menſchen gewann man in uns lieb-

Univ. Mün

Wir knüpften leicht und zutraulich manches Freundschaftsband; denn zu einer bedächtigen Annäherung war die Zeit zu kurz, und doch wollten die verwandten Gemüther nicht neben einander vorbei gehen, ohne sich die Hand gereicht zu haben. Doch auch diese frohen kleinen Zirkel vermied unser kranker Freund. „Das Lachen und Sprechen greift meine wunde Brust an! sagte er: laßt mir den Umgang mit solchen Freunden, die so reich an Unterhaltung sind, daß sie keine Antwort von mir verlangen: mit meiner Violine und mit der Natur!“

Als aber einst Kraker, seinen Trieb zur Einsamkeit für hypochondrische Laune haltend, ihn auf gutgemeinte Weise deshalb ausschalt, und die übrigen Freunde auch mit einstimmten, und theilnehmend in ihn drangen, auch wie sonst unsre frohen Stunden mit uns zu theilen, zog er mich bei Seite und sprach:

„Ich bitte dich, nimm mich vor dem gutgemeinten Dringen der Uebrigen in Schutz. Ihre Liebe erkenn' ich mit Dank,

aber sie quält mich. Glaube nur, ich bin nicht einsam in meiner Einsamkeit, aber — hörst du? — spürt mir nicht nach!“

Ich versprach ihm dieß, und bewog die Uebrigen durch einige Winke, ihn ungestört gewähren zu lassen. Daß ein süßes Geheimniß sein Herz beschäftigen müsse, ward mir aber bald klar, und wie hätt' er es endlich dem theilnehmenden Freunde auch selbst länger verschweigen können? —

Unter den vielen Badegästen befand sich ein junges Frauenzimmer, welches niemals ohne einen grünen Schleier, und immer nur am Arm einer ältlichen Matrone erschien. Sie vermied sichtbar die von andern besuchten Orte, mischte sich nie unter die übrige Gesellschaft, und schlug immer nur die einsamsten Spaziergänge ein, wo ihr ein Diener gewöhnlich eine Harfe nachtrug. Die schlanke herrliche Gestalt erregte Anfangs die Neugier aller, man wollte auch das Gesicht sehen, das der Schleier verdeckte; denn wie sollte es die Natur nicht übereinstimmend mit den übrigen schönen Formen gebildet

haben. Die Neugierigen redeten sie an, die Unbescheidenen schlichen ihr nach, und erzählten viel von ihrem trefflichen Spiele auf der Harfe. Da sie aber jedem Gespräche auswich, auch ihre Spaziergänge bald zu einer Tageszeit wählte, in welcher die übrigen Badegäste andern Vergnügungen nachgingen, so ließ man die Eigensinnige gehen, und war auch bald nicht mehr begierig, sie ohne Schleier zu erblicken, da man erfuhr, sie sey blind.

Mit diesem Wesen hatte unser Müller eine geistige Bekanntschaft angeknüpft, und in einer Sprache ihr Vertrauen erworben, welche der armen Worte nicht bedarf. Die einsamen Stellen, an welche ihre Begleiterin sie hinzugeleiten pflegte, waren auch seine Lieblingsplätzchen, und unbemerkt von beiden hörte er oft ihrem vollendeten Spiele auf der Harfe mit Entzücken zu. Sie schlug dann gewöhnlich den Schleier zurück, um sich an dem frischen Hauch der Luft zu erquikken, sie zeigte ihm ein Antlitz, wie er es schöner und lieblicher noch nicht gesehen, und

wenn ſie nun endlich die zarten Lippen öffnete, und aus dieſer roſigen Pforte die ſilberklare Stimme mit einem Liede hervortrat, wie hätte dieß nicht ſein Herz tief ergreifen ſollen? Wenn Abends unſre Harmonieen auch zu ihr heraufſtönten, dann griff ſie begeiſtert in die Harfe, und gab ihnen mit vollen Accorden das Geleit auf ihrer Luftbahn; entzückt lauſchte ſie auf, wenn Müller täuſchend das Echo dann nachahmte, und breitete ihre Arme nach der unſichtbaren Freundin aus. — Aber er ging weiter, es verlangte ihn nach einem innigern Umgang mit ihr, nach einem geiſtigen Erkennen und Lieben; er nahm ſeine Violine an jene einſamen Orte mit, und fing leiſe an, in hohen reinen Tönen ihre Lieder zu begleiten, oder durch die vollſtimmigen Accorde, die ſie in Phantaſien kühn auf einander folgen ließ, eine ſchöne einfache Melodie zu führen. Wer kennt nicht den Zauber der Violine, wenn eine Meiſterhand ihre Saiten berührt? Welches Inſtrument paßt, wie ſie, für jede Stimmung des Gemüthes? — — Auch die

schüchterne Blinde, obgleich sie erst betroffen einhielt und unruhig ihre Begleiterin zu fragen schien, konnte der Macht dieser reinen Töne nicht widerstehen. Sie hörte mit verklärtem Lächeln einige Minuten Müllers vollendetem Spiele zu, dann aber griff sie begeistert in ihre Harfe, begleitete es, und verschmolz ihre Töne mit den seinigen. — Und so wurden sie nach und nach einander unentbehrlich, so eilte jedes mit der Sehnsucht nach der Tonsprache des andern täglich auf seinen Ort, und so vertrauten sie sich alles was die Seele bewegte, ohne je ein Wort mit einander zu wechseln. Selbst die ältere Begleiterin des blinden Mädchens schien sich dieser Unterhaltung zu erfreuen, da sie einen sichtbar wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung ihrer unglücklichen Freundin hatte.

„Weißt du denn, wer deine Geliebte ist?" fragte ich Müllern einst?

„Sie heißt Cäcilie, weiter mag ich nichts wissen!" antwortete er mir: denn in der

Welt, in welcher ich mit ihr lebe, gilt alles das andere nichts!"

Meine Neugier war jedoch hiermit nicht zufrieden, ich forschte im Geheimen nach, konnte aber auch nichts weiter erfahren, als daß ihre Begleiterin sich Madam Walding nannte, beide übrigens aber von Niemand gekannt wären.

So lebte denn Müller nun einzig in dieser geistigen Liebe, indeß wir übrigen wie die Bienen aus jeder Lebensblume Honig tranken. — Da verbreitete sich die Nachricht, daß der Fürst L. im Bade angekommen sey, und einen berühmten Augenarzt mit sich gebracht habe, um von diesem seine blinde Tochter hier operiren zu lassen. Ich dachte sogleich an Cäcilien, und irrte mich nicht, sie war des Fürsten Tochter. Er hatte sie mit seiner Schwester voran reisen lassen, indeß er selbst Geschäfte halber um um des Arztes gewiß zu seyn, einen Umweg gemacht, die beiden Frauen aber bestimmt hatte, bis zu seiner Ankunft hier unbekannt zu leben.

Die Nachricht von Cäciliens hohem Stande wirkte wie ein electrischer Schlag auf die meisten Badegäste. Wer die arme Blinde bisher keines Blicks gewürdigt, drängte sich jetzt theilnehmend in ihre Nähe; sie ward das Gespräch des Tages, und der Arzt, welcher den Gebrauch des Bades ihr als Vorcur empfohlen hatte, konnte kaum die zudringlichen Frager los werden, die Tag und Stunde der Operation wissen, und sogar Zuschauer dabei abgeben wollten. Auf Müllern wirkte diese Nachricht ganz besonders. Daß sie eine Fürstentochter sey, schien ihm gleichgültig, weniger aber, daß sie ihr Gesicht wieder erhalten sollte. Als ich ihn einst sehr niedergeschlagen und allein an jenem Plätzchen fand, wo sie sonst die Harfe spielte, und ich ihn fragte, ob er sich denn nicht der baldigen Genesung Cäciliens freue, — denn die Operation war Tags zuvor glücklich ausgeführt worden, und sie sollte nur noch einige Wochen das finstre Zimmer hüten, — da gab er mir die bedeutungsvolle Antwort:

„Vor Cäcilien liegt noch das ganze schöne Leben; wäre sie doch nur die kurze Zeit noch blind geblieben, bis ich auch blind geworden bin! Wenn sie sehend seyn wird, bedarf sie mich nicht mehr!“

Daß Müller die Ahnung seines Todes in sich herumtrage, ward mir zur Gewißheit, und leider auch, daß nur sein Verhältniß zu Cäcilien ihn bisher in übergewöhnlicher Spannung erhalten, und selbst eine Zeitlang über die Krankheit gesiegt habe. Destomehr unterlag er ihr aber jetzt, seit er Cäcilien nicht mehr sah. Er ging selten mehr an die freie Luft, phantasirte einsam nur auf seiner Geige, und gab sich einer stillen verzehrenden Sehnsucht hin.

Der Fürst hatte von seiner Schwester, und von Cäcilien selbst ein Rühmliches von unsern musikalischen Talenten und vorzüglich von Müllers herrlichem Spiel gehört. Er suchte unsere Bekanntschaft, dankte freundlich für den Genuß, den wir seiner Tochter während ihrer Blindheit gewährt hatten, und drang theilnehmend in ihren

Arzt, ſich unſeres Freundes ſorgſam anzunehmen, von deſſen bedenklicher Krankheit man ihm geſagt hatte.

Müllern war dieſer Arzt eine ſehr erfreuliche Erſcheinung. Er konnte ihm ja von Cäcilien erzählen, wie ſie die Operation ſtandhaft ausgehalten, und wie die Geneſung ihrer Augen nun raſch fortſchreite; er brachte ihm manchen innigen Gruß von ihr, denn ſie hatte erfahren, daß er ſehr krank ſey und ihr Arzt ihn auch beſuche; ſie ließ ihm ſagen, wie ihre Harfe jetzt auch einſam ſchweige, und ſich nach ſeiner Begleitung ſehne! — Er trieb uns allabendlich an, ihr eine Nachtmuſik zu bringen, und freute ſich unbeſchreiblich, wenn der Arzt uns am andern Morgen den Dank der Prinzeſſin, ihm aber die Verſicherung brachte: ſie habe trotz der ſchönen Muſik doch ſeine Geigentöne vermißt.

Während Cäciliens Geneſung glücklich fortſchritt und der Vater ſchon die Tage zählte, bis er mit der ſchönen Tochter an das Licht und unter die Menſchen werde

heraustreten können, verhehlte mir der Arzt nicht, daß Müllers Zustand immer bedenklicher werde. Die schwache wunde Brust hatte dem Blutsturz schon einmal ihre Quellen geöffnet, es war vorauszusehen, daß bei einer Wiederholung dieses Zufalls der Tod eintreten müsse. Wir alle waren um den Freund gar sehr besorgt; wir liebten ihn so innig, gedachten nach dieser heitern Wanderung die verschiednen einzelnen Wege ins Leben froh und muthig zu verfolgen, uns oft noch über der Erde wieder zu finden, und nun wollte der Tod schon dazwischen treten. Nur Müller selbst war ruhig und heiter, als freue er sich auf die Reise in die Heimath.

Der Tag war endlich bestimmt, an welchem Cäcilie die Dämmerung des Zimmers verlassen und mit den schönen Augen wieder das Leben schauen sollte. Der Fürst wünschte ihre Genesung recht festlich zu begehen und hatte gar sinnreich erdacht, wie er ihren erwachten Blicken Natur und Menschen aufs Neue zeigen wollte. Nur mit

ihm, der Schweſter und dem befreundeten Arzte, ſollte ſie den Tag auf den ſchönſten Punkten des Gebirges zubringen, an dem ihr lang verhüllt geweſenen holden Antlitz der Natur ſich erquicken und ungeſtört ihrer Rührung und Freude Raum geben. Gegen Abend wollte er dann mit ihr auf dem freien von Linden beſchatteten Platz eintreffen, wo ein reichbeſetztes Konzert ſie empfangen ſollte; denn er meinte, daß an dieſem Feſte ihre Lieblingsfreundin, die Muſik, nicht fehlen dürfe, und daß bei dieſer allgemeinen Unterhaltung er ſeine Tochter am leichteſten in die Geſellſchaft einführen und das läſtige Andringen der übrigen ihr erſparen könne.

Er hatte zwar hierzu ſeine kleine Kapelle nachkommen laſſen, wendete ſich aber dennoch mit der Bitte an uns, daß wir das Konzert ordnen, ſelbſt mit ſpielen und mit einigen ſeiner vertrauten Freunde das ganze Feſt beſprechen und einrichten möchten.

In gutmüthiger Geſchwätzigkeit erzählte der Arzt Müllern den ſinnreichen Plan dieſes Geneſungs-Feſtes, und bedauerte nichts

mehr, als daß jener, seiner Kränklichkeit wegen, bei dem muſikaliſchen Empfang nicht werde gegenwärtig ſeyn können.

Die Prinzeſſin, ſetzte er hinzu, wird Sie gewiß am meiſten vermiſſen, denn ſie beſtand darauf, heut vor allen ihren Freund zu ſehen und mit ihm zu ſprechen; nur auf meine dringende Vorſtellung: daß Ihr Geſundheitszuſtand Ihnen den Genuß der Abendluft noch nicht erlaube, gab ſie endlich traurig nach!" „Und wenn ich nun doch in die Abendluft hinaus ginge und bei ihrem Empfang nicht fehlte?" fragte Müller. — „O denken Sie nicht daran! ſagte der Arzt; es wäre dann das Aeuſſerſte zu fürchten!" Müller ſchwieg, aber von dieſem Augenblick an durchdrang ſichtbar ein neuer Strahl des Lebens das ſchon halb zerknickte Rohr. Wie der fernen Feuersbrunſt Wiederſchein den farbenloſen Nachthimmel röthet, ſo warf die innere Gluth des Herzens ihre leicht aufflammende Röthe auf ſeine bleichen verfallnen Wangen. Er wollte mich nach den Muſikſtücken fragen, die wir an Cäciliens Feſt

aufführen würden, allein seine Kniee wankten, die Stimme konnte aus dem halb verstegten Brunnen der Brust kaum mehr Luft schöpfen, und ich mußte ihn halten, daß er nicht sank. Seitdem sich sein Zustand verschlimmert, hatte er, um ruhiger zu seyn, ein eignes Stübchen bezogen; da hörte ich ihn dem tief in der Nacht vor jenem Feste noch auf seiner Geige phantasiren, und alle die Musikstücke wiederholen, die er mit Cäcilien gespielt hatte. Ich ging zu ihm hinüber, ich bat ihn recht dringend, das Instrument jetzt wegzulegen, und seinem kranken Körper Ruhe zu gönnen. Er aber schüttelte sanft das Haupt, seine verklärten Blicke glänzten über den bleichen Wangen, wie die Gestirne der Winternacht über dem Eisgefilde, und mit tiefer Rührung sagte er: „Laßt mich noch wachen, mich noch satt hören an diesen Tönen! ich werde Zeit genug haben zu schlafen, wenn mein Ohr taub seyn wird für sie!"

Ich wollte ihm einige beruhigende Worte darüber sagen, er aber reichte mir die Hand

und sprach sehr mild: „Laß es gut seyn, mein Freund! ich verstehe des Schicksals geheimen milden Sinn; es sendet mir die Jungfrau der letzten Liebe!“

Des andern Morgens fand ich ihn mit dem Fernrohr am Fenster. Er schaute auf das Gebirge hinaus, um Cäcilien mit ihrem Vater zu entdecken. Auch ich nahm ein Fernglas zur Hand und folgte seinem Blicke. Da sah ich Cäcilien hoch oben auf einem freien Platze, wie sie der herrlichen Aussicht entzückt die Arme entgegen breitete. Sie stand, durch das Fernrohr herbeigezaubert, ja so nahe vor ihm, als wolle sie ihn selbst umfangen, wie sollte er ihr sehnend, nicht auch die seinigen öffnen? aber die liebliche Erscheinung verschwand, als er die Arme ausbreitend in seligem Vergessen das Glas vom Auge nahm. Flüchtig erröthend und über sich selbst lächelnd, sank er in einen Stuhl zurück, und legte den Kopf in die Hand. „Empfangt doch den Für-

ſten heut mit der trefflichen Compoſition von W., die mit dem choralähnlichen Adagio beginnt und, ehe ſie in das Allegro übergeht, den langen doppelpauſigen Halt hat!" ſagte Müller, als wir ihn, wie immer, über die aufzuführende Muſik zu Rathe zogen. „Vergeßt auch die Harfe nicht!" ſetzte er hinzu; ſie muß in der Nähe ſeyn, denn ich weiß, daß jede Muſik in Cäcilien die unwiderſtehliche Luſt erweckt, auch mit in die Saiten zu greifen!"

Wir verſprachen ihm dieß alles, baten ihn, unſere Rückkehr vom Feſte nicht zu erwarten, ſich vielmehr ruhig zu Bette zu legen und verließen ihn, indem wir mit unſern Inſtrumenten auf unſern Platz eilten.

Die Freunde des Fürſten hatten zu Cäciliens Empfang alles auf das Sinnigſte vorbereitet. Niemand durfte früher den Platz unter den Linden betreten, ſie ſollte erſt allein ſeyn mit ihrem Vater, wenn ihr

die Wogen der Harmonie entgegen ſtrömten. Nur einzelne Lampen hingen wie feurige Neſtchen in den Lindenzweigen und warfen ein magiſches Licht herab. An einer Bank, die mit Blumenkränzen überhangen war, lehnte denn auch, Müllers Anweiſung gemäß, die Harfe; die übrige Geſellſchaft hielt ſich auf der nahen Promenade, wir mit dem Orcheſter ſtanden aber hinter einer dichten Holunder-Hecke.

Die Sonne war längſt vor uns im Thale nieder geſunken; hinter den Gebirgen flimmerte, wie bleiches Nordlicht, des Mondes Schimmer herauf; als endlich der Arzt herbeieilte, und das Zeichen gab, daß der Fürſt mit ſeiner Tochter nahe. — Wie aus den Hallen eines Domes der Orgel mächtige Töne den frommen Pilger willkommen heiſſen, ſo begrüßten unſre vollen Harmonien Cäcilien, als ſie unter die hohen Wölbungen hundertjähriger Linden trat. Gerührt und ſichtbar ergriffen blieb ſie ſtehen, hob

die gefalteten Hände wie betend zum Himmel auf, und ſank dann dem Vater entzückt in die Arme. Er führte ſein Kind zu der Blumenbank, und reichte ihr die Harfe. Freudig, als nahe ihr eine Freundin, die, beredter als ſie ſelbſt, ihr Entzücken ausſprechen wolle, nahm ſie das Inſtrument in den Arm, und begleitete, wie ſie es in ihrer Blindheit gern zu thun pflegte, unſere Muſik mit vollen Accorden. — Der lange vollſtimmige Halt, der nicht ſchloß, ſondern zu neuen Erwartungen berechtigte, trat nach dem Adagio ein. — Als die gewöhnliche Pauſe verſtrichen war, that Cäcilie einige auffordernde Griffe in die Harfe, aber noch ſchwiegen wir.

Doch wie wenn der Tag mit ſeinen lauten Lebenstönen endlich ſchweigt, die Nacht mit ihrem Schlaf den großen Halt gebietet, und nur die Mutter an der Wiege ihres kranken Kindes wacht und einſam mit banger zarter Stimme ein Wiegenlied ſingt; ſo be-

gann jetzt aus einer nahen dunklen Laube, in unbeschreiblich reinen aber bebenden Tönen, eine Violine ihre zarte Melodie. „Vater, das ist er! rief Cäcilie, griff begeistert in ihre Harfe und begleitete sein herrliches Spiel: Wir alle erkannten die liebende Stimme, und wagten nicht, sie mit unsern Instrumenten zu unterbrechen. Sie verloren sich bald in seliges Vergessen, sie begannen wieder ihr Phantasiren, als wären sie allein, und verstanden sich allenthalben leicht und überraschend in ihrer Geistersprache. — So vollendet, so tief in die Seele eindringend, hatte ich Müllers Spiel noch nie vernommen; so voll und kühn noch keine Begleitung auf der Harfe gehört. Er verlor sich endlich in ein düstres klagendes Moll und griff, nach einem kühnen raschen Gange, leise und kaum vernehmbar in höchster Reinheit einige herrliche Doppelgriffe, die zum Dur überführen sollten. — — Da schwieg aber plötzlich die Geige, und wie auch die Harfe auffordernd weiter klang, sie gab ihr keine Antwort

mehr. — Cäcilie legte das Instrument aus der Hand. „Wo ist er? ich muß ihn sehen, ihn, der mich in meiner Blindheit getröstet!“ rief sie und sprang auf, um selbst nach der Laube hinzueilen. Der Vater hielt sie sanft zurück und sagte dem Arzte einige Worte, der mich dann aufforderte, mit ihm den kranken Freund abzuholen, und ihn dem Fürsten und seiner Tochter vorzustellen. — Wir eilten nach der einsamen Laube hin. Doch, was die Violine nicht mehr vermocht, hatte die Seele siegend ausgeführt, der Uebergang aus dem Moll in das Dur war vollbracht, Müller saß zurückgesunken und todt auf der Rasenbank.

Es wurde dem Fürsten und seiner Tochter verschwiegen. Der Arzt hatte heut einen tiefen Blick in das Herz des Mädchens gethan und ahnete wohl, welchen Eindruck dieser Tod auf ihr Gemüth machen würde. Man sagte ihr: Müller habe nicht gewünscht, daß ihn Cäcilie sehen solle, er habe ihr auf

dieſe Weiſe Lebewohl geſagt, und ſey auf der Stelle abgereiſt. Cäcilie ſtand betroffen, und zerdrückte eine aufſteigende Thräne, aber die übrige Geſellſchaft drängte ſich nun glückwünſchend in ihre Nähe, und das Feſt hatte ruhig ſeinen Fortgang. Unbemerkt ließ ich meinen vollendeten Freund in unſre Wohnung tragen; der theilnehmende Arzt verſuchte vergebens ſeine Kunſt; das Leben war entflohn. Als meine Freunde um Mitternacht heimkehrten, und mir Vorwürfe machten, daß ich die Geſellſchaft ſo früh verlaſſen, führte ich ſie an ſein Lager und zeigte ihnen den tief Eingeſchlafenen.

Am folgenden Morgen kam der Fürſt ſelbſt in unſere Wohnung. Der Arzt hatte ihm den Vorfall erzählt, und ihn das zarte Verhältniß überblicken laſſen. Er ſchien ergriffen, und verlangte den Todten zu ſehen. Lange betrachtete er ſchweigend die bleichen freundlichen Züge, dann mußte ich ihm einiges aus Müllers Leben erzählen; er hörte

theilnehmend zu, und drang mir, als ich seine arme alte Mutter erwähnte, die nun ihre schönste Hoffnung verloren habe, einen sehr kostbaren Brilliantring für sie auf. Endlich bat er, wir möchten das Begräbniß ganz in der Stille besorgen lassen, damit seine Tochter nichts davon erfahre. — Wir setzten es in der dritten Nacht fest, und verschwiegen, um alle Begleitung zu vermeiden, sorgfältig die Stunde. Nur der junge Geistliche des Ortes, den seine Liebe zu der Musik mit uns vertraut gemacht, wollte dem Sarge folgen. Zwei Fackeln leuchteten voran, und nur wir Freunde, unsre Instrumente in der Hand, gingen hinter der Bahre her. Aber das Begräbniß war nicht verschwiegen geblieben; aus den Häusern, denen wir still vorüberzogen, traten dennoch allenthalben schwarzgekleidete Männer und Frauen heraus und schlossen sich Paarweise hinter uns an, während vor dem Sarge die Zahl der Fackelträger sich vermehrte. So ging der immer wachsende Zug den Bergweg hin-

unter dem Kirchhofe zu. Auf der Spitze eines nahen Felsens, der sein Haupt hoch und unsichtbar in die schwarze Nacht erhob, hatte sich die Kapelle des Fürsten gestellt, und gab uns, wie wir vorüberzogen, mit einem Choral das Geleite. — Der Sarg wurde am Grabe niedergesetzt und noch einmal geöffnet. Da lag der geliebte tief eingeschlafene Freund, seine Violine im Arme. Wir hatten ihm diese treue Freundin mit in den Sarg gegeben. Er glich einem Meister, der am Feierabend das kostbarste Werkzeug in die sichere Schlafkammer trägt. Die Augen aller Anwesenden richteten sich auf den Geistlichen, als forderten sie ihn auf, in ihrem Namen dem Heimgehenden das Lebewohl zu sagen. Auf eine Standrede war er nicht vorbereitet, nur den Segen wollte er über das Grab sprechen; aber die Gewalt des Augenblicks, die Nähe der vielen Menschen, die unaufgefordert hier nur ein Gefühl versammelte, begeisterte ihn, und er sprach folgende Worte.

„Das Konzert des Lebens iſt geendigt. Das Mäſtuoſo deiner Geburtsſtunden, das Allegro deiner Jugendzeit, das Andante deiner reifern Jahre, haſt du als ſiegender Künſtler durchgeführt, und der große Meiſter, der allein den tiefen reinen Sinn deiner letzten Cadenz verſtand, wußte wohl, daß nur das Finale der Todtenglocken darauf paſſen würde. Und ſo iſt das Conzert geſchloſſen, die vielen Zuhörer und Mitſpieler, Wünſche und Entſagungen, Freude und Schmerz, Liebe, Hoffnung, Begeiſterung, haben alle den Saal der Bruſt verlaſſen, und der müde Künſtler ſelbſt iſt heimgegangen und hat ſich zur Ruhe gelegt! — Aber er wird nicht wieder erwachen! — Die lange ſchwere Uebung, die ihn zum Meiſter machte, iſt vor dem Tod in zweckloſes Nichts zerfallen; die kundige Hand ruht ſtarr und kalt, und hat ihre Kunſt vergeſſen; die entzückenden himmelreinen Töne ſind alleſammt verhallt — fragt den Weſt, wenn er die reifen Kornfelder wiegt,

wohin er sie getragen? — An einem solchen Sarge hat das Herz manchen Vorwurf für Zeit und Schicksal bereit, und glaubt, daß sie ihm auf manche kühne Frage die Antwort schuldig bleiben werden. Warum, Ihr Gewaltigen, reißt Ihr in Eurem rastlosen Treiben das Menschenleben so grausam mit Euch fort? — So innig und tief fühlend, so mit Sehnsucht und Liebe die Welt umfassend, wie unsre Herzen, findet ihr doch keine jemals wieder; soll die Natur nun verödet dastehen, da wir ihr fehlen? Aber sie reichen uns die Hand und rufen: Kommt, kommt! wir dürfen nicht zaudern, die Ewigkeit ist zwar unermeßlich; aber unzählbar, wie ihre Tage, sind auch die Gestirne, die wir noch zu durchwandern haben. Kommt und werft das schwere Kleid ab, das uns am Aufflug hindert. Die Natur wird nicht hier verödet dastehn, wenn sie auch Euch vergessen muß. Bringt ihr nicht jeder Frühling tausend neue Knospen, die längst

schon warteten und sich herandrängen und auch blühn und duften wollen? Kommt, kommt! habt Ihr nicht geliebt und gelebt? warten und drängen sich hinter Euch nicht auch tausend aufknospende Herzen, die auch die Schönheit der Erde sehen, die auch lieben und leben wollen, wie Ihr?"

Ein Geräusch unterbrach seine Worte; durch den schweigenden Kreis der Umstehenden drängte sich eine schwarz verhüllte Gestalt auf den Sarg zu; sie schlug den Schleier hastig zurück: es war Cäcilie. Dicht am Sarge starrte sie lange sprachlos und trocknen Auges die bleichen freundlichen Züge des Geliebten an; sie legte ihm die Hand auf seine Brust, als wolle sie fühlen, ob das Herz denn auch wirklich stille stehe, und kniete endlich langsam an ihm nieder, küßte seine kalte Hand, und mit den kaum hörbaren Worten: „Lebe wohl! Dich hab' ich geliebt!" nahm sie ihm die Violine aus dem Arm, und legte ihren Schleier an jene Stelle. Dann schied sie. —

Unter dem Choral: „Befiehl du deine Wege!“ u. ſ. w., den wir Freunde als Abſchieds-Ruf auf unſern Inſtrumenten anſtimmten, ward das Grab geſchloſſen.

Mit dem Anbruch des folgenden Tages reiſte der Fürſt mit ſeiner Tochter ab. — —

Der
Epilog zu Maria Stuart.

1821.

Es hatte bereits fünf Uhr nach Mittag geſchlagen, als Ludwig Weltheim raſch durch das Thor der Stadt Oſtburg ſchreiten wollte, dort aber von zwei Seiten zugleich angehalten ward; denn an dem einen Thorflügel erblickte er die Ankündigung, daß heut im Theater hierſelbſt Schillers Maria Stuart gegeben werden ſolle, und an dem andern ſtand der Thorſchreiber, und forderte ſeinen Paß. Während er letzterem die verlangten Papiere einhändigte, hingen ſeine Augen feſt an dem Komödienzettel, ſo daß er des Thorſchreibers wiederholte Frage nicht eher vernahm, bis ihn dieſer beim Arm ſchüttelte, und ihm ernſtlich zurief:

„Sind Sie denn taub? — Ich kann aus Ihren Papieren nicht klug werden. Hier ſteht: Sie wären ein Bühnen-Dichter! was iſt das für ein Métier? — der-

gleichen giebts in unſrem Orte nicht, mithin finden Sie hier keine Arbeit; machen Sie, daß Sie gerade durch gehen, und ſprechen Sie nicht etwa in den Bürgerhäuſern an! —"

„Empfinge mich hier nicht Maria Stuart ſelbſt, entgegnete Weltheim, um mich in den Tempel der Kunſt zu führen, wahrlich, ich müßte glauben, an dem Thore des Erebus zu ſtehen, wo man von der Oberwelt nichts weiß. Wie, Herr! Sie fragen mich, was ein Bühnen-Dichter ſey? Sie, der Sie ſelbſt eine Art von Scribent ſind, und beſonders an Wochen-Markttagen gewiß manche höchſt dramatiſche Darſtellung ſchon hier am Stadtthore geben, um die ich Sie beiher wohl beneiden möchte. Schauen Sie doch hin auf den Zettel, welcher der Schottiſchen Königin Namen trägt: was leſen Sie darunter? „Ein Trauerſpiel von Schiller!" alſo von Schiller! Sehen Sie, ſo ſtand auch mein Name unter manchem König- und Fürſten-Titel an den Thoren der Städte angeſchlagen!"

„Ja, nun verſteh' ich's! ſprach der Thor-

ſchreiber lächelnd: der Herr ſind ein Komödiant, und ſpielen die Könige und Fürſten. Nun da gehen Sie in Gottesnamen, Sie werden hier Arbeit finden. Aber das will ich Ihnen voraus ſagen, den Schotten bekommen Sie nicht zu ſpielen, denn vor acht Tagen iſt die berühmte Mamſell Perle hier eingetroffen, um — —

„Wie? rief Weltheim begeiſtert: Die Perle iſt hier, und giebt Gaſtrollen? und Sie halten mich länger noch am Hafen auf, während das Volk gewiß ſchon wie die Fluth des Meeres nach dem Schauſpielhauſe ſtrömt? — Leben Sie wohl! ich tauche mich in die Wogen, um die koſtbare Perle zu finden! — Leben Sie wohl!“ — .

Unſer fahrender Poet, Ludwig Weltheim, war vor kurzem wirklich noch Theater-Dichter bei der Hofſchauſpieler-Geſellſchaft eines benachbarten Fürſten geweſen, welcher das Schauſpiel ganz beſonders liebte, deshalb bedeutende Summen zu ſeiner Ausſtattung

verwendet, und tüchtige Künstler angestellt hatte. Dennoch geschah es oft, daß der Fürst das Haus, und zwar vorzüglich, wenn Trauerspiele gegeben wurden, unbefriedigt, ja bisweilen in einer höchst widrigen Stimmung verließ, und sich dann den übrigen langen Abend mit einem bösen Humor herumplagen mußte. Er klagte dieß endlich seinem Günstling, befahl ihm, Rath zu schaffen, und vor allen Dingen doch einmal in den alten Griechen nachzulesen, von denen man auch in Betreff dieser Kunst so viel Aufhebens mache, um zu sehen, wie es denn damals hergegangen sey, und was sie denn eigentlich von der Sache gehalten.

Der Günstling verstand aber die griechische Sprache nicht, was er jedoch zu gestehen sich schämte, und durchlas deshalb mit großer Aufmerksamkeit die laufenden Tagesblätter, weil er nicht zweifelte, daß in dieser Alles umfassenden recht eigentlichen Universal-Lectüre auch über die Griechen manches Belehrende zu finden seyn werde. Seine Hoffnung betrog ihn auch nicht;

triumphirend eilte er zu ſeinem Fürſten und rief:

„Ich hab' es gefunden, Durchlauchtigſter! Ich hab' es! Ariſtoteles iſt unſer Mann; vernehmen Sie die Stelle, die ich ſo eben aus ihm überſetzt, ſie lautet alſo:

„Die Verwandlung des Glücks in Un„glück, muß auf der Bühne nicht in „Beziehung auf tugendhafte Charaktere „vorgeſtellt werden, denn dieß erregt „weder Furcht noch Mitleid, ſondern „iſt anſtößig!"

Nun, was ſagen Sie? liegt hierin nicht der Hund begraben? — befolgen denn unſre Dichter dieſes Geſetz? führen ſie in ihren Tragödien nicht vielmehr die Unſchuld zum Tode? O das iſt grauſam, gräßlich, ungerecht! Was Wunder, wenn ein ſo gerechtigkeitsliebender weiſer Fürſt dadurch aufs Höchſte indignirt wird!"

Der Fürſt gab ihm recht, und lobte die tiefe Einſicht ſeines Günſtlings. Als er aber weitern Rath von ihm begehrte, überzeugte ihn jener, daß die Sache eigentlich

in das Justiz-Fach schlage. Es wurde mithin das Gutachten des Justiz-Ministers verlangt, welches dahin ging, daß man eine Commission niedersetzen möchte, welche die aufzuführenden Tragödien erst juristisch prüfen, und über die im Conflikt begriffenen Personen Urtheil sprechen solle. Der Spruch selbst müsse dann dem bei hiesiger Bühne angestellten Theaterdichter zur Nachachtung und Vollziehung zugefertigt werden.

Das gefiel dem Fürsten wohl; er dankte seinem Minister für den klugen Rath, übertrug ihm das Präsidium bei dieser Tragödien-Criminal-Commission, und befahl ihm Strenge und Eil!

Der Minister war ein großer Criminalist, und nahm die berühmtesten Tragödien zuerst in ein scharfes Verhör. So ward denn z. B. in Romeo und Julia die letztere für völlig schuldlos erklärt, und ihr bloß, wegen der hinter dem Rücken der Eltern vollzogenen Vermählung, als welche jedoch mit dem Tode nicht zu bestrafen sey, eine Buße aufgelegt; die Amme als Haupt-

mitſchuldige ganz verabſchiedet, dem Romeo aber wegen des an Tibalt begangenen Mordes, der Tod zuerkannt.

Mit Emilia Gallotti nahm man es beſonders genau, da man eine Stelle in Leſſings Schriften gefunden haben wollte, worin er ſelbſt ſagte:

„Man müſſe keinen ganz guten Men„ſchen ohne alles eig'ne Verſchulden in „der Tragödie unglücklich werden laſ„ſen, denn ſo etwas ſey gräßlich und „daher untragiſch!“

Die Criminal-Commiſſion meinte nun, daß er gegen dieſen Satz ſtark verſtoßen, und hier auf einem faulen Pferde geſeſſen habe, indem an ſeiner Emilia Gallotti auch nicht die kleinſte Schuld aufzufinden ſey, vielmehr das im vorletzten Auftritt enthaltene Bekenntniß ihres zu heißen Blutes gar nicht zu Protokoll hätte genommen werden ſollen. Emilia ward daher einſtimmig frei geſprochen, Marinelli aber wegen des Mordes des Grafen Appiani zum Tode verurtheilt; gegen den fliehenden Banditen ein Steckbrief

erlaſſen, und dem alten Odoardo angerathen, daß er, ſtatt einen Mord an ſeiner Tochter zu begehen, ſich lieber mit ihr in anderer Herren Länder begeben möchte, wo ihre Unſchuld ſicherer ſey.

Auf dieſe Weiſe verfuhr man denn mit mehreren Tragödien, und forderte von dem Theater-Dichter, daß ſeine Feder die Urtheilſprüche an ihnen nun vollziehen ſollte.

Weltheim proteſtirte zwar Anfangs geradezu dagegen, und behauptete, daß man den alten Griechen, und das, was er eigentlich unter Unglück gemeint, wohl ganz falſch verſtanden habe, und daß eben für den Tugendhaften der Tod nicht immer ein Unglück, oder eine Strafe ſey. Er behauptete vielmehr, der Menſch mit ſeiner Seele voll Liebe und Hoffnung, wäre ja nicht blos ein Bürger dieſer Erde, und wie ein Fürſt, der mehrere Länder beſitze, einen Menſchen, den er beſonders liebe und vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde ſchützen wolle, aus ächt väterlicher Fürſorge wohl aus einem Lande in das andere verſetzen könne, ohne

den Vorwurf auf ſich zu laden: er habe den Schuldloſen des Landes verwieſen! ſo ſende eine höhere Macht der bedrängten Unſchuld und Liebe oft den Tod zu Hülfe, um ſie in ihr eigentliches Vaterland zu führen und ihr ſo den Sieg zu gewähren über menſchliche Anmaßung und Gewalt! —

Als man aber auf dieſe Proteſtation gar keine Rückſicht nahm, dem Tode keinen Defenſor verſtatten wollte, und den Dichter vielmehr ſtreng auf ſeine Pflicht verwieß, weshalb dieſer denn nun endlich die Feder wirklich anzuſetzen wagte, ſo erging es ihm noch weit übler; denn Leſſings Schatten ſchritt ihm drohend vorüber, Shakespeare gab ihm im Traume je zuweilen wohl gar einen Naſenſtüber, und Ariſtoteles ſetzte ihm das kritiſche Meſſer, wie ein Richtſchwert, an den Hals. —

Da zerriß er die Feder und bat den Fürſten um ſeine Entlaſſung! —

Frei wie der Vogel, der in den Zweigen ſingt, zog er hinaus in die Welt, wo wir ihn denn ſo eben in das Theater zu Oſtburg

haben gehen ſehen, um der Vorſtellung der Maria Stuart beizuwohnen.

Demoiſelle Perle ſtellte die unglückliche Königin in großer Vollendung dar; nicht minder vortrefflich ward von Madame Baum die Rolle der Eliſabeth gegeben. Aber Mortimers Geiſt ſchien allenthalben im Hauſe umzugehen, und das Publikum nur für die Erſtere Augen und Ohren zu haben. Eliſabeth trat auch nicht wieder auf, nachdem Maria zum Tode abgeführt worden war, ſondern das Stück ſchloß mit dem zehnten Auftritt des fünften Aktes, in welchem Leiceſter bei der Viſion von ihrer Hinrichtung zu Boden ſtürzt. Darüber entſtand zwar theilweiſe ein Gemurre, es verhallte jedoch bald unter den allgemeinen Beifallsbezeugungen, als man die begünſtigte Künſtlerin herausrief.

Begeiſtert von der Schönheit und dem trefflichen Spiel der Perle, jedoch auch vom Hunger auf das höchſte gepeinigt, eilte

unſer Weltheim „ ein Kaffeehaus aufzuſuchen, ſetzte ſich hier in eine Ecke des Zimmers, und ergriff, nachdem er ſich an Speiſe und Wein gelabt, ſeine Brieftaſche, um ein Sonnett zum Lobe der gefeierten Künſtlerin nieder zu ſchreiben, welches er in öffentliche Blätter einrücken zu laſſen, und ſich auf dieſe Weiſe zugleich ſelbſt als Dichter zu empfehlen gedachte; denn eben hier bei dieſer Bühne hoffte und wünſchte er ja wieder eine Anſtellung. Noch aber waren die erſten Zeilen kaum entworfen, als es im Saale lauter wurde, und er einen ſtattlichen Mann mit mehreren andern in einem Wortwechſel begriffen ſah. Man ſagte ihm, es ſey dieß der hieſige Schauſpieldirektor; er ſuchte ſich daher den Streitenden zu nähern, um den Grund ihrer Uneinigkeit zu vernehmen.

„Sagen Sie mir, Herr Direktor! ſprach ein ältlicher Mann: bleibt denn der Leiceſter dort wirklich todt auf dem Fleck liegen, oder rappelt er ſich wieder auf und geht zur Eliſabeth? Das ſollte man doch noch erfahren haben! — .

„Er steht zwar wieder von seiner Ohnmacht auf, mein Herr Forstmeister, aber er entflieht nach Frankreich! antwortete der Direktor. Die letzten Scenen des Stückes besagen dieß; haben Sie die Gewogenheit sie selbst nachzulesen: wir haben sie für diesmal gestrichen!"

„Ei Herr! Sie dürfen es Sich gar nicht unterfangen, den Dichter auf diese Weise zu verkürzen und zu verhunzen! fiel ein anderer ein. Der Schiller war ein ganzer Mann, und wußte wohl, daß nach Maria's Abführung zum Tode, dem über diesen Gewaltschritt empörten Zuschauer, das Bild der gequälten verlassenen Elisabeth mit auf den Weg hinaus gegeben werden müsse. Man läßt es sich ja wohl gefallen, daß die Gewalt als ihre Selbstrichterin auftritt, und durch den Untergang anderer den Sieg über äussere Verhältnisse begründet, wenn man sie daneben nur auch vor dem Herzen in ihrer Ohnmacht stehen sieht. Und das haben Sie uns genommen, und uns

mit einem gallebittern Gefühl nach Hause geschickt!"

Aber mein Himmel! entgegnete der Director: wer ist denn anders daran Schuld, als das verehrte Publicum? War das nicht ein Stuhlrücken und Thürzuwerfen, als wir vor vier Tagen die Perle als Maria abgeführt hatten? — Man konnte die Elisabeth in den letzten Scenen ja kaum mehr verstehen! Da erklärte unsre brave Madame Baum denn wohl mit Recht, daß sie bei Wiederholung des Stückes zuletzt nicht noch einmal wieder auftreten werde, weil für sie das Publicum keine Aufmerksamkeit gezeigt, sondern, daß das Stück mit dem Monologe Leicesters schließen müsse!"

„Das hätten Sie aber nicht zugeben sollen! sagte ein Officier: Sie sind Direktor, und die wenigen, die das Wagengedränge fürchten, oder ihre Suppe zu Hause nicht kalt werden lassen wollen, machen noch nicht das Publicum aus. In England müssen die Künstler die schönsten Stellen wiederholen, wenn auch ein Theil des Publicums

mit Lärmen dagegen protestirt. So wollen wir's hier auch haben. Ich bezahle mein Billet und will mich durch unzeitige Stuhlrücker nicht um meinen Genuß bringen lassen!"

„Ach!" sprach der Direktor: „führten Sie doch vor der englischen, erst die französische Sitte hier ein, wo selbst das Pochen des werthen Publicums nur Beifall bedeutet. Was soll ich denn aber machen, wenn die Schauspielerin nicht spielen will, und sich für beleidigt hält? — ich kann's ihr nicht abbitten, kann's ihr auch nicht ausreden, und entlassen darf ich sie auch nicht, denn es ist ja unsere erste Künstlerin; und wenn die liebe Perle nur erst vorübergeschwommen seyn wird, dann wird der Baum auch schon wieder duftende Blüthen treiben!"

Viele lachten, der Officier entgegnete aber ernst: Wir wollen den Genuß vollständig haben, und halten uns deshalb an Sie, mein Herr! Wie ich vernommen, soll in wenig Tagen Demoiselle Perle in ihrer heutigen Rolle noch einmal auftreten. Wohl,

das ist erwünscht. Verhunzen Sie uns aber das Stück nicht wieder so wie heut, sonst sollen Sie selbst, Sie allein, ausgepfiffen werden! Verstehen Sie mich?" —

Verstanden hatte es der Direktor allerdings, aber mit einem Blick, als vernehme er bereits das Pfeiffen, setzte er sich an das Ecktischchen, an welchem unser Weltheim seinen Platz wieder gesucht hatte, rief nach einer Flasche Champagner, und nachdem er den Pfropf an die Decke gesprengt, und einige Gläser schnell hinabgestürzt hatte, schlug er die Arme in einander, blickte kühn in den Saal, und murmelte vor sich hin:

„Will Keiner trinken? Keiner lachen?
„Ich will Euch lehren, Gesichter machen!"

Die erhabene Stimmung dieses für ihn wichtigen Mannes, benutzte unser Dichter, sich ihm vorzustellen, — ihm das Verfahren der Tragödien-Criminal-Commission in dem benachbarten Staate, und seine dadurch bedenklich gewordene Lage zu schildern, und ihm als Probe seiner Geschicklichkeit das

eben vollendete Sonnett an die jungfräuliche Pexie mitzutheilen.

„Ei, sehen Sie! Herr Ludwig Weitheim!“ sprach der Direktor mit einem Bückling: „O, ich habe die Ehre, Ihren Namen schon rühmlich zu kennen. Vielleicht könnten Sie uns recht willkommen seyn, aber ehe wir ein Wort weiter davon sprechen, Verehrter, müssen Sie mir erst dieß Sonnett wieder zerreißen. Glauben Sie mir, mit solchen Reimereien schreibt sich der Teufel eben in die Stammbücher! Herr, wenn das Ding in den Zeitungen erschiene, ich wäre ja gewärtig, die Maria Stuart das nächstemal ganz ohne Elisabeth geben zu müssen. — Nein, Freundchen! wollen Sie mir eine Probe Ihrer Kunst geben, so helfen Sie mir hier aus der Verlegenheit. Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, wie die Tabackschmaucher dort mich vorhin mit Recensenten-Wuth anzufallen, ja mir sogar zu drohen sich erlaubt haben, und man darf ihnen auch leider nicht trauen; sehen Sie nur hin: hat der eine nicht von Natur

ſchon einen verdammt ſpitzigen Mund? der pfeift lieber, als er lacht. Schaffen Sie Rath, Herr Dichter! Machen Sie, daß weder Publicum noch Künſtler disjuſtirt werden, und ſtutzen Sie mir den Schiller ein bischen ordentlich zu!"

„Nein, für das letztere behüte mich Gott! rief Weltheim! Aber allen zu gnügen, und auch den Dichter in Ehren zu laſſen, das macht allerdings die Aufgabe reizend! Wohlan, wir wollen verſuchen, und wenn es nun gelingt?" — —

„Dann ſind Sie der Unſrige!" fiel der Director freudig ein, beſtellte noch eine Flaſche Champagner, trank ſie mit dem Dichter aus, und bot dieſem einſtweilen ein Stübchen in ſeinem Hauſe an.

Auf dem nächſten Komödien-Zettel, welcher die Aufführung der Maria Stuart, und in dieſer Rolle das abermalige Gaſtſpiel der Dem. Perle verkündigte, las man in einer Nota folgendes:

„Das Stück wird diesmal mit
„einem Epilog von dem beliebten Dich-
„ter Ludwig Weltheim schließen. Ein
„verehrtes Publicum wird deshalb ganz
„bescheiden gebeten, sowohl das Stuhl-
„rücken, als auch die Aeußerungen des
„Final-Urtheils so lange ausgesetzt
„seyn zu lassen, bis auch dieser Epilog
„abgehalten seyn wird!"

Das machte die Leute neugierig, und das Haus gedrängt voll. Die Vorstellung war überdieß eine der vollendetsten. — Maria ward endlich zum Tode abgeführt — Leicester blieb zurück; zu ihm herauf stieg das dumpfe Getöse der Gewaltthat; und als er mit den Worten:

„Sie wird entkleidet — horch! der
Schemmel wird
„Gerückt — Sie kniet aufs Kissen —
legt das Haupt" — —

sinnlos zu Boden stürzte, fiel der Vorhang!

Eine tiefe Stille herrschte im ganzen Hause; das Orchester gab ein kurzes choral-

ähnliches Muſikſtück; und der Epilog begann folgender Geſtalt:

Der Vorhang geht langſam auf. Die Bühne zeigt eine dunkle Vorhalle. Clio, die Muſe der Geſchichte, auf der einen Seite an einem Tiſch ſitzend, iſt mit Pergamentrollen beſchäftigt. Nach kurzer Pauſe eilt ein Jüngling von der andern Seite in die Halle.

Jüngling, zu Clio.

Ich flieh' zu dir! du ſollſt mir Wahrheit 'geben!
Warum mußt' ich Melpomenen vertraun?
Sie rief mich aus dem ſtillen Bürgerleben,
Den Kampf um eine Krone anzuſchaun.
Ich fühlt' und ſah der Liebe redlich Streben,
Der Eiferſucht, des Haſſes heimlich Graun,
Der Sehnſucht ſtilles inniges Erglühen
Auf Wolken ſegelnd, mit ihr heim zu ziehen!

Doch die Gewalt behielt das Schwert zu Händen,
Die Liebe ſank, — die Wolken flohn dahin! —
Marien durfte Niemand Hülfe ſenden,
Eliſabeth blieb ihre Richterin,

Da konnt' es anders nicht, als blutig enden! —
O gieb mir Licht! beruh'ge meinen Sinn! —
Iſt's möglich, daß die Blume ſo gebrochen?
Und daß kein Richter, der die That gerochen? —

Clio.

Was dir die Schweſter gezeigt, geſchah.
Eh' ſie es darzuſtellen gewagt,
Hat ſie beſcheiden erſt mich gefragt,
Und auf dem Pergament ſtehts da! —
Nur das kräftige, reichere Leben,
Hat ſie, ihrer Macht bewußt,
Aus der eignen tiefen Bruſt
Den Geſtalten ſelbſt gegeben;
Und die längſt zerſtaubten Herzen
Aus der Vorzeit feſter Gruft
Zu erneuten Kampfes-Schmerzen
Wieder wach gerufen.
Doch beruh'ge dich, denn ſchon
Sind Jahrhunderte entwichen,
Seit den Streit, den fürchterlichen,
Um den blutbeſpritzten Thron,

Längſt der Tod hat ausgeglichen,
Seit die beiden Feindinnen
Ruh'n in einer ſchweſterlichen
Nähe, ungeſtört, auf daß
Sie vergeſſen Schmerz und Haß.
Und indeß ein Richter dort
Ihre Thaten wird ermeſſen,
Hat die Nachwelt fort und fort
Zu Gericht hier ſchon geſeſſen.

Jüngling.

Was kümmert ſolch ein Weib die ſpätre Welt,
Genießt ſie nur die Frucht von ihrem Haſſen! —
Warum ward ihr kein Richter hier beſtellt?
Warum die blut'ge That ihr zugelaſſen? —
Wie einſt der Spruch des ew'gen Richters fällt,
Vermag das enge Herz hier nicht zu faſſen.
Soll ich der Stimme der Verheißung trauen,
Will ich mit Augen die Vergeltung ſchauen!

Clio.

Vermeßner! Wohl! du ſollſt ſie ſehen!

Du haſt Marien nah geſtanden,
Als zum Schaffot ſie mußte gehen.
Da ſchien ſie frei von irdiſchen Banden
Gleich einer erwählten Himmelsbraut.
Wer aber ihr frühers Leben geſchaut
Vom Gift der Sünde, vom Morde befleckt,
Nicht hätt' es das Mitleid in ihm erweckt.
Doch ſchwere Leiden läutern die Seele,
Und lange Reue verſühnt die Fehle.
Jetzt aber führ' ich dich, verwegner Frager,
Auch zu der Feindin Sterbelager. —
Schau hin! — Auf mein Gebot entweiche
Der Schleier! Was erblickſt du nun?

Der hintere dunkle Vorhang hebt ſich, und man erblickt dasjenige wirklich vorgehen, was im folgenden Dialog ausgeſprochen wird.

Jüngling.

Dort ſeh' ich eine verfall'ne bleiche
Geſtalt matt auf den Kiſſen ruhn.
Mit ſtarren Augen auf den Boden blicken,
Und feſt den Finger auf die Lippen drücken.

Clio.

Das iſt die ſtolze, glückliche und reiche

Eliſabeth. Der Tod kommt, anzufragen,
Ob ſie der Krone endlich will entſagen?

Jüngling.

Wer iſt der Mann? er will ihr ſorgſam nahn,
Sie aber winkt ihm, daß er ſich entferne.

Clio.

Es iſt der Arzt. Sie will nichts mehr empfahn,
Was Menſchenkunſt gewährt; ſie ſtürbe gern,
Allein noch bricht das heiße Auge nicht.

Jüngling.

Dort kniet ein anderer im Hintergrunde,
Sie aber wendet von ihm das Geſicht.

Clio.

Der Beichtiger naht in der letzten Stunde,
Allein ſie faßt nicht, was er tröſtend ſpricht.
Wer nur ein Kind der Gegenwart geblieben,
Dem kommt im Tod zu ſpät ein Troſt von drüben.

Jüngling.

Der Nebel, der den Grund der Halle füllte,

Zieht wollig jetzt zu ihr heran,
Und zeigt, als ob er einen Traum enthüllte,
Ihr einen stattlich reichgeschmückten Mann.
Es langen schwarze Krallen nach ihm hin,
Schon haben sie ihn fast erreicht,
Doch furchtlos steht er vor der Königin,
Indem er einen Ring ihr zeigt.

Cito.

Es ist Graf Essex, ihre letzte Liebe,
Der den verhängnißvollen Ring,
Daß er ein Zeugniß fester Treue bliebe,
Einst von Elisabeth empfing.

„Hab' ich, spricht er, den Ring dir nicht gesendet,
„Als deine Hand das Urtheil unterschrieb?
„Und doch hast du den Streich nicht abgewendet,
„Mein! selbst die Liebe hattest du nicht lieb!
„Sie konnten nicht den Ring dir unterschlagen,
„Hätt'st du vermocht, mich selbst darnach zu fragen.

„Ich habe liebend dir vertraut vor allen,
„Stirb nun verlassen! — denn ich bin gefallen!“

Jüngling.

Ha! wie sie schaudert! — wie die welken Hände
Krampfhaft verhüllen ihren Blick! —
Da hat der Traum ein Ende,
Und die Erscheinung sinkt zurück.
Doch wieder öffnet sich der Wolken-Schoß,
Ein neues Traumbild uns zu zeigen.
Den schönsten Nacken, seiner Hülle blos,
Seh ich auf einen schwarzen Block sich beugen,
Und drüber schwingt in ungemeßner Eile
Ein Arm sich auf mit einem blanken Beile.

Clio.

Es ist Maria's Bild; mit ernster Mahnung
Tritt vor die Sterbende es hin,
Und fragt: Sagt dir noch keine Ahnung,
Wer von uns stirbt als Siegerin?

Jüngling.

Elisabeth streckt ihr die Arm' entgegen!

Clio.

Ja! in der Todesangſt ruft ſie zu ihr:
Laß mich ſtatt deiner auf den Block mich legen,
Und ſtirb ſtatt meiner auf dem Kiſſen hier!"

Jüngling.

Und dem Schaffot vorüber ziehn Geſtalten,
Verfallne, und von Feſſeln ſchwer gebeugt,
Und eine Schrift ſeh ich ſie halten,
Die man der Kranken drohend zeigt.

Clio.

Das ſind die Räthe, die ihr treu gerathen,
Die ſtreng gehorchten ihrer Königin.
Und dennoch warf die Frucht der blut'gen Thaten
Die Undankbare ihnen einzig hin.
Verweiſung, Kerker, mußten ſie ertragen,
Auf daß die Mit- und Nachwelt möge ſagen:
„Nur dieſe, dieſe haben es verſchuldet,
„Was Eſſex und Maria einſt erduldet,
„Eliſabeth befahl es nicht!"
Sie aber fordern jetzt ſie vor Gericht,

Und ſprechen: „Dieſe Schrift iſt doch geblieben!
„Nicht wir, — du haſt das Urtheil unterſchrieben!“

Jüngling.

Es fällt das Beil! verſchwunden iſt das Bild!
Die Kranke ſinkt, wie ſelbſt davon getroffen!
Es iſt genug!

Clio.

Ihr Schickſal iſt erfüllt!
Sie iſt verſchieden, — ohne Lieb' und Hoffen! —

Der Vorhang im Hintergrunde ſinkt.

Clio.

Wie? Jüngling! fragſt du noch verwegen,
Wo denn hienieden die Vergeltung wohnt?
Mußt du dich auf das letzte Kiſſen legen,
Dann wird der innre Richter ſchon ſich regen,
Der unerbittlich ſtraft und lohnt.
So geh, und fürchte einzig ſein Gericht!
Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der größte Muth beruht in der Geduld;

Die Unſchuld ſpottet ſelbſt der Todesſtrafen.
Der Uebel größtes aber bleibt die Schuld,
Denn in der Seele will der Wurm nie ſchlafen!

Der Vorhang fiel! — Stürmender Beifall erfüllte das Haus. Der Dichter und der Direktor, beide wurden gerufen. Als ſie erſchienen, tönte es von allen Seiten: „Hierbleiben! der Dichter ſoll hierbleiben!“ Da ſanken die beiden Geprieſenen, zum Zeugniß ihres Einverſtändniſſes, unter dem lauten Bravorufen der Menge ſich in die Arme, und als der Vorhang ihre Umarmung wieder verdeckt hatte, ſprach der Direktor:

„Freund, Sie ſind nun der Unſrige! aber vor allen Dingen laſſen Sie uns erſt Champagner trinken! „Schiller wird uns die Sünde vergeben!“

Gedichte.

Vaterland und Liebe.

1797.

Weit dort hinter jenen Wolkenwogen,
Wo der Berge ferner Wipfel raucht,
Der, mit einem Purpurſaum umzogen,
In Aurora's Morgenglut ſich taucht;
Weit ſind dort die glücklichen Gefilde,
Wo ich meine Kindheit einſt verlebt,
Wo der Zukunft reitzende Gebilde
Mich in ſüße Träume oft gewebt.

Blumen blühten dort auf meinen Wegen,
Und entzückt ging keiner ich vorbei,
Eilte, jede an mein Herz zu legen,
Daß ſie nicht umſonſt gebrochen ſey.
Jeden drückt' ich an die Bruſt voll Liebe,
Glaubte alle gut, wie mich, und rein,
Und daß keinem noch ein Seufzer bliebe,
Wollt' ich jedes Freund und Retter ſeyn.

Aber ach! des Schickſals ſtrenger Wille
Rief gar bald mich in die Welt hinaus.
Kindlich weinend folgt' ich bang und ſtille:
Lebe wohl! du theures Vaterhaus!
Lebe wohl! du Hain, der ſeine Schatten
Oft zu meinem Nachen niederbog!
Und du Spreea! die auf grünen Matten
Mich, das Kind, zum Jüngling auferzog.

Doch mir bangte nicht nach meinem Lande,
Denn bald reichte Liebe mir die Hand,
Und ich träumt' an ihrem Blumenſtrande
Bald von einem neuen Vaterland.
Treu und freudig folgt' ich ihren Spuren,
Rein und innig ihrem ſüßen Ruf,
Sah entzückt, wie ſelbſt die öden Fluren
Ihr Gebot zu Paradieſen ſchuf.

Aber ſieh! — wer weicht von meiner Seite?
Liebe, kannſt du wirklich treulos ſeyn?
Folgt' ich dir nicht in die fremde Weite?
Und du gehſt und läßt mich jetzt allein!
Ja, ſie flieht — ſie flieht auf leichten
Schwingen,

Wie ein Traumbild, wenn der Tag erwacht,
Und der Freundſchaft ſanfte Strahlen dringen
Nur noch ſchwach durch tiefe Mitternacht.

Ihr, dort hinter jenen Wolkenwogen,
Wo der Berge ferner Wipfel raucht,
Der mit einem Purpurſaum umzogen,
In Aurorens Morgengluth ſich taucht;
Rettet mich von dieſer öden Klippe,
Führt zurück mich in mein glücklich Land;
Oder Freund, du, mit der ernſten Hippe,
Reiche du mir tröſtend deine Hand!

Luna.

1801.

Lieblich von des Berges Höhen
Strahlſt du, Freundin ſtiller Nacht,
Sanft und leiſe iſt dein Gehen
Und dein Kleid iſt Feuertracht.
„Freundlich ſchein' ich, doch im Herzen
„Blutend, trag' ich heiße Schmerzen,
„Von der Liebe angefacht!“

Wie des Stromes Silberwellen
Dort mit deinem Bild entfliehn,
Wie aus jenen Waſſerfällen
Tauſend goldne Funken ſprühn!
„In der Bäche blaue Fluthen
„Will ich kühlen meine Gluthen,
„Die doch ewig werden glühn!“

Wie der Schwan, wenn ihm der Flügel
Unterm Hauch des Weſtes ſchwillt,
Ruhſt du auf des Meeres Spiegel
Siehſt dich dort ſo hold und mild.
„Ach auch hier ſuch' mit getrübten
„Blicken ich den Vielgeliebten,
„Finde nur mein eigen Bild.

Tröſterin in ernſten Stunden,
Weile! warum eilſt du ſchon?
Eh du deinen Freund gefunden
Schleichſt du leiſen Tritts davon?
„Suchensmüde ſink' ich nieder —
„Treulich komm' ich morgen wieder, —
„Finde nie Endymion.

Zu Schiffe.

1801.

Trage mich auf deinem Rücken,
Schiffchen, hin zum fernen Strand;
Nur mit diesen nassen Blicken
Häng' ich noch am Vaterland.
Die vertrauten Berge winken
Noch mit ihrem Nebelhaupt,
Wenn auch sie die Wogen trinken,
Dann ist alles mir geraubt.

Weht, ihr Winde! laßt uns fliegen,
Unaufhaltsam Nacht und Tag
Durch der Wogen schäumend Wiegen
Dem verlornen Frieden nach.
Hinter mir wirds nächtlich trübe,
Wolken thürmen hoch sich dort,
Und des Herzens heiße Liebe
Treibt mich aus der Heimath fort.

Ja, ich will das Bild vergessen,
Das mein ganzes Herz gewann,

Meer und Land will ich durchmeſſen,
Bis mir's nicht mehr folgen kann.
Oder ſtillt des Herzens Gluthen
Nicht der Zeiten Allgewalt —
Stürmt dann Winde! tobt dann Fluthen!
Und verſchlingt mein Schifflein bald.

Eliſa in der Neujahrs-Nacht.

1804.

Es ſchläft die öde Flur in tiefer Feier,
Da nahet ſich, mit Geiſtern aufgewacht,
Des Jahres letzte Stund' im Todtenſchleier
Der kalten ernſten Mitternacht.
Noch ſummt, auf dem bemoosten Kloſter-
thurme
Der Seiger, der ſie ausgeſchlagen hat,
Und nun verweht ſie in der Zeiten Stürme
Ein herbſtliches, verwelktes Blatt! —

Eliſa kniet in ihrer ſtillen Zelle
Vor dem Gekreuzigten mit ihrem Schmerz,

Und widmet hier an einſam heil'ger Stelle
Dem Himmel das gebrochne, arme Herz.
Noch einmal ſieht ſie in der Vorzeit Spiegel
Sich in des Lebens buntem Farbenkleid,
Noch einmal zieht auf leiſem Geiſterflügel
Vorbei ihr die entflohne Seligkeit.
Noch einmal ſtreckt ſie ihre ſchönen Arme
Nach der Erinnrung theuerſtem Gebild,
Daß es noch einmal an der Bruſt erwärme,
Die es mit heißer Liebe ganz erfüllt.
Und nun: „Hör' auf zu bluten, Herzenswunde!
„Hör' auf! und alles was mir theuer war,
„Nimm hin mit dir, des Jahres letzte Stunde,
„Und leg' es auf der Ewigkeit Altar.
„Schweigt nun, des liebekranken Herzens Sorgen!
„Denn eh' der Morgenhimmel wieder graut,
„Liegt hinter mir die ſchöne Welt verborgen,
„Bin ich des Himmels auserwählte Braut!"
So ſpricht ſie, drückt mit bangem Herzensklopfen
Auf's Kruzifix das glühende Geſicht.

Das kalte Bild benetzen heiße Tropfen,
Es fühlt die Thränen, fühlt die Küſſe nicht.

Doch horch! da klopft es leiſ' an's kleine Fenſter. —
Eliſa lauſcht, erſchrocken bebt das Herz: —
Wer naht ſich in der Stunde der Geſpenſter,
Und ſtört mich in dem ſüßen Schmerz?" —

„„Die Freude iſt's, ſie kommt auf leichten Schwingen,
„„Will friſche Blumen ſtreun auf deinen Lauf,
„„Will dir zum neuen Jahr Geſchenke bringen,
„„Drum, holdes Mädchen, thu' die Zelle auf.""

„Nein! fliehe hin! — für dich, du Ungetreue
„War offen ſtets dieß unbefangne Herz; —
„Doch du entflohſt! — Du täuſcheſt mich auf's neue! —

„Geh hin! laß mir den treuern Freund, —
den Schmerz!“

Sie flieht. — — Da klopft es wieder
an der Zelle. — —

„Wer kommt von neuem in der dunklen
Nacht?“

„„Hold lächelnd ſteht die Lieb' auf dei-
ner Schwelle,
„„Und bittet die Geliebte: Aufgemacht!““

„Auch du zieh' hin! du ſollſt mir nichts
mehr rauben!
„Ich kenne dich, wie du das Herz bethörſt;
„Du reichſt ihm nur den kindlich heil'gen
Glauben,
„Damit du ſichrer ſeine Ruh' zerſtörſt.
„Einſt träumt' ich mich an deiner Bruſt
vergöttert,
„Einſt hab' ich willig deinem Schwur
geglaubt;
„Doch deine Roſen ſind ſchon längſt ent-
blättert! —
„Nur ihre Dornen drücken noch mein
Haupt!“

„„So hoffe! — Sieh, die Zukunft ſteht dir offen!““

So ſprach die Hoffnung! „„Auch ich bin dir nah!““

„Ich hoffe nicht! — Der hat nichts mehr zu hoffen,
„Der alles in der Fluth verſinken ſah!
„Seht dieſen Roſenkranz, ſtatt eurer Kränze,
„Statt deines Ankers, dieſes Kreuz auf's Herz,
„Die kalte Zelle, ſtatt der Laub' im Lenze,
„Statt Lieb' und Freude, tiefen Gram und Schmerz.
„So will ich dulden, hier am heil'gen Orte,
„Drum flieht, und nimmer ſolle ihr wieder nahn!“

Sie floh'n! — — Da klopft es wieder an der Pforte
Und drang mit immer ſtärkern Schlägen an.
„„Erzittre nicht, thu' auf die ſtille Zelle,
„„Zwei ernſte Pilger treten zu dir ein.
„„Der Tod und die Geduld ſtehn auf der Schwelle,

„„Und wollen deine letzten Freunde
seyn!““ —
„O seyd willkommen! — Euch will ich
vertrauen!
„Geduld, an deine Bruſt ſchmieg' ich
mich feſt,
„Lehr' mich durch Leiden auf zum Himmel
ſchauen,
„Wenn auch der Himmel faſt ſein Kind
verläßt.
„Laß mich vor der Gebenedeiten knieen,
„Und harren, bis ſie Troſt der Seele giebt,
„Bis ſie das arme Herz zu ſich wird ziehen,
„Das nur gefehlt, indem es heiß geliebt.
„Erſt ſtille du, Geduld, des Herzens
Sehnen,
„Dann brich es, Tod, und gieb ihm ſo die
Ruh! —
„Erſt trockne du, Geduld, des Auges
Thränen,
„Und dann, o Tod, dann drück' es leiſe zu.“

Zum Abſchied,

an Hans Carl Freihr. v. Manteuffel,

an ſeinem Geburtstage, den 6. März 1808.

Der ſchöne Tag, den wir ſo oft beſungen,
Den wir, von Wonn' und Ahnungen durchdrungen,
Verjubelt oft, verträumt, verlacht, verweint,
Ruft heut mich noch einmal zu ſeiner Feier,
Und ſtimmt die kleine, faſt beſtaubte Leier
Noch einmal Dir, Du mein geliebter Freund.

Doch wenn ich ſtatt der heitern Rundgeſänge,
Dir in Dein Feſt nur Trauertöne menge,
Wirſt Du mir dann, mein Carl, dieß auch verzeihn?
Sieh, Witz und Laune kann ich Dir nicht bringen,
Zwar hallt die Saite, und ich werde ſingen,
Doch ſoll's ein Abſchiedslied dem Freunde ſeyn.

Nicht vorwärts ſchau' ich auf den Weg zum Ziele,
Den du Dir wählſt; mir bangt, daß zum Gewühle
Der großen Welt Du wendeſt Deinen Lauf;
Nein, mahnend Dich an die entfloh'nen Stunden,
Die mich auf immer an Dein Herz gebunden,
Deck' ich der Vorzeit heil'gen Schleier auf.

Und ſieh, da ſtehn die freundlichen Geſtalten! —
Sie nahen Dir, nicht Dich zurück zu halten,
Nur grüßen wollen ſie Dich noch einmal:
Da ſtehn ſie alle, die ſchon heimgegangen,
Da ſteht des Herzens heißeres Verlangen,
Da ſteht der Seele hohes Ideal.

Da ſteh'n die Geiſter der vergangnen Tage,
Und alle wagten gern an Dich die Frage:
„Was treibt Dich denn aus unſrer Mitte fort?
„Wie konnte denn Dein Herz die Kühnheit faſſen,

„So vieles Theure hier zurück zu laſſen,
„Und welches Glück erwartet Dich nun dort?"

So möchte auch mein liebend Herz Dich fragen,
Du aber ſollſt mir nicht die Antwort ſagen,
Nur leſen will ich ſie in Deinem Blick.
Doch ſo im Bruder- und im Freundes-Kreiſe,
Bei treuer Liebe und bei deutſcher Weiſe,
So kehrt Dir dieſer Tag doch nie zurück.

Zieh hin! ich bleib' in unſrem Vaterlande! —
Mit reinem Herzen, kärglichem Verſtande
Geb' ich mein Scherflein auch zum Menſchenglück.
Du aber ſtehſt vielleicht einſt nah' dem Throne,
Und haſt Du Dir erkämpft die Bürgerkrone,
So denke an die ſchönre Zeit zurück.

Vielleicht ſuchſt Du, des Glanz und Kampfes müde,
An Deinem ſtillern Abend wieder Friede,

Und hast Dir unſ're Flur dazu erwählt;
Dann findest Du dieß Herz auch noch im Greiſe,
Der ſtill und fröhlich in der Seinen Kreiſe,
Den Kindeskindern noch von Dir erzählt.

Das Mädchen und der Todtenkopf, ein Nachtſchmetterling.

1810.

Das Mädchen.

Was ſchwärmſt du auf der ſtillen Au
Noch in der Abendſtunde?
Was machſt du durch den Wieſenthau
So ſpät denn noch die Runde?
Es ſchläft ja alles weit und breit,
Und gab es nicht bei Tage Zeit?

Der Todtenkopf.

Ich bringe meinen ſtillen Gruß
Im Schlaf der Blume lieber,

Und ſchwebe wie der Genius
Des Todes, ihr vorüber,
Und morgen hat ſie's nicht gedacht,
Wer ihr im Traum den Kuß gebracht.

Das Mädchen.

Was willſt du doch, du kleines Ding,
So ſinnig ernſt erſcheinen?
Doch bleibſt du nur ein Schmetterling,
Drum halt dich zu den deinen,
Und überlaß den Geiſtern nur,
Die monderhellte ſtille Flur.

Der Todtenkopf.

Ich trage aus der Geiſterwelt
Auf meiner Stirn das Zeichen;
Deshalb, den Elfen beigeſellt,
Muß ich die Nacht durchſtreichen,
Bei des Johanniswurms Fackelglanz
Beginnen wir den Geiſtertanz.

Und ſiehſt du nun am neuen Tag
Die Blumen ernſter ſtehen,
Und ſinnſt du dem Geheimniß nach,

Wie ſie ſo ſchnell vergehen:
„So glaube nur, ich ſag' es dir,
„Dieß macht der Geiſter-Kuß von mir!"

Dem Mädchen ward, als er ſo ſprach,
Für ihre Blümchen bange;
Sie lief ihm durch die Schatten nach,
Daß ſie den Räuber fange,
Allein umſonſt, und ſie muß ſehn,
Wie ihre Blumen ſtill vergehn!

Am Grabe meines Kindes.

1813.

Ich ſtehe hier und weine,
Und ſinne ſtill und meine,
Du ſeyſt zu früh verblüht!
Und drücke bang das Siegel
Der Sehnſucht auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüber zieht.

Doch iſt dir nicht vor allen
Ein ſchönes Loos gefallen?

Mit reinem Unſchuldsſinn
Im Morgenthau zu blühen,
Und, vor des Tages Glühen,
Schon wieder in der Erde drinn?

Indeß wir gehn und wandern,
Von einem Pol zum andern,
Und nie den Frieden ſehn;
Erſt alles heiß umfaſſen,
Und endlich doch verlaſſen
Am Abend unſres Lebens ſtehn.

Drum iſt dir wohl vor allen
Ein ſchönes Loos gefallen,
Drum gönn' ich dir die Ruh'!
Drum drückt' ich, zwar mit Beben,
Doch aber ſtill ergeben
Dir ſelbſt die holden Augen zu.

Doch wie nach Sturmes Wüthen,
Vor den gebrochnen Blüthen
Der arme Gärtner ſteht,
Wenn ſeiner Hoffnung Streben

Im zarten Blumen-Leben
Mit einem mal zu Grunde geht;

So ſteh' ich hier und weine,
Und ſinne ſtill und meine,
Du ſeyſt zu früh verblüht!
Und drücke ſanft das Siegel
Der Sehnſucht auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüber zieht.

Die Fiſcherin.

1817.

Auf ſpiegelklarer Fluth dahin
Fährt über'n See die Fiſcherin
Bei leiſer Lüfte Wehen.
Wohl eilt der Weſt ihr ſehnend nach,
Doch was er liebend zu ihr ſprach,
Sie konnt' es nicht verſtehen.

Da ruft die Welle: „Lieber Wind,
Ich möchte gern dem holden Kind

Die nackten Füßchen küssen!"
Der Wind reicht willig ihr die Hand,
Und hebt sie an des Kahnes Rand
Empor zu Mädchens Füssen.

Sie netzt die Füßchen, weich und warm,
Und spricht: „Könnt' ich doch Hand und Arm
Auch küssend ihr berühren!"
Da faßt er stark sie beim Gewand
Und zieht sie auf zu Arm und Hand,
Die kühn das Ruder führen.

Und weiter spricht sie: „Schöner doch
Sind Mädchens Wang' und Lippen noch,
O stille mein Verlangen!"
Da hebt mit stärkerer Gewalt
Der Wind sie auf und führt sie bald
Zu Mädchens Mund und Wangen.

Doch als die Lippen sie berührt,
Und süßen Hauch und Kuß gespührt,
Kann sie sich nicht mehr fassen,
Und eh' der Wind es sich versieht,

Nimmt sie das Mädchen, und entflieht,
Und will es nicht mehr lassen.

Da wächst er schnell zum Sturm und fährt
Der Welle wüthend nach, — zerstört
Ihr Kleid in allen Falten. —
Allein vergebens, — denn sie weiß,
Auf tiefem Grund den theuren Preis
Verborgen ihm zu halten.

Der Jüngling.

Führe mich, du liebe Welle,
Zu des Ufers trauter Stelle,
Wo mein Mädchen harrend steht.

Die Welle.

Schöner Jüngling, hast nicht Eile!
Kühle dich in mir, und weile,
Denn der Sturm ist ja verweht.

Der West.

Kommst zu spät! Kommst zu spät!

Der Jüngling.

Spät? — drum schnell zu ihr hinüber!

Ach ſie ſeufzt wohl: Komm mein Lieber!
Schaut ſich bangend nach mir um.

Die Welle.

Bleib! ich will dir viel erzählen;
Süße Worte will ich wählen,
Wie der Biene leiſ' Geſumm.

Der Weſt.

Sie iſt ſtumm! — Sie iſt ſtumm!

Der Jüngling.

Stumm? — Wir werden uns verſtehen.
Nur ihr Auge darf ich ſehen,
Wenn ihr Lippe gleich nicht ſpricht.

Die Welle.

Lächeln meine Himmelsbilder
Aus der Tiefe dir nicht milder
Als ein menſchlich Angeſicht?

Der Wind.

Trau' ihr nicht! Trau' ihr nicht!

Der Jüngling.

Nicht? — Drum, Welle, laß' dich fragen;
Bringſt du dort nicht hergetragen
Liebchens Schleife roſenroth?

Die Welle.

Nein! die hab' ich ſelbſt empfangen,
Als ich jüngſt auf Mund und Wangen
Meinem Lieb den Brautkuß bot.

Der Sturm.

Sie iſt todt! — Sie iſt todt!

Und noch einmal kommt geſchritten
Sturm und eilt der Welle nach. —
Faßt und theilt ſie in der Mitten,
Wühlt ſich bis ins Brautgemach.
Trägt die Braut, emporgezogen
Mit gewalt'ger Rieſenhand,
Trotz des Kampfes mit den Wogen
Zu dem Jüngling an den Strand.

Und, als hier des Jünglings Leben
An der kalten Bruſt vergeht, —
Steht der Sturm als Weſt daneben,
Der den Blumenhauch verweht.

Wach auf!

Ein Kranz von sieben Sonnetten.

1. Der Lenz.
2. Die Mutter.
3. Die Liebe.
4. Die Sorge.
5. Die Trompete.
6. Die Nacht.
7. Der Engel.

1818.

1. Der Lenz.

„Wacht auf!“ so rufts: „es kommt der Lenz gegangen!“
Und sie erwachen alle ungesäumt. — —
Ihr Kinderchen, habt ihr so schwer geträumt?
Noch seh' ich Tröpfchen an den Wimpern hangen,
Doch schnell vergessen sie das leise Bangen;
Der Hain ertönt, und Saat und Knospe keimt;
Der freie Strom, ein junges Roß, erschäumt,
Die Erde steht mit hoch erglühten Wangen. —
Du holder Lenz, o höre meinen frommen
Geheimen Wunsch, o zügle deinen Lauf!
Die Zeit hat meine Jugend mir genommen,
O weck' auch meine Blüthen wieder auf! —
Er aber spricht: „Erst decke Erde drauf
Zum Winterschlaf, dann werd' ich wiederkommen!“

2. Die Mutter.

„Wach auf! Die Mutter steht an deiner Wiege!
„Horch nur, wie lustig schon die Vöglein sind,
„Sieh, wie das Bächlein dort so emsig rinnt,
„Als obs mit Wolken um die Wette fliege!“ —
Und in der Mutter engelmilde Züge
Schaut mit den blauen Augen auf das Kind,
Und streckt die Aermchen aus, daß es geschwind
An dem geliebten warmen Busen liege. —
Wer weckt dich nun, mußt du im Traume weinen?
Wer beugt sich liebend jetzt auf dich herab,
Und ruft: wach auf, es wird der Tag erscheinen,
Die Kindheit und die Mutter deckt ein Grab! —
So nimm die Liebe denn, die sie dir gab,
Und geh' mit ihr, und wecke deine Kleinen! —

3. Die Liebe.

„Wach auf! Die Liebe naht mit ihrem Glücke!“
So töntes dem Herzen, süß wie Schwäne ziehn.
Rasch giebt den Ruf ein Puls dem andern hin,
Daß alles zum Empfang sich köstlich schmücke.
Da putzen sich mit Himmelsglanz die Blicke,
Es läßt die Wange ihre Rosen blühn,
Der Mund schmückt sich mit köstlichem Rubin,
Kühn wogt der Busen unter seiner Brücke.
Und sieh, die Liebe kommt, und schmückt die Locken
Mit ihrer Krone der entzückten Braut. — —
Herz! du bleibst arm, am Throne wie am Rocken,
Hast du ihr Engelantlitz nie geschaut.
Mir ist es noch, als hört' ich ihren Laut,
Als töut' er noch durch meine Abendglocken.

4. Die Sorge.

„Wach auf! du darfst nicht länger Ruhe halten!“
So tönt der Sorge strengeres Geheiß.
Du rafft dich auf, ihr zu entfliehn durch Fleiß,
Allein umsonst, stets wird sie mit dir schalten.
Bald legt sie Stirn und Wange dir in Falten,
Bald macht sie dir das Auge roth und heiß,
Bald färbt sie dir die Haare einzeln weiß,
Bald schreckt sie dich in riesigen Gestalten.
Und dennoch eile nicht ihr zu entfliegen,
'S ist eine alte Freundin, welche schon
Bei deiner Mutter saß, dich einzuwiegen,
Sie zog dich groß, sie nennt dich ihren Sohn,
Und stopft dir, ist das Leben einst entflohn,
Wohl noch das Kissen, daß du weich magst liegen.

5. Die Trompete.

„Wacht auf! Wacht auf! hört die Trompeten ſchallen!
„Friſch auf zur Schlacht! es bricht der Feind herein!“
Da ſtellen froh die Tapfern ſich in Reih'n,
Als ſollten ſie zu ihrem Feſttag wallen. — —
Hörſt du den Donner des Geſchützes hallen?
Ade, o Braut! es muß geſchieden ſeyn, —
Ade! ich bleib' auch noch im Tode dein!
Vertrau' auf den, vor dem die Looſe fallen! —
Und nun hinaus! hinaus in Gottes Namen,
Wo das Panier mit kühnem Fittig weht!
Streut in die Furchen euren blut'gen Samen,
Auf daß er auf zur Saat des Friedens geht.
Und wer heut Abend bei den Siegern ſteht,
Der bete ſtill ſein: „Vater unſer! — Amen!“

6. Die Nacht.

„Wacht auf, ihr Geister! rüstet euch, ihr Träume!“
So ruft die ernste sternumkränzte Nacht.
Da hebt der Todtenkopf die Flügel sacht,
Die wilde Jagd braust durch die stillen Bäume,
Der Glühwurm leuchtet durch die finstern Räume,
Und Irrlicht hat sich auf den Weg gemacht.
Das Auge schläft, allein das Herz erwacht,
Und ihm erblüh'n die längst verschloßnen Keime.
Bald wiegt's der Traum in seliges Vergehen,
Stellt ihm Erfüllung kühner Hoffnung nah;
Bald läßt er warmen Hauch herüber wehen,
Von einem Lenz, den noch kein Auge sah. —
Was steht denn nun als Wahrheit vor dir da?
Was wachend oder träumend dir geschehen?

7. Der Engel.

„Wacht auf! Die Todten ſollen auferſtehen!
„Es tagt, der Auferſtehungs-Engel ruft!“
Da berſten Schloß und Riegel an der Gruft,
Und alle ſieht man aus den Kammern gehen.
Und in des ew'gen Morgens friſchem Wehen,
Zerfließen Zeit und Tod wie Nebelduft. — —
Das Herz geſundet in der reinen Luft,
Und überall iſt frohes Wiederſehen. —
Kennſt du ſie noch? — dort grüßen dich die Brüder!
Hier ſucht dich die Geliebte und der Freund! —
Und liebend ſchaut der Vater auf dich nieder,
Der ſeine Kinder alle heut vereint
Und ſpricht: „Mein Kind, komm, du haſt ausgeweint,
Hier iſt dein Lenz und deine Mutter wieder!“ —

Berglied.

1818.

Wenn ich auf Bergen ſteh',
Und in die Ferne ſeh',
Iſt mir's, als ſey
Vor mir der Zukunft Land
Unerforſcht, unbekannt
Wie ein Bild ausgeſpannt
Grenzlos und frei.

Hier liegt ein trauter Ort,
Schattige Wälder dort
Laufen ins Thal.
Hier wogt des Teiches Rohr,
Dort blickt der Fluß hervor,
Berge im blauen Flor
Steh'n ohne Zahl.

Vöglein, wohin? wohin? —
Könnt' ich doch mit dir ziehn
Weit, weit hinaus!
Auf welchem ſchmalen Steg,
Durch welches Waldgeheg,

Führt denn ein ſichrer Weg
Mich einſt nach Haus? —

Armes Herz, frage nicht!
Vöglein nicht Antwort ſpricht,
Zieht fort ins Thal — —
Bringſt du zufriednen Sinn
Ueberall mit dir hin,
Kannſt du zur Heimath ziehn
Auch überall.

Die Ahnung.

Eine Epiſtel.

1819.

Du zweifelſt Freund, daß vor dem klaren Geiſt,
Der nicht im Traum, der mit Bewußtſein lebe,
Bisweilen eine Ahnung ſich erhebe,
Die ihm das Bild der künft'gen Tage weiſt? —

Glaubst nicht, daß wir als Spielwerk oft ergreifen,
Worein das Schicksal tiefen Sinn gelegt,
Und von dem Baum des Lebens Früchte streifen,
Die nur die Geisterwelt gepflegt? —
So laß mich Dich an einen Augenblick
Aus Deinem eignen Leben mahnen,
Wo Du uns prophezeihtest Dein Geschick,
Und dann gesteh es selbst: Es giebt ein Ahnen!
Denkst Du des Abends, vor der Abschiedsstunde,
Wo bei der kleinen Tafelrunde
Zum letztenmal der Becher klang,
Und ich mit Liebe in Dich drang,
Dein Bild, getroffen nach dem Leben,
Als Pfand der Freundschaft mir zu geben.
Du aber reichtest, weil Dein Konterfei,
Der Mutter schon versprochen sey,
Mir jene Landschaft, wo der Sturm so wild
Mit Fels und Meer und Wolken ringt,

Und ſelbſt den Tod getrieben bringt,
Und ſagteſt ſcherzend: „Nimm, dieß iſt
mein Bild!“

Seitdem ſchmückt dieß Gemälde ſtets
mein Zimmer,
Und heilig hielt ich es als eine Trümmer
Aus unſrer ſchönen goldnen Zeit;
Und als die Abendröthe heut
In meinem Stübchen Roſen ausgeſtreut,
Sah ich die dunkle Landſchaft ſanft erhellt,
Und den Orkan die blauen Wogen heben,
Und thürmen zu der Wolken ſchwarz Gezelt,
Den kalten Tod auf jeder Woge ſchweben,
Und an dem Fels das arme Schiff zerſchellt.
Und alles ließ Dein Pinſel unterſinken,
Und alles Tod tief in den Fluthen trinken,
Nur für ein Weib fühlt Mitleid Deine
Hand,
Nur dieſer ſoll der Rettung Engel winken; —
Die Fluth ſelbſt trägt die zarte Laſt ans
Land.
Da blickt' ich ernſt auf Deine Malerei,
Ernſt auf das Trauerſpiel, ſo oft gegeben,

Und der Gedanke faßte mich hierbei,
Daß dieſes Bild, das Bild von Deinem Leben,
Wie Du geſagt, geworden ſey.

Sieh, auf der Landſchaft, an dem Meere ragen
Aus hohen Wipfeln Thurm und Zinn' empor!
Die dunklen Wellen brechen ſich und ſchlagen
An das geſchloßne ſtarke Felſenthor.
Sirenen werden von der Fluth getragen,
Aus Wellenſchaum ſchlüpft der Delphin hervor:
So ſchlug das Leben auch mit ſeinen Wogen
An jene Mauer, die uns ſtill umgab.
Und goldne Träume, und Geſtalten zogen
Im Morgenroth die Fluth hinab.
Wir hörten nur von fern des Sturmes Sauſen,
Und glaubten, Schwäne zögen durch die Luft,
Vernahmen in des Meeres fernem Brauſen,
Nur eine Stimme, die nach uns gerufen.
Da ſehnte ſich das junge Herz mit Beben

So thöricht aus dem freundlichen Asyl;
Hinaus sich stürzen wollt' es in das Leben,
Mitspielen das gewagte Spiel.
Und es erschien die längst ersehnte Stunde,
Die endlich zu der Fahrt aufs Weltmeer rief.
Der Abschied schlug dem Kühnen keine Wunde;
Doch trieb der Sturm, als lange noch nicht tief
Die Sonne stand, Dein herrlich Schiff zu Grunde,
Und bebend zündet' ich für Dich am Hafen,
Der Liebe hohen Leuchtthurm an,
Ich konnte nimmermehr die Nacht verschlafen,
In der Dein Sturm begann.
Doch Du vernahmst nicht meine bange Stimme,
Du wolltest nicht des Leuchtthurms Fackel sehn,
Und lieber in dem Kampfe mit dem Grimme
Der Elemente untergehn. — —

Schau' auf das Bild: dort liegt das Schiff ertrunken.
So schnell schon ist die kühne Fahrt vorbei?
Der Jugend Flagge ist hinabgesunken,
Der Hoffnung Ankerthau entzwei,
Und der Ballast des Muthes liegt zerschlagen,
Und der Entwürfe Schiffsvolk ist versenkt, —
Ein Weib nur hat die Fluth ans Land getragen,
Dem Zartesten das Leben nur geschenkt.
Das hast auch Du Dir aus dem Sturm gerettet,
Des Herzens Zartgefühl blieb immer Dein,
Wie hart und rauh das Schicksal Dich gebettet,
Das Herz blieb tief empfindend, treu und rein.
Und ob sich gleich Dein heitres Antlitz trübte,
Scheinbar die warme Brust zu Eis gefror,
Such' ichs, wie der Geliebte die Geliebte,
Und jung und warm tritt mir es stets hervor.

Die weiße Roſe.

1820.

Ich ſah am jungen Morgen
Ein weißes Röslein blühn,
Und, wie von Liebes-Sorgen
Im Buſen tief verborgen
Ihm leichtes Roth erglühn.

Doch in des Mittags Stunden,
Obgleich ſo ſchwül und heiß,
War's zarte Roth verſchwunden,
Kaum hätt' ich's wieder funden,
Das Röschen bleich und weiß.

Und als ich ſorgend fragte
Um ihrer Bläſſe Grund?
Und um das Blümchen klagte,
Da flüſterte und ſagte
Der zarte Blumen-Mund:

„Der Morgen kam gegangen,
„Er rief und weckte mich,
„Es glühten seine Wangen,
„Als sey er süß befangen,
„Und da erröthet' ich.

„Doch seit der Tag gekommen,
„Mit Blicken glühend heiß,
„Fühl' ich im züchtig frommen
„Gemüth mich tief beklommen,
„Und stehe bleich und weiß!"

Natur, wie zart geschrieben
Hast du so tiefen Sinn:
„Nicht glühend heißen Trieben,
„Nur dem bescheidnen Lieben
„Gieb deine Seele hin!"

An Friedrich Kind in Dresden.

1820.

Die Elbe rauſcht, die Schifflein gehen
Mit reicher Laſt Strom ab, Strom auf,
Und den bekränzten Wimpeln ſtehen;
Ihr Sänger, Eure Namen drauf.
Des Wandrers frohe Blicke weiden
Sich an dem raſchen Farbenſpiel,
Und leiſe wünſcht er, und beſcheiden,
Hier wäre ſeiner Wallfahrt Ziel.
Und in der Freiſtatt hier, der Muſen,
Ergreift ihn manches tiefe Wort,
Ein Bild erſteht in ſeinem Buſen,
Und zieht mit ihm zur Heimath fort.
Kaum daß die Heimkehr ihm gelungen,
Setzt er ſich an die Staffelei,
Damit, was ihn ſo tief durchdrungen,
Im Bilde ausgeſprochen ſey.
Doch drauſſen rufen neue Stimmen,
Zu eng wird ihm das kleine Haus,

Den Leuchtthurm treibt's ihn, zu erklimmen,
Und weit zu ſchau'n ins Meer hinaus.
Und an des Buſens heil'gen Flammen
Entzündet er ein treues Licht,
Und rief Euch alle gern zuſammen,
Doch Ihr bedürft des Leuchtthurms nicht.
Ihr ſchifft ihm froh, doch fern vorüber,
Euch trifft nicht Sturm, nicht Wettergraus,
Und Leuchtthurms Licht brennt immer trüber,
Bis es der Sturm löſcht einſam aus.
Doch wie es Euch auch ſtill verſchwindet,
Und in den Nebel untertaucht,
Denkt, Liebe hat ſie angezündet,
Wenn auch kein Schiff die Leuchte braucht.

An Serenus.

Als Antwort auf ſein Gedicht an mich, nachdem er die Aufführung meines Trauerſpiels: „das Bild!“ in Hamburg geſehen.

1820.

Der trübe Wintertag war heimgegangen. —
Die Nacht ſchlich aus dem Forſte ſich herbei, —
Und einſam ſaß ich, — blickte mit Verlangen
Auf meine kleine, leere Staffelei,
Gedenkend an mein Bild mit leiſem Bangen:
Was in der Fremde wohl ſein Schickſal ſey? —
Da hört' ich fernher Deine Stimm' erklingen,
Um dem beſorgten Dichter Troſt zu bringen.

Und manchen Zweifel haſt Du mir beſchworen.
Ich traue Dir, ob ich Dich nimmer ſah.

Als ich mein Bild in Wonn' und Schmerz geboren,
Da ſtand ich Dir und manchem Herzen nah.
Jetzt hab' ich es zum Boten mir erkohren,
Euch grüßend aufzuſuchen hier und da.
Drum, ſiehſt Du's wieder Dir vorüber gehen,
Wirſt Du den Gruß vernehmen und verſtehen.

An Grillparzer,

als ich ſein Gedicht: „Abſchied von Gaſtein" geleſen hatte.

1820.

Gewiß, Du findeſt Troſt an jedem Orte,
Und nicht bloß in dem freundlichen Gaſtein,
Mit Dir zieht ja zu jedes Hauſes Pforte
Ein reicher Troſt für alle Herzen ein;
Für Dich hat die Natur geheime Worte,
Um Dich ſchwebt überall ein Geiſter-Reihn,

Und tröſtend muß der Glaube dich umwehen:
„Dieli eben mich gewiß, die mich verſtehen.“

Wohl trifft der Blitz, — es ſtürzt der Baum zuſammen,
Nur ſterbend erſt ſtrahlt er verklärt empor.
Beklagſt Du ihn? — Willſt Du den Blitz verdammen,
Daß er ſolch' herrlich Opfer ſich erkohr?
Heil dem, der ſtirbt, verzehrt von Himmelsflammen!
Er wird im Tod ein glänzend Meteor,
Ein Opfer auf der Götter heil'gem Herde,
Damit es beſſer bei dem Menſchen werde.

Wohl muß die Muſchel erſt der Schmerz durchbohren,
Eh ihr der Perle herbe Thrän' entfällt.
Doch ward'ſt nicht Du mit Schmerzen auch geboren?
Begrüßt der Menſch nicht weinend ſeine Welt?
Die Thränen haſt Du nicht umſonſt verloren,

Die ſelbſt ein fremder Sinn für Kleinod hält;
Du wäreſt ohne Schmerz gar arm geblieben,
Doch weil Du litteſt, muß die Welt Dich lieben.

Wohl ſtürzt das Bächlein himmelnah erzogen
Durch Klippenzacken ſich als Waſſerfall;
Im Thale mit den Brüdern hingezogen
Wär nur ein todter Spiegel ſein Kriſtall.
Hier aber ſteigt aus ihm der Regenbogen,
Hier ſprüh'n um ihn die goldnen Sternlein all',
Denn nur im Kampf, den ſeine Kräfte rangen,
Sind ihm die Himmelsbilder aufgegangen.

Und Du, mein Sänger, wollteſt Dich beklagen,
Daß Muſchel, Baum und Waſſerfall Dir gleicht? —
Den Schmerzensſtunden wollteſt Du entſagen,
In denen Dir die Perl ins Auge ſteigt? —

Nicht in den Kampf Dich mit dem Schick-
sal wagen,
Der aus Dir selbst Dir Himmelsbilder zeigt?
Nicht an den Aetherflammen Dich entzünden,
Um sterbend uns Verklärung zu verkünden?

Er, dem des Sanges Gabe ward verliehen,
Er ist der Wonne wie dem Schmerz geweiht!
Es muß das alles seine Brust durchziehen
Was je geboren hat die alte Zeit,
Denn seine reichen Lebens-Melodien
Erklingen nicht bloß für das kurze Heut!
Geschlechter steigen auf und steigen nieder,
Und lehren sich einander seine Lieder.

Wohin?

Ein Sonnetten-Kranz.

---

1. Der West.
2. Die Wolken.
3. Der Fluß.
4. Die Zeit.

1820.

1. Der West.

Wohin? o West! — Warum den Duft verwehen,
Der lieblich aus den Blumenkelchen dringt?
Wohin willst du, wenn meine Emma singt,
Mit den geraubten Liedestönen gehen? —
Doch er entflieht dem Auge ungesehen,
Kaum, daß die Aeolsharfe leis' erklingt,
Und wie er eilend sich vorüberschwingt,
Ist es um süßen Duft und Ton geschehen. —

„Was flüchtig mir der Augenblick geboren,
„In meine Geisterbrust saug' ich es ein.
„Der Ton verklingt, doch geht er nicht verloren,
„Tief in der Seele bleibt er ewig mein.
„Nur wenn du so den Augenblick beschworen,
„Wird er wie du, auch unvergänglich seyn.

2. Die Wolken.

Wohin? ihr Wolken, mit verhängten Zügeln? —
Wohin? auf eurer unsichtbaren Bahn? —
Zieht euch mein Paradies, dieß Thal, nicht an,
Mit seinen Auen, Hainen, Blumenhügeln? —
Wollt ihr euch in dem klaren See nicht spiegeln?
Nicht mit dem Sänger kosen, mit dem Schwan? —
Verweilt! es wird sich bald der Abend nahn,
Und Rosen spenden euren Aether-Flügeln!
„Als Segensboten sind wir ausgesendet,
„Für unsern Reichthum ist dein Thal zu klein.
„Er wird für Millionen ausgespendet,
„Und schließt Gerecht' und Ungerechte ein.
„Nur Segen ist der Zweck von unserm Seyn,
„Und wir vergehn, ist unser Werk vollendet."

3. Der Fluß.

Wohin? o Fluß! mit deinen Wassermassen?
Was treibt dich, unaufhaltsam zu entfliehn?
Schau' doch die Erndte, sieh' die Ufer blühn;
Hör' doch, es ruft: „du sollst uns nicht verlassen!"
Und grüne Arme aus den Hainen fassen
In deine Fluthen, dich zurückzuziehn.
Du aber scheinst von Sehnsucht nur zu glühn,
Und brichst durch Felsen selbst dir deine Gassen! —

„Hast du den weiten Ocean gesehen,
„Vor dem kein Strom, kein Fluß, kein Bach mehr gilt,
„Wo alles eins nur ist, des Himmels Bild
„Nur einzig mag in jeder Welle stehen? —
„In dieses All, das nur ein Sinn erfüllt,
„Da ström' ich hin, dort will ich untergehen.

4. Die Zeit.

Wohin? du ſchnelle Zeit, mit meinen Tagen?
Ach, viel zu kurz war ich ein froh.s Kind!
Der heiße Jüngling ward ein Mann geſchwind,
Der Mann muß jetzt ſchon graue Locken tragen.
Wie auch voll Sehnſucht noch das Herz mag ſchlagen,
Ich ſeh's an deiner Uhr, der Sand verrinnt! —
Laß mir die Stunden, die noch übrig ſind,
Sonſt werd' ich vor dem Richter dich verklagen!
„Haſt Fluß und Weſt und Wolken du vernommen?
„Wer nie die Frucht des Augenblicks verlor,
„Für alle Segen hat, im kindlich frommen
„Vertraun den großen Geiſterbund beſchwor,
„Der fliegt mir noch in ſeiner Sehnſucht vor,
„Dem bring' ich nur, und hab' ihm nichts genommen!"

Lied.

Zur Feier des Academiſchen Erinnerungsfeſtes der Niederlauſitz, am 21. Auguſt

1821.

Ein Gaudeamus ſoll uns heut vereinen,
Ihr Juvenes der alten Zeit, — herbei!
Doch bei des Feſtes Freude ſollt' ich meinen
Stünd' erſt dem Dichter eine Frage frei.

Chor.

Auf alles iſt heut die Antwort bereit,
Drum frag' Er getroſt, wir geben Beſcheid.

Bringt Ihr zur Luſt, die aus dem Becher winket,
Wie ſonſt, noch einen frohen, freien Geiſt? —
Begreift Ihr jetzt, warum man Schmollis trinket?
Und was das tiefe Wort: Fiducit! heißt? —

Chor.

Ja, „Schmollis!“ dem ganzen Menſchengeſchlecht,
Und dann: „Fiducit!“ auf Gott und Recht!

Der Arm, der seinen Hieber einst geschwungen,
Daß er zum Kampf fürs Leben sey gestählt,
Hat er auch nun den rechten Kampf gerungen,
Und treu vertheidigt, was er ernst gewählt?

Chor.

Wohl hat er gestritten mit Feder und Schwert,
Und segnend und strafend die Kraft bewährt.

Das Burschenherz, im Lieben und im Hoffen,
Bei Mangel selbst, so überselig doch,
Blieb, arm und reich, es immer treu und offen?
Glaubt es an Liebe und an Freundschaft noch? —

Chor.

Wir fanden die Liebe, wir fanden den Freund!
Wir haben nicht einsam gelächelt, geweint.

Wohlan! so lebe denn im Saft der Reben,
Wer die Dogmatie sich im Herzen fand!

Wer Exegese aus Natur und Leben
Und Pädagogic lernt im Eheſtand.

Chor.

Ja, wer die Menſchen zu Menſchen erzog,
Wer lehret und tröſtet, — er lebe hoch!

Es lebe, wer begriffen Kant und Fichte,
Und weſſen Herz Jacobi warm gehaucht.
Wer bei dem Aufblick zu der Wahrheit Lichte
Nicht mattgeſchliffne Augengläſer braucht.

Chor.

Es lebe, wer ahnet im ſtillen Gemüth,
Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht.

Es lebe, wer da richtet ohne Binde,
Wer Stadt und Land nur nach dem Landrecht mißt;
Wer allerwegen, wo man auch ihn finde,
Ganz durch und durch ein Corpus juris iſt.

Chor.

Es lebe, wer muthig aufs Jus geſtützt,
Das Laſter beſtraft, die Unſchuld beſchützt!

Es lebe, wer des Seyns geheimes Walten,
Und ſeiner Pulſe ſtilles Wort vernimmt,
Wer kühn mit Zaubertränken weiß zu ſchalten,
Damit des Lebens Flämmchen weiter glimmt.

Chor.

Es lebe, wer Leben erquickt und erhält,
Und raſtlos dem Tode entgegen ſich ſtellt.

Es lebe, wer noch eingedenk der Muſen
Fürs Vaterland den Degen rüſtig ſchwingt.
Es lebe, wer, Natur, an deinem Buſen
Sein friedliches: „Beatus ille“ — ſingt.

Chor.

Es lebe, wer nützet! das ſey uns genug,
Mit Wort und mit Feder! Mit Schwert und mit Pflug!

Es lebe alles, was wir einſt beſeſſen,
Was uns erfüllt, begeiſtert, und geweckt!
Es lebe, was das Herz nie wird vergeſſen,
Obgleich es längſt ein dunkler Schleier deckt!

Chor.

Ja, holde Erinn'rung der ſeligen Zeit,
Dir ſey ein fröhlicher Becher geweiht!

Und daß wir dieſe Zeit in Ehren halten,
Drum bleibe ſtets der Burſchenſinn in Kraft.
Ein reines Herz, ein frohes kräft'ges Walten,
Das ſey der Geiſt der großen Burſchenſchaft!

Chor.

Und Schmollis dem ganzen Menſchengeſchlecht!
Und dann Fiducit auf Gott und Recht!

Der Friedrichsberg bei Sellendorf.

1821.

Nah' an dem lieben trauten Orte,
Ihm, meine Heimath, meine Welt,
Hat, wie der Wächter an der Pforte,
Ein alter Berg ſich hingeſtellt.
Den Lenz, mit ſeinem Blumenkleide,
Er weißt ihn ab, hat mehr zu thun,
Und ſorgt, daß er die Wetter ſcheide,
Damit das Thal mag ſicher ruhn.

Dort in dem Schatten ernſter Föhren,
Die er als Helmſchmuck ſich erwählt,
Weil' ich gar oft, um zuzuhören,
Was mir die Phantaſie erzählt.
Wie bald ihr Wort voll ernſter Mahnung
Dem Sturme gleich vorüberzieht,
Bald ſie mir flüſtert ſüße Ahnung,
Als wär's der Aeolsharfe Lied.

Und ſie ſprach:

„Sende die liebenden Blicke
„Nicht blos der Heimath zu,"
Deren röthliches Dach
Aus dem Schatten der Eichen
Einer gereiften Frucht gleich,
Lieblich dir winkt. —
Schaue weiter hinaus!
Laß auf Schwingen des Lichtes
Ueber die Thäler
Deine Blicke ſchweifen;
Bis ſie, dem Adler gleich,
Auf der bläulichen Spitze
Ferner Gebirge ausruhn.
Sieh, wie Himmel und Erde

Liebend ſich grüßen.
Wie mit Strahlenarmen
Er die Geliebte umfängt,
Und ſie nun ſein Bild,
In Kriſtall gefaßt,
An ihrem Buſen
Tauſendfach trägt,
Und ihre Düfte
Und Nebelgeſpinnſte
Sorgſam ihm ſendet,
Daß er ſein Wolkenkleid
Daraus ſich webe.
Lies auf der großen, vor dir
Ausgebreiteten Tafel,
Was in uralter
Unverlöſchbarer
Zeichenſchrift die Natur
Am Tage der Schöpfung
Aus dem Munde des ewigen
Heiligen Geſetzgebers,
Niedergeſchrieben:
„Es ſollen nirgends
„Und nimmer vergeblich
„Aller Augen

„Auf ihn warten!“
Und dann greif in die Harfe,
In begeiſterte Pſalme,
Was du geleſen, zu ſingen.
Daß der Weſt die Töne
Forttrage über die Welt,
Und die zartbeſaiteten,
Gleichgeſtimmten Herzen
Unter ſeinem Anhauch
Ahnungsvoll mittönen
Zur Harmonie! —

Oder willſt du der Menſchen
Raſtloſes Treiben,
Und ihr flüchtiges Leben,
Näher betrachten?
Sieh, dort ragen
Einzeln zerſtreut
Graue Thürm' empor;
Zählen als treue Wächter
Jeden Tropfen der Zeit;
Mit erhobnem Finger,
Dem Zeiger der Uhr,
Warnend die Menſchen.

Dorthin eil' im Geiſte,
Tritt in die Wohnungen ein.
Zieh den Vorhang hinweg
Von den Scenen
Der Freud' und des Jammers.
Schau' mit dem innern Aug'
In die finſtre Tiefe
Der Bruſt,
Wo des Vulkans Flammen
Geboren werden,
Die bald in leuchtenden Funken,
Ewigen Sternen gleich,
Aufblitzen zum Himmel,
Bald mit glühender Aſche
Die Erde verſengen.
Höre mit geiſtigem Ohr
Auf die Stimmen
Der Liebe und Hoffnung,
Wie allenthalben
Aus der Natur
Und Offenbarung
Den Menſchen ſie warnen und leiten;
Heilige treue Zeugen,
Daß der Vater

Seinen Kindern
Ueberall nahe ſey,
Wie im Glücke,
So in der Prüfung,
Wie im Leben,
So auch im Tode.
Und erkenn' endlich
Die feſte eherne Kette,
Aus Folge und Folge
Menſchlicher Handlung geſchmiedet,
An welcher das
Unerbittliche Schickſal
Den freien Willen
Scheinbar gefeſſelt
Mit ſich fortreißt.

Und dann erfaſſe die Bilder,
Gieb ihnen Leben und Sprache;
Schlage das Buch des Herzens
Mit ſeinen Geheimniſſen auf.
Damit das Volk
Staunend leſe,
Was es ſich lange
Selbſt verſchwiegen,

Und im getreuen Spiegel
Das ähnliche Bild erkennend,
Die Tugend ſich
Muthiger aufrichte
An der Schweſter-Geſtalt;
Und das Laſter, plötzlich
Von der Geſpenſterfurcht Graun
Aufgeſcheucht, zitternd
Hellere Pfade ſich wähle,
Damit ihm nimmer und nimmer
Der bleiche, gräßliche
Doppelgänger
Wieder begegne.

Und es kam nach dieſen Worten
Aus des Abends goldnen Pforten
Zu mir her die Poeſie;
Ordnete mit zarten Händen
Ihrer Schweſter Blumen-Spenden
Zu des Kranzes Harmonie.

Zeigte drauf mir ohne Säumen,
Grab und Wiege, Leben, Träumen,

Hier den Kelch, dort den Pokal,
Und, die Pol' in unſrem Leben,
Legt' ſie Maſk' und Dolch daneben,
Sprach: Wohlan: „dein ſey die Wahl!“

Und ich wählte! — —
Düſterer ſenkte ſich ſchon
In die Thäler der Abend.
Leiſe Weſte floh'n
Kühlend und labend
Ueber die Blumen.
Und die Flur ward ſtille,
Und der Hain ward ſtumm.
Nur das Zirpen der Grille
Und des Käfers Geſumm
Waren die letzten Stimmen
Noch wachender Kinder.

Doch je dichter die Schatten
Sich rieſenhaft
Um mich gelagert hatten,
Je höher ſchwoll
Mir die innere Kraft,

Und der Begeiſt'rung voll
Rief und beſchwor
Ungekannte Geſtalten
Ich aus der Dämm'rung hervor.
Und wenn ſie nahten,
Und mir vorüber wallten,
Wollt' ich Namen und Leben
Und das Gebot zu Thaten
Ihnen geben. — —
Ja! ſie kommen! rief ich, und lauſchte,
Denn in den Zweigen rauſchte
Vernehmlich ein lautes Flüſtern. — —
Doch eine Stimme bot:
Guten Abend! mir:
„Vater, wir bringen dir
„Mit den Geſchwiſtern
„Hier her das Abendbrot.
„Auch das Feuerzeug
„Wirſt du im Körbchen finden.
„Willſt du uns heut nicht wieder
„Von dürrem Laub und Gezweig
„Ein Feuer anzünden? —
„Daß wir Schweſtern und Brüder
„Bei der Flamme röthlichem Glanz

„Wenn die Zweige kniſtern und brennen,
„Unſern Elfentanz
„Fröhlich beginnen können?
„Mutter iſt mit den Kleinen
„Und unſern Freunden
„Auch nicht mehr fern.
„Wir ſind vorausgeſprungen,
„Wollten ſo gern
„Bei dir die Erſten ſeyn!“ —
Und ſie hielten mich feſt umſchlungen.

Und mit verklärtem Blick
Traten die himmliſchen Schweſtern
Freundlich vor den Kindern zurück.
„Beuge dich immer zum roſigen Munde
„Deiner Kleinen nieder!
„Solch eine Stunde
„Stören wir nicht!
„Lebe wohl! wir ſehen uns wieder!“ —
Und ſie zerfloſſen im Dämmerlicht. —

Die Neujahrs-Stunde.

1822.

In tiefer Mitternacht geboren,
Erwacht die erſte deiner Horen,
Sich uns zu nahn, du neues Jahr.
Und wie' ſie ſchüchtern kommt gegangen,
Wird als Geſpielin ſie empfangen
Von Geiſtern und der Träume Schaar.

Die laſſen ſie die ſtillen Auen
Und all' die Schläfer überſchauen,
Für die ſie bringt den Neujahrs-Tag.
„Das iſt der Menſch, der ſo im Wachen,
„Wie auch im Traume weinen, lachen,
„Sich lieben, und ſich haſſen mag!"

„Was bringſt du ihm? — Laß uns es
wiſſen!"
Sie aber beugt ſich zu dem Kiſſen
Des Königs wie des Bettlers hin:
„O ihr, zu Luſt und Schmerz Erkohrne,

„Erwacht! vernehmt die Erſtgeborne!
„Hört mich! ich bin die Warnerin!“

„Der Schweſtern kommen viele tauſend
„Mir haſtig nach, und treiben ſauſend
„Einander raſtlos vor ſich her.
„Nur wen'ge ſind von Glanz umfloſſen,
„Die meiſten ernſt und abgeſchloſſen,
„Und viele nahen bang und ſchwer!“

„Wacht! daß euch keine überfalle!
So ruft ſie! — Doch ſie ſchlafen alle,
Nur wen'ge hören, was ſie ſpricht.
Wie heut und geſtern ſich verſchlingen,
Und was die künft'gen Stunden bringen,
Des Menſchen Bruſt erfaßt es nicht.

„So muß ich ſcheiden und verſtummen?
„Spricht ſie: die Glocke hör' ich ſummen,
„Die Schweſter naht und drängt mich fort;
„Nichts hab' ich als den erſten Segen,
„Den will ich auf das Haupt euch legen,
„Ein feſter Helm, ein ſtarker Hort!“

„Dein Segen, Fürſt, ſey: fromm zu walten!
„Dein Segen, Volk: Geſetz zu halten!
„Dann bleibt ihr beide ſtark und frei!
„Ihr alle ſeyd nicht mehr, nicht minder
„Des ewgen Vaters gleiche Kinder,
„Drum ſey mein Segen: liebt euch treu!“

Und ſie entflieht! — das Wort der Frommen,
Das ihr im Traume nur vernommen,
Dem Dichter ward es offenbar,
Drum läßt ers aus den Saiten hallen:
„Mein Fürſt, mein Volk, ich künd' euch allen
„Den Segen für das neue Jahr!“

Die Seelenwanderung.

1822.

Wenn ich ſo bei dem Pflänzchen ſteh',
Es wachſen und erblühen ſeh,
Auf zarten Wurzel-Füßen,
Wenn es die Düfte, die es haucht,
Wie leiſe Liebes-Worte braucht,
Die Nachbarin zu grüßen:
So iſt mir wahrlich dann zu Muth,
Als wüßt' ich, wie das Blühen thut.

Schau' ich, wie ſich der Bach bewegt,
Wie er von Sehnſucht ſtill erregt,
Die Braut, die Flur umſchlinget;
All überall willkommner Gaſt,
Er dennoch immer ſonder Raſt
Fort in die Weite dringet:
So wird mir wahrlich dann zu Muth,
Als ob ich ſonſt des Baches Fluth.

Hab' ich dem Vöglein zugeſchaut,
Wie emſig es ſein Neſtchen baut,
Wie treu das Weiblein brütet,
Und wie das Männlein koost und ſingt
Und ihm die beſten Würmchen bringt,
Und Weib und Jungen hütet:
So wird mir immer dann zu Muth',
Als kennt' ich jene Zeit der Brut.

Seh' ich, wie ſich der Adler hebt,
Iſt mir, als hätt' ich auch geſchwebt,
Hoch über Berg und Halden.
Hör' ich des Schwanes letztes Lied,
Seh' wie der Kranich heimwärts zieht,
Auf daß ſie von uns ſcheiden:
So wird mir immer dann zu Muth',
Als kennt' ich beider Heimath gut.

Wenn ſich die Raupe längſt verſpann,
Und in der engen Puppe dann
Geheimes Leben waltet,
Des Sarges Riegel endlich ſpringt,
Der Schmetterling zu Tage dringt,
Und auf die Flüglein faltet:

So wird mir dann, als ob aus Nacht
Ich auch einmal so schon erwacht.

Und deshalb scheint mir offenbar
Der Seelenwandrung Lehre wahr;
Wo möcht' ich sonst es lesen:
Was Vogel, Blum' und Bach erfüllt,
Wie sich der Schmetterling enthüllt,
Wär' ich's nicht selbst gewesen?
Wie? — oder ist mir so zu Muth
Weil mir die Welt im Busen ruht? —

An J. G. Worbs,

den Geschichtsforscher.

Am Tage der Einweihung einer durch ihn neu erbauten Kirche zu Pribus.

Ein Rundgesang

für seine dort versammelten Freunde und Gemeinde-Glieder.

1823.

Im Gotteshauf' ist heut ein Psalm erklungen,
Ein Dankes-Psalm dem unerforschten Geist!
Jetzt aber werd' auch hier ein Lied gesungen,
Ein Dankes-Lied, das Dich, den Würd'gen preist!

Chor.

Wo Dank und Liebe geopfert hat,
Wird Tempel und Hütte zur heiligen Statt!

Den Vater droben haben wir gepriesen,
Daß er der Kirche Bau so treu gehegt.
Dich aber hat er sichtbar auserkiesen,
Daß Deine Hand den Grundstein ihm gelegt.

Chor.

Dir hat er das Werk in Liebe vertraut,
Er hat es gesegnet, Du hast es erbaut.

Und Tag und Nacht, und emsig hin und wieder
Flog Deine Sorg' und brachte Hülf' und Rath!
Gar mancher Tag ging auf, und mancher nieder,
Eh man den letzten Schlag am Werke that.

Chor.

Wer kennt und ermißt Deine Sorgen genau?
Wir haben nur Freude am herrlichen Bau!

Und sieh, nun wirst Du selbst am heil'gen Orte

Uns oft um Dich verſammeln froh und gern;
Denn Deine tiefen inhaltreichen Worte
Verkünden uns den reinen Geiſt des Herrn.

Chor.

Und Heil Dir! rufen die Herzen dann laut:
Du haſt dieſe Kirche und uns erbaut!

Der Du der Vorzeit Schleier aufgehoben,
Und leicht verſtanden den geheimen Sinn;
Aus morſchen Fäden manch' Gewand gewoben
Für die Geſchichte, unſre Richterin,

Chor.

Dir haben Jahrtauſende anvertraut,
Was längſt mit Raſen war überbaut.

Du weißt, daß, wen die Mitwelt oft vergöttert,
Und weſſen Namen ſie begeiſtert ruft,
Die Nachwelt oft verachtet, und zerſchmettert
Das ſtolze Mauſoleum ſeiner Gruft.

Chor.

Du weißt, es iſt ein ſtrenges Gericht,
Wo die Geſchichte das Urtheil ſpricht.

Und dennoch ſchau'ſt Du ſicher, ohne Bangen
Um Deinen Ruf, in ferne Zeit hinaus.
Wenn auch Geſchlecht einſt auf Geſchlecht vergangen,
Dein Monument bleibt dieſes Gotteshaus.

Chor.

Und wer hier Troſt und Erhebung fand,
Der ſegnet die längſt zerſtäubte Hand.

Und gleiche Werke nimmer zu vernichten,
Haſt Du Dir in der Geiſterwelt erbaut;
So lange die Geſchichte wird berichten,
Nennt ſie gewiß Worbs, ihren Zeugen, laut!

Chor.

Und wenn wir auch alle vergeſſen ſind,
Du bleibſt der Lehrer von Vater und Kind.

So bleibe denn noch lang' auch unser Lehrer,
Du reichbegabter, hochgeliebter Greis!
Nicht hier bloß siehst Du Freunde und Verehrer,
Es schlingt sich weit ihr unsichtbarer Kreis.

Chor.

Und alle stimmen im Geiste mit ein,
Dir einen fröhlichen Becher zu weih'n!

Grabſchriften.

1.

Auf den Grabſtein der Frau v. S. geb. v. L. mit ihrem Kinde im Park zu O. begraben.

Schlumm're im Schatten des Hains, der oft zu Träumen dich wiegte,
Unterm grünenden Moos, wo als Kind du geſpielt.
Geiſter verrauſchter Zeit, der Stunden ſchönerer Blüthe,
Schweben im Dufte der Nacht um das einſame Grab.
Roſen blühen darauf, nicht ahnend, daß unter ihnen
Eine ſchön're zugleich mit der Knoſpe vergeht.

2.

Auf den Grabſtein des Pr. v. T., auf dem Kirchhofe zu U ....

1819.

Seines Namens Gedächtniß
Hat er ihm ſelbſt geſtiftet.

Deshalb, o Stein!
Sey nur ein Denkmal der Liebe,
Denn die Herzen, die ihn geliebt,
zerfallen
früher in Staub,
als du.

3.

Auf den Grabstein der Gattin des vorigen, eben daselbst.

Ihrer Demuth Bild
ist das Grab:
Aller weiblichen Tugenden seltner Verein
deckts hier verschwiegen.